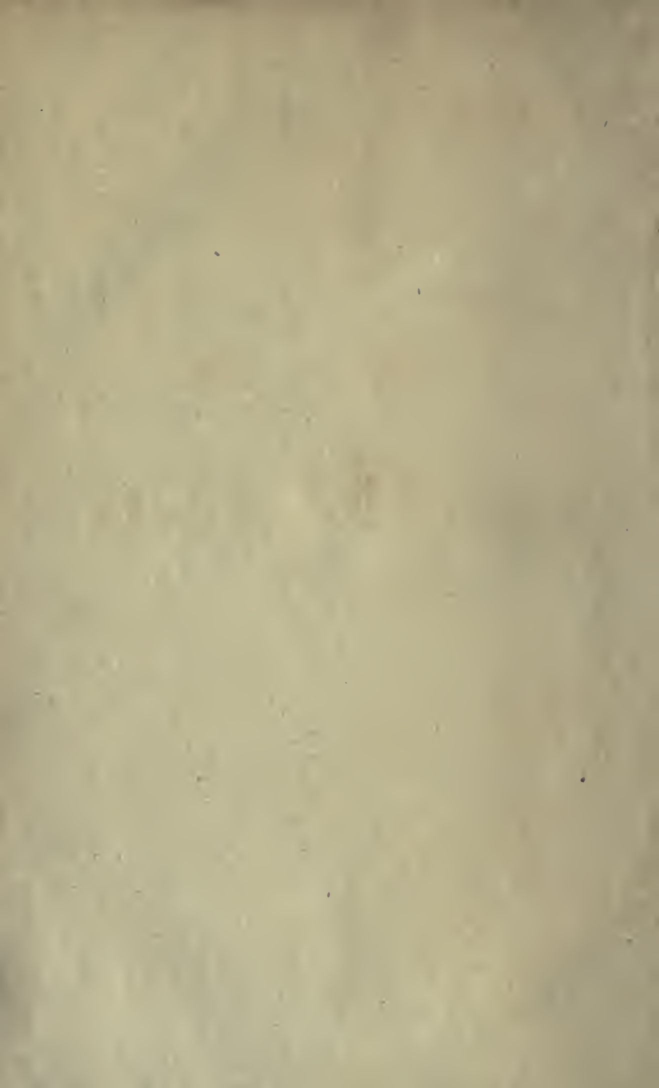
UNIVERSITY
OF
TORONTO
LIBRARY





LG
C193

Sämmtliche

Kinder- und Jugendschriften

von

Joachim Heinrich Campe.

Vierte Gesammtausgabe der letzten Hand.

Viertes Bändchen.

Kinderbibliothek.

Dritter Theil.

43322
7/11/92

In der Reihe die vierzehnte Original-Auflage.

Braunschweig,
Verlag der Schulbuchhandlung.
1831.



Inhalt.

Die Streitsucht.

Anton war sonst ein wackerer Knabe, lernte fleißig, und war mit Freuden gehorsam; deßwegen liebte man ihn sehr; aber er litt seit einiger Zeit, ich weiß nicht wodurch, an einer traurigen Krankheit — an der Streitsucht.

Man bedauerte ihn daher, und wünschte ihn zu heilen.

Schon viele Versuche hatte sein liebreicher Vater mit ihm gemacht, aber alle waren fruchtlos geblieben.

Seine Schwester Mariane, seine gewöhnlichste Gespielinn, war eines von den gutartigen Mädchen, die viel lieber Unrecht leiden, als streiten mögen.

Nie gerieth sie mit ihm in Zank, so oft sie auch zusammen spielten; denn so bald sie merkte, daß ihn sein Zankfieber antrat, schwieg sie still; und wollte er dann nicht weiter spielen, so ging sie weg, ohne ihm den geringsten Vorwurf zu machen.

Dies gute Betragen des lieben Mädchens hätte ihn sicher geheilt, wäre sein Uebel nicht schon zu tief eingewurzelt gewesen; aber so weit war es mit ihm gekommen, daß ihre Sanftmuth ihn nicht mehr beschämte.

Was das Schlimmste war, so ward er täglich kränker. Seine übrigens gute Gemüthsart hatte ihm manchen kleinen Freund erworben. Da sah er es nun sehr gern, wenn er nach seinen Lehrstunden Erlaubniß bekam, Einen oder den Andern zu besuchen, und sich mit ihnen zu vergnügen.

Unter diesen waren auch ein paar Knaben von heftigem Gemüth.

So lange unser Anton sich seines Fehlers enthielt, ging es recht gut, aber das währte nicht lange; er wurde bald wieder davon hingerissen.

Einst kam er zu seinem Freunde Philipp, bei dem noch zwei andere, Gustav und Karl, zum Spiel sich versammelt hatten.

Sie wollten ein Spiel anfangen, ein Jeder schlug eins vor, und bestand darauf, daß es gespielt werde, am meisten Anton. Philipp bat, sie möchten sich doch freundschaftlich darum vertragen, und rieth, daß eines Jeden Spiel gespielt werde; und weil es doch nicht anging, daß die Gesellschaft sie alle auf einmahl spielte, so schlug er vor, man möge losen, wessen Spiel zuerst daran kommen solle.

Billiger konnte man nun wol nicht entscheiden, als Freund Philipp, und doch wollte man ihn nicht hören.

Die kleinen Streitgeister waren nicht fähig, sich zu fügen, und bestanden alle Drei gleich hartnäckig auf ihrem Willen.

Daß es für diesmahl um das Vergnügen der Gesellschaft gethan war, versteht sich wol von selbst. Aber wenns dabei nur geblieben wäre!

Doch ach! sie hörten auf, sich zu lieben, und Anton versicherte, weil er gar nicht schuldig zu sein glaubte, daß er nie wieder in ihre Gesellschaft kommen werde; die Andern versicherten dasselbe, und so ging man aus einander, ohne daß das Zureden des gutmüthigen Philipps das geringste geholfen hätte.

Anton kam mißmüthig nach Hause, ging stumm und finster allein umher, und wagte es doch nicht, sich elbst zu fragen, woher sein Mißmuth entstanden sei?

Doch sagte ihm eine ganz leise Stimme, daß seine Streitsucht wol Schuld sein möge.

Am folgenden Tage ging er, nach erhaltener Erlaubniß seines Vaters, zu einem andern kleinen Freunde, Simon genannt. Er erinnerte sich des gestrigen Tages, und war anfangs friedsamer.

Simon hatte auch noch einen Bruder, der Kristoph hieß. Alle Drei gingen in den Garten, wo eine Kegelbahn, eine Schaukel und verschiedene andere Spielanstalten waren.

Hier gings nun, wie man denken kann, sehr vergnügt zu; denn bisher war Anton der friedsamste Knabe gewesen, und seine beiden Freunde bestrebten sich um die Wette, ihm Vergnügen zu machen.

Von ungefähr wird Anton am andern Ende des Gartens einen kleinen Teich und einen Kahn darauf gewahr.

O laßt uns dahin gehen, und uns auf dem Teiche herumfahren, sagte er zu seinen Freunden. Wir dürfen nicht, lieber Anton, antwortete Simon. Der Vater fährt uns selbst; uns aber hat er's verboten. Wenn wir's uns je einfallen ließen, sagte er, es dennoch zu thun, so würden wir dies Vergnügen auf immer verlieren.

Anton.

Und warum das?

Kristoph.

Weil wir's nicht verstehen, einen Kahn zu lenken, lieber Anton, und leicht zu Schaden kommen könnten.

Anton.

O, wenn er sonst keine Ursache hat! — Ich verstehe das Rudern; ich will euch schon fahren.

Simon.

Das kann sein, Anton; aber wir wagen es doch nicht. Es könnte dir doch fehlen, und wir könnten alle Drei unglücklich sein; überdas hat's der Vater verboten, und dies ist uns genug.

Kristoph.

Wenn du nur warten willst, bis Vater zu Hause kommt, so wollen wir ihn bitten, daß er uns fahre.

Anton vergaß sich, fuhr fort zu streiten und zu behaupten, daß sie's ohne Schaden thun könnten.

Da die Beiden sich immer standhaft weigerten, nannte er sie furchtsam.

Simon, ohne böse zu werden, sagte ihm, daß sie sich bei dieser Furcht, ihren Vater zu beleidigen, besser befänden, als bei ihrer ehemahligen Wildheit.

Dies beleidigte Anton so sehr, daß er trotzig wegging, und versicherte, er werde nie wieder kommen.

Sie, die froh waren, einen lästigen Gesellschafter los zu werden, hielten ihn nicht; und er ging nach Hause, finsterer und mürrischer, als je.

Den Vater schmerzte es sehr, den Knaben mit diesem Unmuthe von einem Orte kommen zu sehen, von wo er sonst viel Freude mitbrachte.

Er konnte keinen Augenblick zweifeln, daß seine traurige Streitsucht die Ursache dieses Mißbehagens sei. Noch einmahl, obgleich mit weniger Hoffnung, wagte er den Versuch, ihn zu heilen.

Dir ist nicht wohl, mein Sohn, sagte er zu Anton.

Anton.

O, ich möchte, daß ich nicht ausgegangen wäre!

Vater.

Warum das?

Anton.

Denke nur, Vater, die Knaben, wo ich war, Simon und Kristoph, sind weit jünger, als ich, und wollen mir doch nicht glauben!

Vater.

Und was war's, was sie dir nicht glauben wollten?

Anton.

Im Garten ist ein Teich; darauf wollte ich sie fahren. — Du selbst hast mich ja das Rudern gelehrt, als wir einmahl auf dem Lande waren, und auf des Oheims großem See zusammen fuhren. — Aber das wollten sie nicht glauben, so viel ichs ihnen auch versicherte. Die albernen Knaben waren zu furchtsam, und blieben dabei, ihr Vater habe es ihnen verboten.

Vater.

Und das nahmst du übel?

Anton.

Ja, wenn ich Etwas gewiß weiß, und man es nicht glauben will — und widerstreitet —

Vater.

Also magst du das Streiten nicht leiden?

Anton.

Wenn ich Recht habe, und man mir's doch abstreiten will —

Vater.

Wie kannst du denn so gewiß wissen, ob du Recht hast? Kannst du dich nicht irren?

Anton.

Ja, das wol.

Vater.

Nun sieh, gleich diesmahl hast du wirklich geirret.

Anton.

Ich, Vater?

Vater.

Ja, mein Sohn; deine beiden Freunde waren vernünftiger, als du. — Ihr Vater hatte ihnen ohne weitere Einschränkung das Fahren auf dem Teiche verboten. Daran hielten sie sich, und ließen sich durch deinen Ungestüm nicht irre machen; denn er hatte ihnen nicht gesagt: wenn ein älterer und stärkerer Knabe, wie ihr, euch zuredet, so könnt ihr wol fahren.

Auch konnten sie ihn, weil er nicht dawar, hierüber nicht fragen; sie hatten also Recht, an sein Verbot sich zu halten, und du hattest Unrecht, sehr Unrecht, ihnen das zu verargen, denn du hättest sie bald zu einem großen Fehler verleitet.

Anton.

Ach, Vater, ich sehe, daß ich ein Thor war! Kannst du mir verzeihen?

Vater.

Von Herzen gern, mein Sohn. Und wie würde ich dich lieben, wenn du von heute an dich bestrebtest, deinen alten Fehler abzulegen!

Anton.

Ich will, liebster Vater; aber du mußt mir helfen, mußt mich erinnern, so oft ich in Gefahr bin, mich zu vergessen. Ich haßte das Streiten an Andern, die Recht hatten, zu streiten. Wie gehässig muß es mich gemacht haben, mich, der ich mit Unrecht stritt?

Nein, meine Freunde können mich nun nicht mehr lieben — ich werde nun immer traurig und allein zu Hause sein müssen!

Vater.

Höre, Anton, wenn dein Vorsatz ernstlich ist, und ich glaube, daß er's ist, so gelingt dir die Ausübung gewiß. Versuche es einige Zeit, dich von deinem Fehler

loszumachen; und fühlst du dann, daß es dir gelingt, so geh zu deinen Freunden — auf mein Wort: sie werden dir verzeihen; und konnten sie gleich den eigensinnigen, streitsüchtigen Anton nicht mehr lieben, so lieben sie gewiß den sanften, verträgsamen zehnmahl mehr, als sonst. —

Anton folgte dem Rathe, besserte sich, und ward geliebter und zufriedner, als je. E.

Von der Arbeitsamkeit.

Emilie hatte eine Mutter, die liebte den Fleiß, und war eine große Freundinn der Arbeitsamkeit.

Die Tochter war es nicht; auch ward es ihr schwer, der liebreichen Mutter zu glauben, wenn sie ihr von dem Vergnügen des Fleißes und von der Unlust erzählte, die mit der Trägheit verbunden ist.

Zwar arbeitete sie, so oft es die Mutter befahl, denn des Gehorsams war sie gewohnt; aber man denke selbst, wie wenig es ihr glückte, da sie immer mit Unmuth daran ging.

Liebes Mädchen, sagte dann oft die Mutter, wenn sie es mit hängendem Kopfe und verdrießlichen Ge sichtearbeiten sah, liebes Mädchen, möchtest du doch bald einmahl selbst erfahren, welche Glückseligkeit die Arbeit gewährt, und welch ein unleidlicher Zustand die Unthätigkeit ist!

Ihr liebevoller Wunsch wurde erfüllt.

Als Emilie elf Jahr alt war, reiste sie einmahl mit über Land; die Mutter versah sich mit allerlei Arbeitszeuge, und rieth Emilien, das auch zu thun.

Sie wollte es thun. Aber wie leicht vergißt man, was man ungern thut! Sie that es nicht.

Die Reise ging ziemlich weit. Als sie unterweges waren, fiel ein heftiges Regenwetter ein, daß sie nicht weiter reisen konnten, und, da sie einen offenen Wagen hatten, in einem Dorfe bleiben und besseres Wetter abwarten mußten.

Weil im Gasthofe kein Platz für sie war, so ließen sie bloß den Wagen dort, und kehrten bei einer gutherzigen Alten ein, die ihnen Bett und Kämmerchen einräumte. Das war aber auch Alles, was sie hatte.

Sie blieb bei ihren Gästen. Ein Spinnrad war ihre ganze Beschäftigung.

Wie wohl that es nun der Mutter, Arbeit bei sich zu haben! Sie unterredete sich mit der guten Alten, und unter Gespräch und Arbeit flog der lange Herbstabend dahin.

Die arme Emilie hatte kein Geschäft, und weil die Alte von weiter nichts zu sprechen wußte, als von ihren Arbeiten, so fand sie auch an diesem Gespräch keinen Wohlgefallen.

Kaum könnt ihr's euch vorstellen, ihr Lieben, die ihr zur Arbeitsamkeit gewöhnt seid, welche traurige Langweile sie fühlte.

Unter vielem Murren und Seufzen, über das widerwärtige Wetter, verbrachte sie den Abend, und höchst unzufrieden mit sich selbst schlief sie ein.

Mit welcher Freude erwachte sie den nächsten Morgen, als sie den Himmel heller sah! Mit welcher Ungeduld hoffte sie, daß der Wagen zur Reise angespannt würde!

Jetzt war er fertig, und froh, unter vielen Danksagungen, schieden Mutter und Tochter von der gutherzigen Alten.

Die Fahrt ging ein wenig uneben; denn durch das

heftige Regenwetter war die Straße tief und unwegsam geworden.

Als sie beinahe eine Meile gefahren waren, brach ein Rad am Wagen; er fiel, doch kamen sie Beide unbeschädigt davon.

Nachdem sie sich vom ersten Schrecken erholt hatten, ward die Mutter gewahr, daß zum guten Glück ein Dorf in der Nähe lag.

Sie nahm Emilien mit sich, und ging dahin, um ihrem Kutscher Hülfe zu schaffen.

In diesem Dörfchen nun wohnte weder Schmied noch Rademacher. Es dauerte also ein paar Tage, ehe der Wagen wieder in Stand gesetzt werden konnte.

Die arme Emilie! Wie seufzte, wie jammerte sie vor langer Weile! Und wer konnte ihr helfen? Die Mutter nicht, so lieb sie sie auch hatte. Von ihrer Arbeit konnte sie ihr keine geben, denn die hatte Emilie nie lernen mögen.

Nun fing sie an, den Werth des Fleißes zu fühlen; ganz beschämt sagte sie zur Mutter:

Ach, ich hab's verdient, liebe Mutter, von dieser traurigen Langweile gequält zu werden! Nun erst weiß ich, wie gut du es mit mir meintest, wenn du mich zur Arbeit anhieltest! Gewiß (hier hing sie sich an der Mutter Arm, und drückte ihre Hand fest an sich) gewiß sollen deine Ermahnungen nicht wieder vergebens sein! Ich kenne nun das Unleidliche des Müßigganges. — Ich entsage ihm von heute an, und (indem sie der Mutter Hand mit Thränen begoß) verzeihe mir, daß ich dich gekränkt habe! Nie, nie thue ich es wieder.

Man sagt, sie habe es nie wieder gethan.

Elise Reimarus.

Die Vorsicht.

Ein junges muthigs Roß,
Dem Arbeit nicht so wohl gefiel,
Als Freiheit, Müßiggang und Spiel,
Riß sich von seinem Joche los,
Und floh davon auf grüne Weiden;
O welche Freuden!

Der Lenz, der Sommer strich
In frohem Müßiggange hin;
Ihm kam die Zukunft nicht in Sinn;
Es letzte jetzt und freute sich.
Allein der Winter nahm die Freuden
Den grünen Weiden.

Die Wiesen wurden leer;
In Lüften stürmt' ein rauher Nord;
Das Pferdchen floh von Ort zu Ort,
Und fand kein Dach, kein Futter mehr.
Jetzt warf es ängstlich seine Blicke
Auf sich zurücke.

Ich Thor! rief es; ach! ach!
Hätt' ich die kurze schöne Zeit
Das Bißchen Arbeit nicht gescheut,
Jetzt hätt' ich Hafer, Heu und Dach!
Wie schändlich, für so kurze Freuden
So lang' zu leiden!

Ungenannter.

Fritzchen am Neujahr.

Ha! guten Morgen, Fritzchen! — heut'
Ist guten Morgen viel!
Ein neues Morgenroth der Zeit,
Ein neuer Lauf zum Ziel!

Wie ist mir doch? — Da steh' ich hier,
Und schaue um mich her;
Und allenthalben däucht es mir,
Als ob es anders wär';

Als trät' ich in ein neues Land,
Und wäre selber neu,
Und wäre etwas unbekannt,
Und doch vergnügt dabei.

So, denk' ich, wird mir's künftig sein,
Wenn nun der liebe Gott
Erst Neujahr macht, und holt uns ein
Am letzten Morgenroth.

Dann guten Morgen, Ewigkeit!
Und keine Nacht dann mehr;
Und fröhlich Neujahr weit und breit,
Zu unsers Gottes Ehr'!

Doch Dank für so weit, lieber Herr!
Wir haben's hier auch gut,
Und wird uns immer merklicher,
Daß Segen auf uns ruht.

Dazu ist Alles vor dir gleich,
So Blume, so der Strauch.
Die Erd' ist auch ein Himmelreich,
Denn du regierst sie auch.

Und wer sich hier nicht freuen kann,
Daß du sein Vater bist,
Der, wahrlich! freut sich nicht daran,
Wenn er im Himmel ist.

Für uns ist jede Stunde wol
Des frohen Jubels werth;
Denn unser Theil ist übervoll
Von Freuden uns beschert.

Daß ich nur bin — was trägt mir das
Schon für Vergnügen ein!
Ich armes Fritzchen könnte ja
Nur nichts geblieben sein.

O dies allein, dies stürzt mich hin
In Dank, in lauten Dank!
Ihr lieben Engel, hört's! ich bin!
Hört meinen Lobgesang!

Die Blume blüht: das zeigt auf mehr;
Vergebens blüht sie nicht.
Sie streut den süßen Duft umher,
Indem sie Frucht verspricht.

Um Frucht zu werden, blühet sie;
Ihr Engel, so bin ich:
Ein kleines Blümchen blüh' ich hie,
Ihr erntet einstens mich.

Ihr Engel, war't ihr gleich so hoch,
Ich weiß es nicht. Ich will
Mich niedrig halten immer noch,
Und blühn, und duften still.

Die Erd' ist wol ein gutes Beet!
Wir Blümlein dürsten nicht.
Der Gärtner, welcher uns gesä't,
Hat Regen, wenn er spricht.

Er hat auch Wärme, daß die Frucht
Zur Reife wohl gedeih';
Und daß, wenn er nun kommt und sucht,
Es nicht vergebens sei.

Das soll es nicht! — denn seht, da naht
Sie her, mit neuer Kraft,
Die liebe Sonne, die der Saat
Gedeihn die Fülle schafft!

Overbeck.

Die böse Laune.

Immer heitern, frohen Sinn
Sollt' ich allerdings wol haben,
Weil ich noch ein Knabe bin,
Und beglückt vor manchem Knaben;
Wacker treib' ich Spiel und Lauf,
Immer kehrt die Mahlzeit wieder!
Morgens steh' ich ruhig auf,
Abends leg' ich sanft mich nieder.

Und gewiß, ich bin vergnügt,
Wenn die Freude bei mir weilet,
Wenn mir nichts im Köpfchen liegt,
Das kein Ball, kein Kreisel heilet.
Aber sprich, wo kommst du her,
Böse Laune, meine Plage?
Ungeheu'r, wo kommst du her?
Sprich, daß ich es wieder sage!

Sicher schleichst du in der Nacht
Tückisch mir in mein Gehirne;
Denn kaum bin ich oft erwacht,
Wühlts schon hier mir in der Stirne.
Dann mag schön der Morgen sein,
Lieblich mag mein Täubchen kurren,
Heiser mag sich Papchen schrein;
Ich kann nichts, als knurren, knurren.

Uebermaß in Speis' und Trank
Ist die Quelle vieler Sünden.
Gelt, ich suche schon nicht lang',
Um auch diesen Feind zu finden.
Hab' ichs nicht gar oft verspürt?
Wenn des Essens Lust mich lockte,
That ich mehr, als mir gebührt;
Und ach! meine Freude stockte.

Wie man immer wachen muß!
Lieber Gott! dem kleinsten Fehle
Folget schleunig auf dem Fuß
Züchtigung an Leib und Seele.

Fritzchen, Fritzchen! hier ist noch
Weites Feld für dich zu pflügen!
Nun, die Laune soll sich doch
Unter meinem Pfluge schmiegen!

Overbeck.

An eine Weintraube.

Sie pressen dich und stoßen dich zu Schanden,
Und machen Wein daraus,
Und hegen ihn in Kerkern und in Banden,
Und tragen ihn nach Haus;

Und trinken ihn vom Abend bis zum Morgen,
Und treibens arg dabei,
Und singen: Er, der Wein, zersprengt die Sorgen
Schier wie ein Glas entzwei!

Und haben Kopfweh dann des andern Tages,
Und haben Grillenfang,
Und sind nun von des lieben Trinkgelages
Erinnerung schon krank.

Daß du dich nicht, wenn ich den Saft dir raube,
Zum Wein in mir verkehrst!
Und nicht zu Glut, du wunderliche Traube,
In meinem Magen gährst!

Ich habe meinen Kopf noch viel zu nöthig,
Die Zeiten brauchen viel!
Und Sorgen sind bisher noch nicht vorräthig,
Als höchstens für mein Spiel.

Wenn du das willst, so werde zur Rosine,
Der ich viel holder bin,
So süß und mild für Schwester Wilhelmine,
Die kleine Näscherinn!

Overbeck.

An meine Seele.

Wo bist du, daß ich dich erkenne,
Und zu dir sage: du bist Ich!
Du, die ich alle Tage nenne,
Und doch verlegen bin um dich.
Bist du ein Hauch, wie Lüfte wehen?
Bist du ein Schein, wie lichter Strahl?
Ich möchte dich gar gerne sehen;
Kannst du's, so zeige dich einmahl.

Es ist doch wunderlich, zu wissen,
Daß was Lebendig's in uns ist,
Und doch die Freude nicht genießen,
Es zu erkennen, wie es ist!
Es soll die Kraft von meinem Leben,
Es soll mein Allerbestes sein,
Und doch muß ich so lange leben,
Und sehe dieses Ding nicht ein.

Jüngst war mein Täubchen so beklommen,
Da guckt' ich mir die Augen blind;
Ich dacht': es wird die Seele kommen;
Allein, es starb, — ich armes Kind!

Es starb, und von der kleinen Seele
Hab' ich auch keine Spur gekriegt,
Ich merkte wol die offne Kehle,
Die stille Brust, doch mehr auch nicht.

Es sind gewiß recht große Sachen,
Das fühl' ich, denk' ich nur daran,
Im tiefsten Schlafe noch zu wachen,
Im Tode gar! und himmelan
Hinauf zum lieben Gott zu fliegen,
Und dann zu sagen: ich war todt,
Und lebe doch! — Das kann genügen,
Das stärket, wenn die Grube droht.

Gewiß ist's, wenn ich an dich denke,
So ist mir Gott auch niemahls weit;
Ich sorge, daß ich ihn nicht kränke,
Und schicke mich zur Sittsamkeit.
Darum kann ich dich nicht versäumen,
Darum forsch' ich so gern nach dir,
Doch all' mein Forschen bleibt nur Träumen,
Und unbegreiflich bist du mir.

Ich habe manchmahl sagen hören,
Es sei ein Schutzgeist mir gesandt,
Der mich im Bösen müsse stören,
Im Guten sei er mir zur Hand.
Ich glaub', ich glaub', ich hab's errathen;
Du, Seele, bist der gute Geist,
Der mich in allen meinen Thaten,
Acht' ich darauf, zurechte weist.

Sei immer mir gegrüßt, o Seele,
Gegrüßt in deiner Dunkelheit!
Gieb mir bei jedem meiner Fehle
Die Warnung noch zu rechter Zeit!
Ich will mich deiner stets erfreuen;
Was du auch seist, du bist von Gott!
Durch dich erhalt' ich mein Gedeihen,
Durch dich besieg' ich einst den Tod.

Overbeck.

Mutter und Lieschen.

Ein Gespräch.

Was fehlt dir, Lieschen? du siehst ja so traurig aus.

Lieschen.

O nur ein Bißchen!

Mutter.

Warum denn, mein Kind? Ich dachte, der Lustgang, den wir gemacht haben, sollte dich erheitern?

Lieschen.

Ja, das that er auch, liebe Mutter. — Aber da ich mit Hannen sehen wollte, was die arme kranke Schulmeisterinn machte, da fanden wir die drei Kinder unsers Tischlers vor ihrer Thür, die erbärmlich vor Hunger weinten.

Mutter.

Wie ist das möglich, Kind? Der Mann hat ja so schönen Verdienst, und nur noch die vorige Woche habe ich ihm selbst 10 Rthlr. bezahlt, die er in kurzer Zeit in unserm Hause verdient hatte.

Lieschen.

Das sagte Hanne auch zu der Nachbarinn, die dabei stand, und den Kindern ein Stückchen Brot gab.

Mutter.

Und was antwortete die?

Lieschen.

Der arme Mann ist wol sehr zu beklagen, sagte sie; er läßt sichs blutsauer werden; aber das hilft ihm Alles nicht; denn seine Frau, die ist gar keine Wirthinn; sie versteht gar nichts von alle Dem, was eine Frau doch wissen muß; sie kann nicht nähen, nicht stricken und spinnen, ja nicht einmahl waschen. Wenn der arme Mann mit seinen Kindern ein reines Hemde anziehen will, so muß er es für Geld außer dem Hause waschen lassen.

Mutter.

Das ist ja arg; und da hattest du wol Ursache, traurig darüber zu sein, eine Mutter zu finden, die keine einzige ihrer Pflichten erfüllt. Gott lasse es doch die einzige sein, die dir je zu Gesicht kommt!

Lieschen.

Ach, das ist noch nicht Alles! Höre nur, liebe Mutter! — Da sie sich nun mit nichts, gar nichts beschäftigen kann, so hat sie sich aus Müßiggang den Trunk angewöhnt. Wenn der Mann mit seinen Kindern Mittags- oder Abendbrot zu finden glaubt, so liegt sie oft ohne Sinn und Verstand im Bette, und der Vater hat dann oft mit den armen Kindern nicht einmahl ein wenig Suppe zu essen. Sind das nicht recht unglückliche Kinder?

Mutter.

Ja wohl sind sie das, gutes Mädchen! Aber du hast bei dieser traurigen Gelegenheit eine Erfahrung gemacht, die dir auf dein ganzes Leben nützen kann.

Lieschen.

Welche, liebe Mutter?

Mutter.

Die, daß eine Frau, die kein Geschäft gelernt hat, das zu ihrer Bestimmung gehört, das allerverächtlichste und unglücklichste Geschöpf in der Welt ist.

Nun wirst du es mehr als jemahls begreifen, warum dein Vater und ich dich so unaufhörlich zur Arbeit ermahnen.

Lieschen.

O ja, liebe Mutter; ich sehe es nun noch mehr ein, daß du mich lieb hast, weil du mich arbeiten lehrst.

Aber sage mir einmahl: die vornehmen und reichen Kinder, die haben doch wol nicht nöthig, so vielerlei Arbeiten zu lernen? Die können ja Alles, wenn sie einmahl verheirathet sind, von ihren Mägden thun lassen. Nicht wahr, liebe Mutter?

Mutter.

Auch für die, liebes Lieschen, ist die Arbeit, so wie für die Armen, unentbehrlich. Denn erstens beschäftigt es sie angenehm, da sie sonst oft vor langer Weile keine fröhliche Minute haben würden. Und dann können sie auch das Geld, das sie für Verfertigung ihres Putzes und ihrer Kleidung ausgeben müßten, zur Erziehung armer Kinder, oder zur Erquickung armer Kranken und Nothleidenden verwenden, und sich so die reinste Freude des Lebens verschaffen.

Auch Das, daß sie wissen, wie schwer oder wie leicht eine Arbeit ist, lehrt sie gerecht gegen ihre Bediente sein, und nicht mehr von ihnen fodern, als diese leisten können. Sie wissen den Fleiß alsdann zu schätzen und zu belohnen. Und die Ausübung dieser Gerechtigkeit schafft einer jeden guten Hausfrau das unaussprechliche Vergnügen, sich von ihren Leuten geliebt zu sehen; ein Vergnügen, welches sie nicht genießen würde,

wenn ihre Befehle nicht auf Kenntniß der Sache, sondern auf Eigensinn gegründet wären.

Glaubst du es nun noch, meine Gute, daß die Kinder der Vornehmen und Reichen nicht nöthig haben, arbeiten zu lernen?

Lieschen.

Nein, beste Mutter, das glaube ich nicht mehr; ich sehe ein, daß die Arbeit für alle Menschen, wer sie auch sein mögen, nöthig und nützlich ist.

Elise Reimarus.

Wilhelms Frage

über den frühen Tod seines kleinen Bruders.

Ich bin noch in der Welt geblieben;
Gott weiß allein, warum ich nicht
Die Welt verließ, wie meine lieben
Gestorbnen Brüder, die das Licht
Der schönen Sonne nicht mehr sehen. —

Mein armer kindischer Verstand
Kanns nicht begreifen, nicht verstehen,
Warum mein Bruder Ferdinand
Acht Monden lang nur hier geweilet;
Warum er erst geboren ward,
Und nichts, gar nichts mit mir getheilet,
Kein Spielwerk, keinen süßen Mai,
Den Bruder Karl einmahl genossen;
Und keine Rosen aufgeschlossen,
Und keine Bücherleserei,
Und keines Baumes Honigfrucht,

Auch keine Nachtigallenlieder,
Und keines frommen Lehrers Zucht.

Er kam, und weinte viel,
Trug Schmerzen, und ging wieder
Aus dieser Welt, ganz unbekannt
Mit Allem, was ich schon gesehn, gehört, gelesen,
Genossen, und gar lieblich fand.

Warum ist Bruder Ferdinand
Wol hier gewesen?

Karschin.

Ferdinands Antwort,

im Traume auf Wilhelms Frage.

Mein Bruder, was du hast gefragt,
Darüber hab' ich zum Bescheide
Von Engeln, die mir's vorgesagt:
Ich kam für mich zu keiner Freude
In eure kleine Welt;
Mich hatte Gott, der alle Wesen
Erschaffen hat, und mächtiglich erhält,
Mich hatte Gott dazu erlesen,
Daß sieben Seelen aus der Noth
Durch Mildigkeit errettet würden.

Fünf Kinder und kein Bissen Brot
Gab ein Paar Aeltern schwere Bürden.
Sie wohnten unterm Dache, tief
Versteckt, wie Vögel ohne Futter.
Da sagte nun die Wehemutter,

Die man bei meiner Ankunft rief,
Vom Elend dieser armen Leute;
Und meiner Mutter Mutter lief,
Du weißts so gut, als wär' es heute,
Sie lief und sagts in reichen Häusern an;
Da mußte Magd und Diener eilen,
Geld, Brot und Kleidung auszutheilen
Für Kinder und für Weib und Mann.

Dies schrieb ein Engel auf; ich fand's, ich hab's gelesen;
Ich freute mich darob, und bin
Nicht ganz umsonst ein Mensch gewesen;
Mein Leben war Gewinn!

Karschin.

Der Schmaus.

Ist das die ganze Sache,
So laßt mich nur zu Haus!
Ich weiß nicht, was ich mache
Mit dieser Art von Schmaus. —
Ist's für die Langeweile?
Ist's für den Zeitvertreib? —
Ihr zieht mich da am Seile,
Und macht mir kranken Leib.

Ich mag's kaum wieder denken,
Wie närrisch ich da stand,
Wie Männerchen auf Schränken,
Gedrechselt und gewandt;

Gepudert und frisiret,
Gesteckt in Weiß und Roth,
Mit Kräuselchen gezieret —
Und bange bis zum Tod.

Und nun befragt mich wieder,
Was ich da recht gethan? —
Geschlichen auf und nieder
Die lange, blanke Bahn!
Gehört und nichts verstanden; —
Gesprochen kaum ein Wort!
Den Magen fast zu Schanden
Gepreßt in einem fort!

Und überall verlegen,
Bei so viel Putz und Pracht,
Bei Fächern und bei Degen;
Und dann wol ausgelacht.
Gezupft an allen Ecken,
Zu allem Dienst gebraucht,
Bei Pelz und Ueberröcken,
Daß mir der Kopf geraucht.

Und wie mir das bekommen? —
O schlecht, erbärmlich schlecht!
Der Magen ist beklommen,
Der Sinn ist gar nicht recht.
Wer kann doch alle Tage
Zu solchen Schmäusen gehn?
Das nenn' ich eine Plage,
Und ist nicht auszustehn.

Nein, Brüder, wenn wir spielen,
So ist das Herz uns leicht;
Wir sind vergnügt und fühlen
Nicht, wie die Zeit verstreicht.
Da, auf den großen Schmäusen,
Da gähnet man sich an;
O, glücklich ist zu preisen,
Wer davon bleiben kann!

Overbeck.

Das Würmchen im Winter.

Du kleines Würmchen, wie so bloß
Hängst du an deinem kalten Moos!
Wie starr und aller Säfte leer
Ist rings der Boden um dich her!

Der Himmel hat kein Tröpfchen Thau,
Zu laben deine Mutter-Au;
Herunter schnaubt der wilde Sturm,
Und krümmt dich armen kleinen Wurm.

Mit Keilen bricht der Frost herein,
Und knickt die zarten Zweigelein
Der Hütte, wo du friedlich ruhst,
Und Keinem was zu Leide thust.

Du reckst empor das kleine Haupt,
Indem man dir dein Alles raubt,
Und bittest um dein Leben nur
Die immer schweigende Natur.

Und eh' noch blinkt das Morgenroth,
So bist du, armes Würmchen, todt.
Der liebe Gott, der Keins vergißt,
Weiß nur, wo du geblieben bist.

Stirb, armes Würmchen! Sieh, hernach
Krümmt dich kein herber Wintertag!
Kein starker Sturm, von Schlossen schwer,
Zerknickt dir deine Hütte mehr!

Stirb, Würmchen! Der dich werden ließ,
Kann sicher auch noch mehr, als dies;
Bleibst wenigstens in seiner Welt,
Die Raum auch für dich, Würmchen, hält.

Wir Alle gehen einst, wie du,
Ein Jeder hin zu seiner Ruh';
Der liebe Gott, der Keins vergißt,
Weiß nur, wo Jeder blieben ist.

Wir gehen aber dennoch hin,
Und achtens immer für Gewinn.
Der einmahl uns ein Räumchen gab,
Nimmt sicher nicht im Geben ab.

Overbeck.

Nur der Anfang ist schwer.

Der kleine Fritz hatte eine sehr starke Abneigung gegen das frühe Aufstehen.

Ob er es nun gleich wohl einsah, wie viel er durch sein langes Schlafen versäumte, und auch oft den Vor=

satz faßte, diesen Fehler zu verbessern, so wollte es ihm doch immer nicht gelingen, weil er noch nicht Muth genug hatte, seinen Widerwillen gegen das Gute zu überwinden.

Nun war es im Sommer, und er wachte einmahl des Morgens um fünf Uhr auf. Plötzlich fiel ihm sein Vorsatz ein, und er dachte bei sich selbst: einmahl muß ich doch den Anfang machen!

Mit diesem Gedanken sprang er hurtig aus dem Bette; es ging ihm aber ein Schauder durch den ganzen Körper, so stark empörte sich seine Trägheit dagegen.

Er zog sich indeß geschwind an; allein während des Anziehens war es ihm immer noch, als ob er sich wieder hinlegen sollte. Ein paar Mahl war er auch wirklich schon in Versuchung, es zu thun; aber er widerstand glücklich.

Nachdem er sich gewaschen und vollends angekleidet hatte, setzte er sich hin, und bereitete sich auf seine Lehrstunden; und mit Vergnügen bemerkte er, daß ihm Alles weit besser von Statten ging, als sonst.

Sein Lehrer war den Tag über ganz außerordentlich mit ihm zufrieden, und seine Aeltern, welche dieses hörten, überhäuften ihn mit Liebkosungen.

Er selbst war heiter und vergnügt; es war ihm, als hätte er heute ein neues Leben angefangen.

Da dachte er bei sich selbst: belohnt sich das Bißchen Selbstüberwindung, die das frühe Aufstehen mir heute kostete, mit so großem Vergnügen, o so wäre ich ja wol ein rechter Thor, wenn ich's nicht alle Tage so machen wollte!

Er that's. Mit jedem Morgen ward's ihm leichter, eben so früh aufzustehen. Endlich ward es ihm sogar zur Gewohnheit, so daß er niemahls länger schlafen

und im Bette bleiben konnte, wenn er auch gewollt hätte.

Seht, Kinder, so geht es mit Allem, was uns anfangs sauer wird. Nur frisch daran, nur ein paar Mahl euch gezwungen, und ich stehe euch dafür, daß es euch mit jedem Tage leichter, endlich zum Vergnügen werden wird.

Bei dieser Gelegenheit muß ich euch einen sonderbaren Traum sagen, welchen mir einmahl einer meiner Freunde erzählte. Dies sind seine eignen Worte:

Mir träumte, ich ginge auf einem schmalen Wege, wo viele Leute vor mir hingingen, von welchen aber eine große Anzahl schon wieder zurückkam, welche zu mir sagte, ich solle nur nicht weiter fortgehen, denn in der Mitte dieses schmalen Weges liege ein Fels, bei dem ich doch wieder umkehren müsse, weil ihn kein Mensch ersteigen könne.

Ich ließ mich aber dadurch nicht abschrecken, weil ich doch noch immer einige Andere vor mir hingehen sah, welche nicht wieder zurückkamen.

Als ich etwas weiter ging, kam es mir vor, als ob ein kleiner Stein in einer Entfernung vor mir läge. Je näher ich aber hinzukam, desto größer schien der Stein zu werden, und zuletzt wurde er so groß, wie ein Haus.

Da wollte ich auch wieder umkehren. Aber es ergriff mich Einer beim Arme und sagte: du bist auf dem Wege zur Tugend, und dieser Stein ist der Stein des Widerwillens gegen das Gute. Laß dich durch seine anscheinende Größe nicht abschrecken; dies ist ein bloßes Blendwerk deiner Augen; wage nur einen muthigen Sprung, so bist du hinüber.

Ich dachte: es soll gewagt sein; schloß darauf meine

Augen dicht zu, und sprang glücklich über den erschrecklichen Felsen hinweg.

Darauf sah ich mich um, und erblickte zu meiner Verwunderung nichts weiter, als einen mäßigen Stein, über den ich auch allenfalls hätte wegschreiten können, und welchen mir meine Einbildungskraft vorher so erstaunlich vergrößert hatte.

Nun wurde es mir auf einmahl so wohl, als ob ich mich von einer schweren Krankheit plötzlich erholt hätte.

Als ich aber wieder zurücksah, erblickte ich so viele Menschen, welche vor dem Steine des Widerwillens zurückbebten und wieder umkehrten; ich rief ihnen zu, was ich konnte, sie sollten sich durch diesen Stein nicht abschrecken lassen; es sei ein bloßes Blendwerk!

Aber sie hörten nicht auf mein Zureden. Darüber wurde ich traurig, fing heftig an zu weinen, und wachte mit kummervollem Herzen auf.

Ungenannter.

Die beiden Arbeiter.

Ein Arbeiter mußte bei dem Bau eines Hauses Steine zutragen. Unter dem Haufen derselben befand sich ein außerordentlich großer, welcher aber doch auch mit fortgeschafft werden mußte.

Allein wenn der Arbeiter an diesen kam, so ließ er ihn immer unangerührt liegen, und trug erst die kleinen weg.

Nun beunruhigte ihn aber, bei der ganzen Arbeit, beständig der Gedanke, daß er doch zuletzt den großen schweren Stein auch noch wegschaffen müsse.

Er wollte dies endlich auch thun; aber da ihn die

kleineren Lasten, die er mit Unmuth trug, schon ermattet hatten, so fehlte es ihm jetzt an Kräften, die größere fortzubringen.

Er mußte also den großen Stein liegen lassen; und weil derselbe mit in sein Tagelohn verdungen war, so wurde ihm von diesem ein Theil entzogen, und das mit Recht, weil nicht Alles von ihm geleistet war, wozu man ihn bestellt hatte.

Ein anderer Arbeiter hatte auch einen Haufen Steine vor sich liegen.

Dieser suchte zuerst den allergrößten aus; und weil er einmahl wußte, daß es nicht anders sein konnte, so trug er diesen vergnügt fort, ob es ihm gleich sauer wurde; denn er freute sich nun schon auf die Erleichterung seiner Arbeit, wenn er an die kleineren Steine kommen würde.

Nun ging ihm auch Alles gut von Statten, und er war fröhlich bei seiner Arbeit, weil er das Schwerste überwunden hatte.

Welchem Arbeiter wollet ihr gleichen, Kinder? Dem, der das Schwerste bis zuletzt versparte? oder dem, der mit dem Schwersten anfing?

Ungenannter.

Das Gewitter.

Ich, vor dem Donner fürchten mich,
Und vor des Blitzes Pracht?
Da müßt' ich schlecht erkennen dich,
Der Blitz und Donner macht.

Der du vom Himmel Feuer schickst,
Du sendest auch den Thau,
Und Korn und Blumen; du erquickst
Den Hügel und die Au.

Der du die Wolken zittern machst,
Du giebst auch Sonnenschein
Und milde Frühlingsluft; du machst,
Daß Saat und Frucht gedeihn.

Es hatten böse Dünste sich
Gezogen um uns her;
Die Luft war dick und schwefelig,
Der Athem ging nur schwer.

Da sahen wir den Himmel an,
Und Gott verstand den Blick;
Mit einem Mahle war's gethan,
Er schlug den Dampf zurück.

Ein paar Mahl flammt's; da war's vorbei;
Gereinigt war die Luft,
Der Athem ging nun wieder frei,
Das Land gab frischen Duft.

Nur unsrer Eiche, nah am See,
Fiel das Gewitter schwer.
Doch that's ihr darum gar nicht weh;
Auch giebt's der Eichen mehr.

Kann Gott es leiden, kann ich's auch,
Denk' ich; und damit gut!
Zudem, es war ein schöner Rauch,
Und schöne helle Glut.

Overbeck.

Der Uebergang vom Guten zum Bösen.

Schnell und leicht ist der Uebergang vom Guten zum Bösen, und schwer und langsam gemeiniglich die Wiederkehr.

Auf der Reise durch dies Leben geht die Bahn der Tugend oft über rauhe und steile Hügel hin; neben euch seht ihr ein blumiges Thal, das euch reizt, von dem beschwerlichen Wege der Tugend abzuweichen.

Laßt ihr euch nun dadurch verführen, so gleitet ihr schnell von dem Abhange des rauhen Hügels in das Thal hinunter; aber schwer, schwer wird es euch werden, ihn wieder hinaufzuklimmen.

Zehnmahl werdet ihr dann vielleicht ausgleiten, ehe ihr einmahl wieder festen Fuß fassen könnt.

Darum vermeidet ja den ersten Schritt zum Bösen; sonst wird es euch gehen, als ob ihr von einer steilen Anhöhe hinunterliefet; mit jedem Schritte, den ihr thut, verdoppelt sich eure Schnelligkeit, und das Gewicht eures eigenen Körpers zieht euch zuletzt unaufhaltsam hinab, bis ihr endlich nicht mehr stehen bleiben könnt, wenn ihr es gleich gern wollet.

So ging es dem kleinen Albert.

Seine Aeltern wohnten auf einem Hügel, an dessen Fuße ein tiefer Sumpf war.

Sie nahmen ihn sehr in Acht, und warnten ihn beständig, daß er doch ja den Hügel nicht hinunterlaufen solle, weil er sonst gewiß zu Schaden kommen würde.

Endlich aber fügte es sich einmahl, daß er allein war, so daß ihn Niemand sah; da fiel ihm der Gedanke ein, seinen Aeltern ungehorsam zu sein, und sich das Vergnügen zu machen, den Hügel nur ein paar Schritte weit hinunterzulaufen.

Diesem Gedanken hätte er nun sogleich widerstehen sollen; das that er aber nicht, sondern lief wirklich hinab.

Als er ungefähr in der Mitte des Abhanges war, wollte er stehen bleiben, konnte aber nicht mehr, sondern mußte nun auch wider Willen ganz hinunterlaufen, so daß er mit der größten Gewalt in den Sumpf stürzte und ertrank.

Denkt an den unglücklichen Albert, so oft ihr den ersten Schritt zum Bösen thun wollt, und dann zieht schnell euren Fuß, wie von glühenden Kohlen zurück, ehe es zu spät wird! C.

Man kann sich wieder bessern.

Einige unter euch, ihr lieben Kinder, haben vermuthlich schon das Unglück gehabt, einen oder den andern schlimmen Fehler zu begehen; und da wißt ihr nun vielleicht nicht, was ihr dabei zu thun habt.

Das Beste ist freilich, daß man sich vor dem ersten Schritte zum Bösen hüte, weil, wenn dieser gethan ist, der zweite selten auszubleiben pflegt.

Aber es ist auch das Schwerste; und wie? wenn nun unglücklicherweise dieser erste Schritt dennoch einmahl gethan ist; wie da, ihr armen Kinder?

Sollen wir da muthlos werden? Die Hände in den Schooß legen, und an unserer Besserung verzweifeln? — Das wolle Gott nicht!

Nein, Kinder! da sollen wir vielmehr, so bald wir unsern Fehltritt erkennen, ihn sogleich bereuen, aber auch den muthigen Vorsatz fassen, ihn nie, nie wieder zu begehen.

Dann ist uns, mit Gottes Hülfe, noch immer mög-

lich, wieder umzukehren auf den Weg des Guten; und dann vergiebt uns unser himmlischer Vater gern den Fehler, den wir einmahl begangen haben, aber den wir nunmehr nie wieder begehen wollen.

Wollten wir aber zaghaft werden, und uns in den Kopf setzen, es sei uns nicht mehr möglich, die einmahl angenommene Untugend wieder abzulegen, dann würde es uns gerade eben so gehen, wie es jenem Thurmdecker ging. Und wie ging es dem?

Er sollte das schadhafte Dach eines hohen Kirchthurmes ausbessern. Er saß daher, wie die Thurmdecker pflegen, in einem kleinen Kästchen, welches vermittelst eines Strickes an einem Haken oben an des Thurmes Spitze hing.

Ihr werdet einem solchen Thurmdecker wol schon einmahl in eurem Leben zugesehn, und dabei bemerkt haben, daß er sich an dem Stricke, woran sein Sitz hängt, auf- und niederlassen kann.

Nun, der Mann, von dem ich rede, wollte sich auch etwas höher hinaufziehen; aber indem er damit beschäftiget war, glitschte ihm unglücklicherweise der Strick aus den Händen, und alsobald fing er an zu sinken.

Indeß war der Strick so lang, daß er sich noch füglich hätte helfen können, wenn er, sobald er seinen Fehler merkte, nur augenblicklich zugegriffen, und das weitere Ablaufen desselben verhindert hätte.

Aber der Unglückliche verlor auf einmahl allen Muth; er dachte: es ist umsonst, daß du dich bemühest, dich zu retten; du bist nun einmahl verloren, ohne Rettung verloren!

Ueber diesen kleinmüthigen Gedanken entschlüpfte ihm vollends der Strick, durch den er sich noch hätte retten können; er stürzte herab, und brach den Hals.

Denkt an diesen Thurmdecker, ihr Kinder, die ihr

das Unglück gehabt habt, euch irgend einen Fehler anzugewöhnen, und verzaget nicht an eurer Besserung.

Wenn ihr nur den ernstlichen Willen habt, wieder gut zu werden; und wenn ihr dann Gott, der uns so gern zum Guten hilft, um seinen väterlichen Beistand bittet: dann — glaubt es einem Manne, der auch gefehlt und sich nachher wieder gebessert hat — dann wird es euch gewiß gelingen, die angenommene Untugend abzulegen, und so zu werden, wie man sein muß, wenn man hier in dieser Welt und auch im künftigen Leben glücklich werden will. C.

An Gust.

Das war ein schlimmer Tag,
Mein lieber Bruder Gust:
Ich hatte nur zum Schach,
Du nur zum Kreisel Lust;
Ich konnte Alles sehn,
Nur den Erasmus *) nicht;
Du konntest Alles sehn,
Nur die Vokabeln nicht.

Hart war im Saal die Bank,
Verzweifelt hoch der Tisch,
Die Zeit erschrecklich lang;
Das Lernen ging nicht frisch.
Verdruß saß an der Wand,
Und Sehnsucht vor der Thür,
Und ach! die harte Hand
Des Lehrers fühlten wir.

*) Ein Lateinisches Buch.

Wie ist mir nun ums Herz,
Mein lieber, guter Freund?
Nicht wahr? du hast den Schmerz
Rechtschaffen abgeweint?
Dein Kreisel tröstet dich? —
Mich nicht! — Ich büße schwer;
Mein Liebstes hat für mich
Heut keine Reize mehr.

Das Schachbrett mag nur stehn;
Ich rühre keinen Stein:
Mein Schäfchen selbst mag gehn;
Ich will nicht fröhlich sein.
O, lieber Bruder Gust,
Kein Trost hat mehr Gewicht,
Bin ich es mir bewußt:
Sieh, du verdienst ihn nicht!

Erst besser es gemacht,
Dann wieder auch einmahl
An Zeitvertreib gedacht,
An Kreisel und an Ball.
Denk nur, wie kommt es doch?
Ich werfe, war ich gut,
Ihn noch einmahl so hoch.
Was doch's Gewissen thut!

Overbeck.

Gebet eines Kindes.

Aller Menschen Vater, höre,
Merk' auf mich, dein lallend Kind;
Gieb mir Kraft zum Guten, lehre
Mich, was meine Pflichten sind!

Dich verehren, Böses scheuen,
Gutes lieben, und allhier
Mich der schönen Welt erfreuen,
Schöpfer, dies gelinge mir!

Meinen Aeltern Ehre geben,
Ihrem Winke folgsam sein,
Dir und ihnen dankbar leben,
Ohne Tadel fromm und rein;

Vater, dies sind meine Pflichten;
Ach, ich wachse wie ein Baum,
Der gepflanzet ward zu Früchten
In des Gartens besten Raum.

Laß mich gute Früchte tragen!
Herr, du prüfest Herz und Sinn,
Weißt, ob in der Zukunft Tagen
Ich auch gut und glücklich bin!

Sollt' ich nicht — o dann erhöre
Deines armen Kindes Flehn,
Und laß mich zu deiner Ehre
Unschuldsvoll dein Antlitz sehn!

Nimm mich früh von dieser Erde,
Ehe mir dein Auge feind
Wegen meiner Sünden werde,
Und mein guter Engel weint.

Ungenannter.

Der Hirsch, der Hase und der Esel.

Ein Hirsch, mit prächtigem Geweih
Von achtzehn Enden, ging spazieren.
Ein Hase lief vorbei,
Sah ihn und stutzte.
Starr auf allen Vieren
Steht er, und gafft ihn an;
Macht Männchen, geht hinan,
Und sagt: Sieh mich doch an,
Ich bin ein kleiner Hirsch;
Denn spitz' ich meine Ohren,
So hab' ich solch Geweih, wie du.

Ein Esel hörte zu
Und sagte: Du hast Recht,
Wir sind von einerlei Geschlecht,
Der Hirsch, und ich und du.

Der Hirsch that einen Seitenblick,
Und ging in seinen Wald zurück.

Gleim.

Geburtstagswunsch für Lotten,

von ihrem Vater.

Immer lauter, still und helle,
Wie die reinste Silberquelle,
Fließe, Tochter, bis ans Grab
Ungetrübt dein Leben ab!
Durch der Unschuld Klippen zeige

Weisheit dir die sichern Steige,
Und die Tugend sei dein Stab. C.

Die wohlthätige Frau von Stande.

In Frankreich liegt ein Dorf, heißt Sauvigni. Daselbst herrschte vor kurzen eine Seuche, welche viele Menschen hinraffte.

In diesem Dorfe besitzt der Marki von M. ein Schloß, und es fügte sich, daß er eben zur Zeit der Seuche mit seiner Familie dahinkam, um einige Geschäfte abzuthun.

Sein Vorsatz war, nur ein paar Tage da zu bleiben; denn die Zeit des Faschings oder Karnevals*) war vor der Thür, da die Vornehmen und Begüterten des Landes nach der Hauptstadt Paris eilen, um an den Lustbarkeiten Theil zu nehmen, die alsdann pflegen angestellt zu werden.

Seine Gemahlinn, die Markisinn, hatte schon Anstalten zu prächtigen Gastmahlen und Tanz-Ergetzlichkeiten gemacht, welche bei ihrer Zurückkunft angestellt werden sollten, und viel angesehene Leute waren dazu eingeladen. Sie selbst erwartete, nicht wenig Vergnügen dabei zu genießen.

Aber kaum sah diese gutmüthige Frau das Elend, worunter die armen Bewohner des Dorfs seufzten, als sie auf einmahl mit großmüthiger Entschlossenheit auf

*) So nennt man eine gewisse bestimmte Zeit im Winter, zu welcher in großen Städten allerlei öffentliche Lustbarkeiten — Schauspiele, Mummereien, Bälle u. s. w. angestellt werden.

alles Vergnügen, welches ihrer in Paris wartete, Verzicht that, um sich die edlere Freude zu machen, den Nothleidenden zu Hülfe zu kommen.

Von diesem Augenblicke an widmete ihr gutes Herz sich ganz dem Dienste dieser Unglücklichen.

Alles zu den Festen und Schmäusen bestimmte Geld wandte sie nun auf die Rettung der noch lebenden Bauern. Sie ließ einen Arzt kommen, welcher Anstalt machen mußte, daß auf ihre Kosten den Kranken Unterhalt, Arzeneien und Erquickung gereicht wurden.

Sie selbst besuchte mit ihrem Gemahl die Krankenstuben, half, wohin sie kam, pflegte mit eigener Hand die Kranken, ließ in ihren Häusern Reinlichkeit herstellen, und gab alle ihre Bediente zur Wartung derselben her.

Die Küche des Schlosses wurde bestimmt, um Erquickung und Arzeneien für sie zuzubereiten.

Sie verließ den Ort nicht eher, bis die Seuche sich völlig gelegt hatte, und mehr als zwanzig durch sie dem Tode entrissen waren. Erst nach zwei Monaten, da die Lustbarkeiten des Faschings längst vorbei waren, kehrte sie zur Stadt zurück. —

Junge Leser, merkt euch diese schöne That, und sucht sie bei Gelegenheit nachzuahmen. Geld austheilen, welches man übrig hat, und dessen Erwerbung uns nicht viel Mühe kostete — das heißt nun eben nicht wohlthätig sein. Aber sein eigenes Vergnügen, seine eigene Bequemlichkeit aufopfern, um den Hülfsbedürftigen beizuspringen; selbst Hand anlegen, und weder Mühe noch Beschwerlichkeit scheuen, um Nothleidenden zu helfen: das ist es, was den Menschenfreund bezeichnet.

E.

Der großmüthige Gläubiger.

Einem reichen Landmanne im Kanton Zürich waren einige benachbarte Bauern ansehnliche Summen schuldig, wovon sie ihm jährlich Zinsen bezahlen mußten.

Nun fiel vor einigen Jahren eine große Theurung ein, und die armen Bauern wußten nicht, woher sie das Geld zur Abtragung der Zinsen nehmen sollten.

Der Tag der Zahlung erschien, und der begüterte Gläubiger ließ die Schuldner alle zu sich fodern.

Sie kamen, aber alle mit schwerem Herzen, denn sie erwarteten, daß man ihnen die Zinsen abfodern würde, die sie diesmahl doch ganz unmöglich aufbringen konnten.

Zwar wurden sie von ihrem Gläubiger freundlich empfangen, und sogar gebeten, sich an einen schon gedeckten Tisch zu setzen, und mit ihm zu essen, aber es wollte ihnen weder Essen noch Trinken schmecken, so bange war es ihnen ums Herz.

Der Wirth bemerkte ihre Verlegenheit, und sagte: Ich sehe wol, lieben Leute, warum das Essen euch nicht schmecken will; aber hier habe ich eine Arzenei, die euren Magen schon wieder herstellen wird.

Mit diesen Worten gab er Jedem von ihnen einen Zettel, der eine Quittung über ihren Jahrzins enthielt. Die entzückten Schuldner dankten ihrem Wohlthäter mit Freudenthränen, und ließen sich's darauf wohlschmecken.

Oft ist die gute Art, mit der man Wohlthaten erzeigt, mehr werth, als die Wohlthat selbst; so wie das ansehnlichste Geschenk durch die üble Art, mit der es gemacht wird, oft seinen ganzen Werth verliert. C.

Charondas.

In dem untern Theile von Italien lag vor alten Zeiten eine Stadt, welche Thurium hieß. Die Leute dieses Orts waren anfänglich noch sehr ungesittet und wild. Wenn sie daher zusammenkamen, um sich über Etwas zu berathschlagen, so ging es selten ohne Mord und Todtschlag ab.

Da stand nun aber ein weiser Mann unter ihnen auf, der ihnen Gesetze vorschlug, um sie gesittet zu machen; und die Leute wählten ihn zu ihrem Anführer. Sein Name war Charondas.

Dieser Charondas verordnete zuerst, daß Keiner, sobald er in die Versammlung des Volks trete, ein Schwert oder irgend ein anderes Mordgewehr bei sich haben solle. Wer, sagte er, dergleichen mit sich bringt, der soll auf der Stelle des Todes sein.

Nun fügte es sich eines Tages, daß dieser Gesetzgeber, da er eben von einer Reise zu Hause kam, in die Versammlung des Volks gerufen wurde, weil man gerade seines Raths bedurfte; und in der Eile vergaß er, ehe er dahin ging, seinen Degen abzuschnallen.

Kaum war er in der Versammlung erschienen, so erinnerte man ihn, daß er sein eigenes Gesetz übertreten habe, indem er mit dem Schwerte an der Seite gekommen sei.

So will ich denn auch selbst dem verletzten Gesetze ein Genüge thun, antwortete Charondas mit kaltem Blute, riß darauf sein Schwert aus der Scheide, und stieß es sich durchs Herz. —

Eben dieser Charondas hatte noch ein anderes Gesetz

gegeben, welches auch zwar hart, aber für die unruhigen Köpfe unter seinen Landsleuten nöthig war.

Weil er nämlich voraussah, daß man mit seinen Gesetzen bald diese, bald jene schädliche Veränderung vorzunehmen suchen würde, so machte er folgende Verordnung:

Wenn Jemand dem Volke rathen wollte, irgend ein neues Gesetz einzuführen, oder an einem alten Gesetze etwas abzuändern, so mußte er sich erst einen Strick um den Hals binden, und so vor dem Volke erscheinen.

War er nun in Stande, zu beweisen, daß sein Rath wirklich gut sei, so befolgte man denselben, und ihm selbst geschah nichts zu Leide.

Fand es sich hingegen, daß die Ausführung seines Vorschlages dem gemeinen Besten schädlich wäre, so wurde er ohne Umstände mit eben dem Stricke aufgeknüpft, welchen er mitgebracht hatte. C.

Das Reisespiel.

Personen:

1. Der Vater. 2. Johannes. 3. Nikolas. 4. Lotte.
5. Kristel.

Der Letzte etwas unpäßlich.

Vater, indem er ins Zimmer tritt, wo Johannes, Nikolas und Lotte Kristeln Gesellschaft leisten.

Wie kommt's denn, daß ihr mit den Andern nicht nach Wandsbeck gegangen seid?

Johannes.

O, wir wollten lieber dem armen Kristel Gesellschaft leisten, weil der sonst hätte allein zu Hause bleiben müssen.

Vater.

Recht so, Kinder! Unsern Freunden zu Liebe müs-

sen wir auf unser eigenes Vergnügen immer gern Verzicht thun.

Nikolas.

O, es macht uns auch eben so viel Vergnügen, bei Kristeln zu sein, als wenn wir mitgegangen wären.

Vater.

Brav! — Nun, es soll euch denn auch nicht gereuen, daß ihr zu Hause geblieben seid. Ich selbst will euch Gesellschaft leisten; und weil diese Zeit doch einmahl zum Vergnügen und zur Erholung bestimmt war, so will ich euch unterdeß ein Spielchen lehren, welches ich so eben für euch ausgesonnen habe. Das könnt ihr denn den Andern wieder lehren, wenn sie diesen Abend zu Hause kommen.

Lotte.

O das ist schön! Wir wußten jetzt so nicht gleich, was wir vornehmen sollten.

Kristel.

Wie heißt denn das Spiel?

Vater.

Es heißt das Reisespiel; und ich will euch gleich sagen, worin es besteht.

Einer von euch stellt immer den Wandersmann vor; dieser geht hinaus, holt sich Stock und Hut, pocht dann an unsere Thür und ruft:

Holla! holla! macht auf die Thür!

Dann antwortet Einer von uns, der den Hausvater vorstellt, indeß wir Alle hier am Tische sitzen:

Wer bist du denn, und was begehrst du hier?

Darauf erwiedert der Wandersmann:

Ich bin ein Wandersmann, und bitt' um Nachtquartier.

Und der Hausvater antwortet:

Herein, herein, du Wandersmann!
Geöffnet ist die Thür:
Doch willst du übernachten hier,
So sag' uns erst dein Sprüchlein an.

Nun muß der Wandersmann sich auf irgend einen Denkspruch, auf ein paar hübsche Verse, oder so was, gefaßt gemacht haben. Die sagt er her; und dann spricht der Hausvater wieder:

Dein Sprüchlein ist gar hübsch und fein;
Komm dann, und nimm dein Plätzchen ein.

Da kommt denn der Wandersmann völlig herein, und setzt sich neben uns an den Tisch; und der Hausvater fährt fort:

Beschreib' uns nun, o Wandersmann,
Die Reise, die du jetzt gethan,
Von Anfang an.

Der Wanderer erzählt hierauf seinen ganzen Reiseweg, nennt die vorzüglichsten Städte, durch die er gekommen ist, die Ströme und Meere, über die er schiffen mußte, und die merkwürdigen Gebirge, über welche oder zwischen welchen hindurch ihn sein Weg führte. Man setzt dabei voraus, daß er immer den geraden Weg genommen habe, und er muß sich daher hüten, in seiner Reisebeschreibung einen Ort zu nennen, den er, wenn er diese Reise wirklich gethan hätte, nicht auch in der That hätte berühren müssen. Ist er hiemit fertig, so spricht der Hausvater abermahls zu ihm:

Was sahst du denn, o Wandersmann,
Was man bei uns nicht sehen kann?

Und nun erzählt der Wanderer irgend etwas Merkwürdiges von denjenigen Städten und Gegenden, durch die sein Weg ihn geführt hat; und Jeder von uns giebt Acht,

ob er auch nichts Unwahres in seine Erzählung einmischt. Dann fährt der Hausvater fort:

Welch Klima, welch Gewächs und welche Sitten
Fandst du an jedem Ort, durch den dein Fuß geschritten?

Und wenn der Reisende denn auch diese Frage richtig beantwortet hat, so sagt endlich der Hausvater zu ihm:

Hab' Dank, hab' Dank, du guter Mann,
Für Das, was du gesagt.
Bleib bei uns, bis es wieder tagt,
Und — nimm dies Schüßlein an!

Mit diesen Worten überreicht er ihm einen kleinen Teller voll Erdbeeren, die er nach Belieben zu sich nimmt. Seht, hier habe ich einen ganzen Korb voll zu dieser Absicht mitgebracht.

Fügt es sich nun aber, daß der Wanderer in seine Erzählung irgend Etwas einmischt, wovon wir Andern wissen, daß es sich nicht so verhalten könne; wenn er z. B. einen Ort nennt, der nicht eigentlich auf seinem Wege lag, oder ein Landeserzeugniß, welches in der Gegend, wovon er redet, nicht gefunden wird; so fahren wir Alle mit unsern zusammengedrehten Schnupftüchern über ihn her, und jagen ihn mit folgenden Worten zum Hause hinaus:

Fort, fort mit dir, du böser Gast,
Dieweil du uns beflunkert hast.

Ebendieses geschieht auch, wenn der Wandersmann auf die Fragen, welche ihm vorgelegt werden, gar nichts zu antworten weiß. Da jagen wir ihn mit den Worten hinaus:

Fort, fort mit dir, du stummer Gast;
Dieweil du nichts bemerket hast.

Nun, Johannes, hole mir erst einen Atlas herunter, damit wir in streitigen Fällen entscheiden können, wer Recht und wer Unrecht habe. Unterdeß kann Jeder von uns auf eine Reise denken, die er machen will.

Johannes.

Hier, Vater, ist der Atlas!

Vater.

Gut! — Nun, wer von euch will zuerst Wandersmann sein?

Lotte.

O, Vater, das mußt du selbst sein; damit wir erst recht sehn, wie es geht.

Vater.

Es sei! Nikolas soll denn diesmahl den Hausvater vorstellen. Sieh, hier auf diesem Zettel stehn die Worte, die du jedesmahl sprechen mußt. Bald sollt ihr mich anpochen hören. (Er geht hinaus.)

Kristel.

Nun, das soll mich wundern, wo Vater hinreisen wird!

Johannes.

Gebt nur recht Acht, daß wir ihn ertappen! und laßt uns unsre Schnupftücher bereit halten.

Vater (draußen vor der Thür).

Holla! holla! macht auf die Thür!

Nikolas.

Wer bist du denn? Und was begehrst du hier?

Vater.

Ich bin ein Wandersmann und bitt' um Nachtquartier.

Nikolas.

Herein, herein, du Wandersmann!
Geöffnet ist die Thür;

Doch willst du übernachten hier,
So sag' uns erst dein Sprüchlein an!

Vater.

Mein Sprüchlein ist:
Ueb' immer Treu' und Redlichkeit,
Bis an dein kühles Grab,
Und weiche keinen Fingerbreit
Von Gottes Wegen ab!

Nikolas.

Dein Sprüchlein ist gar hübsch und fein;
Komm denn und nimm dein Plätzchen ein.

(Der Vater kommt herein, nnd setzt sich zwischen die Uebrigen an den Tisch.)

Beschreib' uns nun, o Wandersmann,
Die Reise, die du jetzt gethan,
Von Anfang an.

Vater.

Ich reisete von Hamburg nach Drontheim in Norwegen. Zu Hamburg begab ich mich zu Schiffe, und fuhr die Elbe hinunter bis gegen Stade über; von da bis Glückstadt, und von Glückstadt bis Ritzebüttel. Von hier segelten wir aus der Mündung der Elbe in die Nordsee, bei Helgoland vorbei. Dann ließen wir die Küsten von Schleswig und Jütland rechter Hand liegen, und segelten in der Nordsee hinauf bis nach Bergen in Norwegen. Hier verließ ich das Schiff, und reisete von da zu Lande mitten durch Norwegen, bis ich endlich nach einer sehr beschwerlichen Reise zu Drontheim ankam.

Johannes (zu Kristel).

Da wird's wol nichts zu plumpsacken geben!

Kristel.

Wer weiß! laßt uns nur recht aufmerken.

Nikolas.

Was sahst du denn, o Wandersmann!
Was man bei uns nicht sehen kann?

Vater.

Zu Glückstadt bemerkte ich, daß man daselbst keinen einzigen Brunnen, kein einziges kleines Quellchen hat, aus dem man trinken könnte.

Kristel.

I, wo kriegen denn die Leute da ihr Trinkwasser her?

Vater.

Das nehmen sie aus Zisternen.

Lotte.

Was sind das für Dinger?

Vater.

Das sind ausgemauerte Löcher oder Gruben in der Erde, worin man das Regenwasser sammelt. Weil diese Zisternen bedeckt und daher immer kühl, wie Keller sind, so kann das darin stehende Wasser lange Zeit frisch und unverdorben bleiben. Aber freilich, so gut als Brunnenwasser schmeckt es doch nicht. Die Ursache, warum diese Stadt keine Brunnen hat, ist die, weil sie in einer tiefen morastigen Gegend liegt.

Nikolas.

Weiter!

Vater.

Von Ritzebüttel bis zu dem Neuenwerke, welches eine Insel ist, zählten wir sechs Baken, worunter eine Blüse war.

Kristel.

Was ist denn das?

Vater.

Baken sind hohe Gebäude, die man weit in di

See hinein noch sehen kann, und welche den Schiffern zum Zeichen dienen, wie sie steuern müssen, wenn sie in die Elbe einlaufen wollen, damit sie die rechte Fahrt zwischen den gefährlichen Sandbänken, deren es in dieser Gegend viele giebt, nicht verfehlen mögen. Eine Blüse aber, oder ein Feuerthurm, ist eben so ein Leuchtthurm, wie der, den ihr bei Travemünde gesehen habt, nur mit dem Unterschiede, daß auf diesem keine Lampen, sondern Kohlen brennen, deren Funken zur Nachtzeit eine prächtige Feuersäule bilden. Alle diese Baken unterhält unser Hamburg zum Besten aller Völker, deren Schiffe nach der Elbe gehen.

Johannes (mit vaterländischem Stolze).

Siehst du, Lotte, was wir Hamburger für Leute sind? Haben deine Landsleute in Potsdam wol auch so viele Baken und Blüsen angelegt?

Lotte.

Da wären sie ja wol recht große Narren, wenn sie mitten im Lande Leuchtthürme anlegen wollten! — Aber dafür haben sie andere Dinge angelegt, die ihr hier auch nicht habt. Solltest nur sehen, das neue Schloß, Sanssouci —

Nikolas.

O, nur weiter!

Vater.

Bei Ritzebüttel lagen wir in einem Hafen vor Anker, welcher Kuxhaven genannt wird. Von da gings nach Helgoland. Dies ist ein Ueberbleibsel einer größern Insel, welche nach und nach durch Wasserfluthen verschlungen worden ist. Dieser kleine Rest ist größtentheils ein bloßer Felsen, der nur ein paar Fuß tiefes Erdreich zur Bedeckung hat. Dennoch leben auf demselben an 2000 Menschen. Die Männer sind Fischer

und Lothsen, und liegen fast immer auf der See; die Weiber hingegen graben das Land (denn Pferde und Ackergeschirr giebt es auf der ganzen Insel nicht), säen, eggen, ernten, dreschen, mahlen und backen; mit Einem Worte, sie verrichten Alles, was zur Landwirthschaft gehört, ohne Mithülfe der Männer. Auch hier unterhalten die Hamburger zum Besten der Schifffahrt einen Feuerthurm, ungeachtet das Inselchen selbst zu Dänemark gehört.

Von da bis Bergen sah ich nichts, als Himmel und Wasser. Doch ehe ich nach Bergen kam, wurde mir an der Küste von Norwegen ein merkwürdiges Schauspiel gewährt. Es war gerade die Zeit, da die Häringe auf ihrer Reise vom Eismeere her in die Nordsee herunter ziehn. Da hättet ihr nun sehen sollen, wie das Meer weit und breit von vielen Millionen dieser Fische wimmelte! Oft kamen sie in großen Heeren herangeschwommen, daß sie ordentlich über einander lagen, und über der Oberfläche des Wassers zu sehen waren. Da brauchte man nicht erst Netze auszuwerfen, um sie zu fangen; man konnte sie mit Eimern schöpfen, wie man Wasser schöpft.

Bergen ist die größte und vorzüglichste Handelsstadt in ganz Norwegen. Der stärkste Handel wird hier mit Fischen, Thran, Häuten und Holz getrieben. Diese Waaren verkaufen die Norweger an andere Völker, die ihnen dafür Getreide und andere Sachen bringen, woran sie sonst Mangel leiden würden. An Holz, besonders an Tannen, hat Norwegen einen solchen Ueberfluß, daß es jährlich für 2,000,000 Thaler verkaufen kann, und doch noch immer genug behält.

Meine Reise nach Drontheim war höchst beschwerlich, weil die ganze Strecke Landes zwischen Bergen

und Drontheim größtentheils aus mächtigen Gebirgen, schroffen Felsen, tiefen Schlünden und unwegsamen, morastigen Gegenden besteht. Angebauten Acker sah ich selten; aber dafür sah ich manchen schönen Fluß, der sein klares Wasser über Felsen stürzte, und dadurch prächtige Wasserfälle verursachte. Alle diese Flüsse werden Elven genannt.

Ich kam unter andern über das große Gebirge Kölen, welches aus einer vielfachen Kette sehr hoher Berge besteht, die nach verschiedenen Himmelsgegenden hinlaufen. Wie würde es mir hier gegangen sein, wenn nicht die Regierung des Landes sich die Noth der armen Reisenden hätte zu Herzen gehen lassen! Da hätte ich oft des Nachts unter freiem Himmel in rauhen Gebirgen, ohne Lebensunterhalt, und ohne irgend eine Erquickung hinbringen müssen. Aber Dank sei der guten Landesobrigkeit, welche in solchen Gegenden zur Bequemlichkeit der Reisenden sogenannte Bergstuben oder Ruhehäuser hat erbauen lassen, in welchen man Feuer, Licht und andere Nothwendigkeiten des Lebens unentgeltlich findet.

Zuweilen mußte ich unterweges mit einem Kuchen fürlieb nehmen, der aus zerstoßener Baumrinde mit Mehl vermischt gebacken war. Da lernte ich erst recht, mein Vaterland glücklich schätzen, in welchem man nie nöthig hat, zu solchen armseligen Hülfsmitteln, den Hunger zu stillen, seine Zuflucht zu nehmen!

Dontheirm ist eine ziemlich ansehnliche und befestigte Handelsstadt, welche an der Mündung des Flusses Nid, gleichfalls auf der Küste liegt. Von dem jetzt genannten Flusse hieß sie vor Zeiten Niederoos, woher der lateinische Name Nidrosia gekommen ist. Schon hier zu Drontheim wird es im Sommer fast gar nicht

Nacht, so daß man noch um Mitternacht füglich ohne Licht speisen kann. Auch treibt diese Stadt einen erheblichen Handel mit Fischen, Holz, Kupfer und Eisen.

Johannes.

Das ist noch Alles wahr; denn das haben wir auch in der Erdbeschreibung von Norwegen gehört.

Nikolas.

Warte nur! nun will ich weiter fragen:

Welch Klima, welch Gewächs und welche Sitten
Fandst du an jedem Ort, durch den dein Fuß geschritten?

Vater.

An den Küsten, z. B. zu Bergen und an andern nicht weit vom Meere gelegenen Orten, fand ich die Luft ziemlich sanft. Ich hörte sogar, daß es daselbst im Winter oft nicht einmahl so stark zu frieren pflegt, als hier zu Hamburg. Das macht die Seeluft, welche immer viel feuchter ist, als die Landluft. Mitten im Lande hingegen, da, wo die hohen Gebirge sind, herrscht ein ewiger Winter. Denn die Gipfel dieser hohen Gebirge sind beständig mit vielem Schnee und Eis bedeckt, indeß die dazwischen liegenden Thäler grün und blühend sind.

Auf diesen Schneebergen nun sieht man die Normänner herumklettern, wie die Gemsen, indem sie sich mit der Jagd beschäftigen. Um zu verhüten, daß sie nicht einsinken in den tiefen Schnee, worin sie sonst ohne Rettung lebendig begraben würden, tragen sie vier bis fünf Fuß lange hölzerne Schuhe, die wie ein Schlitten gestaltet sind, und mit welchen sie in erstaunlicher Geschwindigkeit bergauf und bergunter glitschen.

Oft fügt es sich, daß ein solches Schneegebirge herabstürzt; dann wohl Dem, der nicht da war, wo es hin=

fällt! Menschen, Thiere und Häuser sind ohne Rettung vergraben.

Die Männer tragen hier noch Bärte, so wie bei uns die Juden; ihre Kleidungsarten, welche von den unsrigen sehr abweichen, sind den Gegenden nach verschieden. Wer alle ihre männlichen und weiblichen Trachten sehen will, der darf nur nach Friedensburg auf der Insel Seeland reisen.

Johannes.

Ach ja, da haben wir sie neulich ja gesehen, als Hans und ich mit Vater da waren! Da ist ein großer Garten, und in dem Garten ist eine Vertiefung, die heißt das Normannsthal. Darin sind — ich weiß nicht mehr wie viele, es ist aber eine große Menge — Bildsäulen in Lebensgröße aufgestellt, welche Männer und Frauen aus Norwegen vorstellen. Von jeder Gegend ist ein Mann und eine Frau zu sehen, und zwar in ihrer eigenthümlichen Tracht. Einer hatte auch seine großen Schlittenschuhe an der Seite hängen, die so lang waren, als er selbst.

Kristel.

Das hätte ich auch wol sehn mögen!

Vater.

Ein andermahl, Kristel; wenn wir wieder hinreisen.

Was die Landeserzeugnisse von Norwegen betrifft, so sind die wichtigsten davon Holz, Gras und Kräuter zur Viehweide, Eisen und Kupfer. Die meisten Einwohner werden von der Jagd, von Holzfällen und Holzsägen, von der Viehzucht und von der Fischerei ernährt. Der Fischfang ist der wichtigste Nahrungszweig für Diejenigen, welche die Küsten bewohnen. Wäre dieser nicht, so würden in vielen Gegenden, die aus unfruchtbaren, nackten Felsen bestehen, gar keine Menschen leben kön-

nen. Die Menge der Fische an diesen Küsten ist unglaublich groß. Sie ziehen in unzählbaren Heeren in die Buchten ein, welche zwischen den Klippen und vielen kleinen Inseln gebildet werden, womit die Norwegische Küste überall gleichsam besäet ist, und welche man Scheeren zu nennen pflegt. Ich hörte indeß die Einwohner häufig klagen, daß die Fischerei seit zehn Jahren merklich abgenommen habe; woher dieses aber komme, das wußte Keiner mir zu sagen.

Nun muß ich euch noch einen merkwürdigen Umstand erzählen, woraus ihr sehen könnt, wie wunderbar und gütig Gott für alle Gegenden, in welchen Menschen wohnen, gesorgt hat, damit es keiner derselben an Mitteln fehle, ihre Bewohner zu ernähren.

In Norwegen sind viele Gegenden mit so steilen, nackten und durchaus unfruchtbaren Felsen besetzt, daß sie zur Nahrung für die darin wohnenden Menschen schlechterdings nichts hervorbringen können. Wovon leben denn nun aber diese Leute? Hört, Kinder, wie die allesregierende göttliche Vorsehung auf eine andere Weise für sie gesorgt hat!

Da kommen zu gewissen Zeiten ganze Scharen von Seevögeln, welche grau von Farbe, und von der Größe einer Gans sind. Man nennt sie Eidervögel. Das Fleisch derselben ist außerordentlich mürbe und wohlschmeckend, und ihre Federn, welche ihr unter dem Namen von Eiderdunen wol schon kennen werdet, sind die weichsten von der Welt.

Diese Vögel nun kommen, wie gesagt, in erstaunlich großen Scharen herbeigeflogen, und lassen sich auf den Felsengebirgen zwischen Bergen und Drontheim häuslich nieder. Hier bauen sie sich Nester, und legen ihre Eier .Da kommen nun aber die Einwohner dieser Ge-

genden und bemächtigen sich sowol der Eier, als auch der kostbaren Eiderdunen, womit sie ihre Nester ausgepolstert haben, essen jene, und vertauschen diese gegen Korn und andere Nahrungsmittel.

Die Vögel lassen sich dadurch nicht abschrecken, sondern legen wieder andere Eier. Diese läßt man ihnen; und so werden Junge ausgebrütet. Kaum aber sind diese flügge geworden, siehe da! so kommen die Einwohner wieder, und brechen ihnen das vorderste Glied am Flügel entzwei.

Lotte.

I, warum denn das?

Vater.

Darum, damit sie nicht davonfliegen können, sondern hübsch in derjenigen Gegend bleiben müssen, wo sie das Licht der Welt erblickt haben, und wo man ihrer nicht entbehren kann. Dabei aber gebrauchen die Leute allemahl die Vorsicht, daß sie in jedem Neste ein Männchen und ein Weibchen ganz unbeschädigt lassen. Die fliegen denn aus, und ziehen fort, kommen aber im nächsten Jahre richtig wieder, um ihr Geschlecht an demjenigen Orte fortzupflanzen, wo sie selbst ihr Dasein empfangen haben.

Nikolas.

Das ist doch in der That recht merkwürdig!

Vater.

Wohl ist es das! Was würden die armen Einwohner dieser Gegenden anfangen, wenn Gott nicht diesen Vogel für sie erschaffen hätte? Von ihm erhalten sie beinahe ihren ganzen Unterhalt. Daher pflegen sie auch in ihren öffentlichen Kirchengebeten Gott anzurufen, daß er diese Eier- und Vogelernte segnen wolle.

An Brotkorn haben viele Gegenden, auch in frucht-

baren Jahren, oft großen Mangel. Aber die Leute wissen sich zu helfen. Sie backen dann ihr Brot aus Mehl von Hafer und Gerste, womit sie ein Mehl vermischen, welches sie aus Fichtenrinde gemacht haben. — Freilich ist solches Brot weder so wohlschmeckend, noch so gesund, als das unsrige.

Auch das Vieh wird den Winter über oft durch sonderbare Nahrungsmittel erhalten. Wenn das aufgetrocknete Seegras nicht zureichen will, so geben sie ihm gleichfalls Baumrindenmehl, auch wol zur Abwechselung Fischköpfe, ja sogar Pferdedünger mit etwas Heu vermischt, zu fressen.

Unter den Baumfrüchten, welche in Norwegen wachsen, zog ich die Kokusnüsse allen übrigen vor. —

Alle (mit einem entsetzlichen Geschrei).

Ho! ho! Kokusnüsse in Norwegen!
Fort, fort mit dir, du böser Gast!
Dieweil du uns beflunkert hast.

(Mit diesen Worten fielen sie über den armen Vater wüthend her, und jagten ihn mit ihren Plumpsäcken zum Hause hinaus.)

Alle (im Zurückkommen).

Ha! ha! ha!

Kristel.

Das war prächtig, daß er sich doch zuletzt noch verlaufen mußte!

Johannes.

O das that er mit Fleiß! Er hat uns ja selbst oft genug gesagt, daß die Kokusnüsse nur in den heißen Ländern, zwischen den Wendekreisen, wachsen.

Vater (hereinguckend).

Nun darf ich doch wieder hereinkommen?

Alle.

O ja, o ja, Vater!

Vater.

Wer will denn nun Wandersmann sein?

Alle.

Ich, ich, ich, lieber Vater.

Vater.

Nun, Alle auf einmahl könnt ihr's doch nicht sein! Also der Größte zuerst; Johannes!

Lotte.

O der wird gewiß seine Reise nach Kopenhagen beschreiben, die er mitgemacht hat.

Johannes.

Das werde ich auch; soll ich nicht, Vater?

Vater.

Warum nicht? Desto besser, wenn du uns keine erdichtete, sondern eine wirklich geschehene Reise erzählst! Aber hüte dich, Johannes, daß dir kein unwahrer Umstand entwischt! Ich bin, weißt du, mit dir gewesen; und — ich werde genau Acht geben.

Johannes.

O, das soll nichts zu bedeuten haben! (Geht hinaus.)

Vater.

Du, Kristel, bist diesmahl Hausvater.

Kristel.

Gut!

Johannes (vor der Thür).

Holla! holla! macht auf die Thür!

Kristel.

Wer bist du denn? und was begehrst du hier?

Johannes.

Ich bin ein Wandersmann, und bitt' um Nachtquartier.

Kristel.

Herein, herein, du Wandersmann!
Geöffnet ist die Thür;
Doch willst du übernachten hier:
So sag uns erst dein Sprüchlein an!

Johannes.

Mein Sprüchlein ist:
Erdennoth ist keine Noth,
Als dem feigen Matten.
Arbeit schafft dir täglich Brot,
Dach und Fach und Schatten.
Rings, wo Gottes Sonne scheint,
Find'st du Nahrung, Kleidung, Freund —
Thor, was willst du weiter?

Kristel.

Dein Sprüchlein ist gar hübsch und fein;
Komm denn, und nimm dein Plätzchen ein.

(Johannes kommt herein, und setzt sich.)

Kristel.

Beschreib' uns nun, o Wandersmann,
Die Reise, die du jetzt gethan,
Von Anfang an.

Johannes.

Ich reisete von Hamburg nach Kopenhagen, und von da nach Helsingör, welche beide Dänische Städte auf der Insel Seeland sind.

Von Hamburg fuhr ich zunächst nach Lübeck. Hier miethete ich mich auf ein Schiff ein, welches eben in Begriff stand, nach Kopenhagen abzusegeln. Aber es mußte erst zwei Meilen weit auf der Trave hinunterfahren nach Travemünde, wo dieser kleine Fluß, welcher dreimastige Seeschiffe trägt, ungeachtet man eine Meile diesseits Lübeck fast mit einem Springste-

cken über ihn hinhüpfen kann, sich in die Ostsee ergießt.

Bis dahin fuhr ich von Lübeck auf einem Wagen. Am andern Morgen, früh um drei Uhr, mußte ich mich an Bord begeben, und gleich darauf lichtete man die Anker.

Das Fahrwasser in der Mündung der Trave ist nur sehr schmal. Nun war des Nachts ein Schiff aus der See angekommen, und weil es sich im Finstern nicht getraute, in die schmale Mündung des Flusses einzulaufen, so hatte es sich mitten im Fahrwasser vor Anker gelegt. Das konnte nun aber unser Lothsmann beim Ausfahren nicht bemerken, weil der Tag noch nicht völlig angebrochen. Da er aber nahe genug gekommen war, um zu sehen, daß das fremde Schiff sich ihm gerade in den Weg gelegt hatte, fing er einen entsetzlichen Lärm an, und drohete dem fremden Schiffer, daß er den Schaden ersetzen solle, wenn unser Schiff auf den Strand geriethe.

Dabei versuchte er nun, neben dem vor Anker liegenden Schiffe vorbeizusegeln, und es glückte ihm, ungeachtet der Ort so seicht war, daß unser Schiff auf dem sandigen Grunde hinstreifen mußte, wie wir fühlen konnten.

Nun liefen wir ungehindert in die offenbare See ein, und nachdem wir die Sandbänke glücklich zurückgelegt hatten, übergab der Lothse dem Steuermanne das Ruder, begrüßte uns darauf mit einem: willkommen in See! und fuhr, nachdem er von den Reisenden sein gewöhnliches Trinkgeld eingesammelt hatte, in einem Boote zurück nach Travemünde; wir aber segelten ins Unendliche.

Wie einem da das Herz so groß wird, wenn man das Land nach und nach verschwinden, jetzt nur noch einige Anhöhen und Thürme, endlich dann überall nichts, als Himmel und Wasser sieht!

Lotte.

Da wurde dir wol recht bange ums Herz?

Johannes.

Bange? Ich wüßte nicht warum. Sterben müssen wir ja Alle doch einmahl; und sobald es Gottes Wille ist, daß wir daran sollen, so ist es ja gleichviel, ob wir zu Lande, oder auf dem Wasser sind. — Vater, bin ich wol bange gewesen?

Vater.

Nein, das bist du nicht; auch nachher nicht, da du mehr Veranlassung dazu hattest. Dies Zeugniß bin ich dir und auch Freund Hans schuldig.

Johannes.

Wir hatten anfangs recht guten und frischen Wind; da ging es denn auch, als flögen wir davon! Aber kaum hatten wir ein paar Stunden gesegelt, so wurde der Wind zur Ungebühr stark und beschwerlich; die See fing an, sehr hoch zu gehen, und unser Schiff tanzte und schaukelte links und rechts, vorwärts und rückwärts, auf und nieder. Da gings uns Allen nun einmahl recht schlimm, wir kriegten Alle die Seekrankheit.

Kristel.

Weil ihr noch niemahls zur See gewesen waret!

Johannes.

O, das glaube ja nicht! Es war auf unserm Schiffe ein alter Schiffskapitän, der schon seit dreißig Jahren fast immer auf der See lebte, und ein Kaufmann, der schon zweimahl die Reise nach China gemacht hatte: die wurden dir so gut krank, als wir. Von 39 Personen, die auf dem Schiffe waren, blieben nur drei Matrosen und der Schiffer gesund. Wir Andern mußten vier und zwanzig Stunden lang ganz erschrecklich leiden,

und einige von unsern Reisegefährten glaubten in ganzem Ernst, daß sie sterben würden.

Nikolas.

Worin besteht denn die Seekrankheit eigentlich?

Johannes.

O, die läßt sich mit Worten gar nicht beschreiben! Erstens ist man so schwindelig, daß man gar nicht auf den Füßen stehen kann. Wenn man einen Schritt versuchen will, so schlägt man der Länge nach hin. Dann ist man unaufhörlich übel und beängstiget; und nun geht das Erbrechen an. Das dauerte bei uns fast vier und zwanzig Stunden in einem fort, weil das stürmische Wetter so lange anhielt. Nun war aber der Magen schon in der ersten Stunde leer, und aufs neue etwas zu genießen, das war uns schlechterdings unmöglich. Unser Erbrechen blieb also fast immer ohne Erfolg, und war daher um soviel beängstigender. Fi! ich mag gar nicht mehr daran denken; die bloße Erinnerung könnte einem Uebelkeiten machen.

Gegen die Nacht wurde der Wind immer steifer, wie die Schiffer sagen, und die See ging immer höher. Um diese Zeit waren wir bei der Insel Falster schon vorbeigesegelt, und hatten nunmehr die Küste von der Insel Mön im Gesichte. Da getraute sich nun unser Schiffer nicht, weiter zu segeln, weil der starke Wind uns in der finstern Nacht leicht auf eine Sandbank hätte treiben können. Er ließ also die Anker auswerfen, und da blieben wir, bis der Tag wieder anbrach, auf Einer Stelle liegen. Aber das Schiff schaukelte dabei eben so sehr, als da wir noch unter Segel waren, und unsere Krankheit dauerte fort. Wollt ihr wissen, was für eine Bettstelle wir diese Nacht über hatten?

Lotte.

Eine mit Vorhängen vielleicht?

Johannes.

Ja, hat sich was zu Vorhängen! Auf dem Verdecke, welches ganz mit Säcken und Koffern und Tonnen bepackt war, fand sich noch ein kleiner leerer Winkel, worin Tonnenstäbe lagen. In diesen Winkel, wo wir vor den überspritzenden Wellen ziemlich sicher waren, kroch Vater mit uns Beiden, und da lagen wir, wie die Schlangen zusammengewunden, auf den harten Tonnenstäben, welche unordentlich durch einander geworfen waren. O, da dachte ich oft daran, daß Vater doch gewiß Recht gehabt habe, wenn er uns rieth, daß wir uns frühzeitig an alle Unbequemlichkeiten des Lebens gewöhnen möchten, weil wir nicht wüßten, wie es uns noch einmahl in der Welt gehen könne!

Nikolas.

Aber warum ginget ihr nicht in die Kajüte?

Johannes.

O, darin war es gar nicht auszuhalten! Erstens war die Luft so unrein darin, und dann so wurde man auch, sobald man nur unter das Verdeck kam, noch einmahl so krank, so daß man glaubte, man müsse den Augenblick des Todes sein.

Mit Anbruch des Tages lichtete man die Anker, und wir segelten bei fortdauerndem stürmischen Wetter die Küste von Mön entlang gegen Norden. Diese Küste besteht aus lauter Kreidebergen, die so weiß wie Schnee aus dem Meere emporsteigen, und nur oben mit etwas Gras bewachsen sind.

Kristel.

I, das muß ja sonderbar aussehen!

Johannes.

Das thut es auch. — Sobald wir die Insel Mön

zurückgelegt hatten, kriegten wir die Insel Seeland auf der linken, und die Küste von Schonen in Schweden auf der rechten Hand zu Gesicht. Aber darüber wurde es wieder Nacht, und der Sturm, der bei Tage etwas nachgelassen hatte, wurde nun so heftig, daß alle Reisenden vom Verdecke hinuntergetrieben wurden, um nicht Gefahr zu laufen, von den überschlagenden Wellen weggespühlt zu werden, und um den Matrosen bei ihrer Arbeit nicht hinderlich zu sein.

Lotte.

Mußtet ihr da auch einkriechen?

Johannes.

Wir sollten; aber Vater wollte nicht. Er sagte dem Schiffer rund heraus, daß wir unsern Winkel nicht verlassen würden, weil wir Keinem daselbst hinderlich wären; und was die Gefahr betreffe, fortgespühlt zu werden, so sei das unsere eigene Sache, und er möge deßwegen nur unbekümmert sein. Da ließ der Schiffer es denn geschehen, und wir blieben auf unsern Tonnenstäben liegen. Diese Stäbe gewährten uns aber in der That einen großen Vortheil. Denn so oft eine Welle überschlug, so rollte das Wasser unter uns hin, ohne uns sonderlich naß zu machen.

Indeß kroch einer unserer Gefährten, und zwar eben der, welcher schon zweimahl nach China gesegelt war, zu wiederholten Mahlen aus der Kajüte hervor, um uns um Gottes Willen zu bitten, daß wir doch auch hinunterkriechen möchten. Sehen Sie denn nicht, rief er, was es für ein Wetter ist? Wenn die Leute da auf dem Verdeck nur im geringsten gehindert werden, ihre Vorkehrungen zu machen, so gehen wir Alle zu Grunde! u. s. w. Mehr um diesen armen Mann zu beruhigen, als weil wir es wirklich für nöthig hielten, ließen wir

es uns endlich gefallen, hineinzukriechen (denn gehen konnten wir noch nicht) und ein paar Stunden lang mit den übrigen Reisenden auf dem Boden der Kajüte zu liegen. Aber das waren denn auch ein paar Stunden, an die ich mein Lebelang denken werde!

Unterdeß legte sich der Sturm; und da wir mit Anbruch des Tages wieder aufs Verdeck stiegen, konnten wir schon die Thürme von Kopenhagen entdecken. Gegen acht Uhr waren wir in der engen Straße zwischen den Inseln Amack und Saltholm, nur noch eine Meile von Kopenhagen. Aber unser Schicksal wollte, daß wir erst noch mehr vom Seeleben erfahren sollten. Es fiel eine plötzliche Windstille ein. Auch nicht das allerleiseste Lüftchen war zu spüren, und die See stand still und glatt, wie ein Spiegel. Da lagen wir nun, und konnten keinen Schritt aus der Stelle kommen, die schöne Stadt im Gesichte, nach der wir nun so gern hinübergeflogen wären! Aber was war zu thun? Wir mußten Geduld haben.

Des Nachmittags endlich, gegen drei Uhr, sprang ein leichtes Windchen auf, welches uns vor sich hinfächelte, bis wir endlich gegen Abend auf der Rhede von Kopenhagen glücklich vor Anker ankamen.

In dieser wirklich schönen Königsstadt blieben wir, bis wir die vorzüglichsten Merkwürdigkeiten derselben gesehen hatten. Dann reiseten wir über Hirschholm, welches ein königliches Lustschloß ist, nach Helsingör; und von da über Friedensburg, die königliche Sommerwohnung, wieder zurück nach Kopenhagen.

Kristel.

Was sahst du denn, o Wandersmann!
Was man bei uns nicht sehen kann?

Johannes.

Von Lübeck und Travemünde sage ich euch nichts, denn da seid ihr ja selbst gewesen; also gleich nach Kopenhagen.

Diese Stadt liegt halb auf Seeland, halb auf der Insel Amack. Beide Inseln sind durch einen Kanal getrennt, aber durch Brücken wieder mit einander verbunden worden. Der Kanal dient zugleich zum Hafen für die Kriegsschiffe.

Ein Stück der Insel Amack ist wiederum von dem größern Theile durch einen Kanal abgeschnitten, und heißt der Holm, auf Deutsch: die Insel. Auf diesem Holm nun findet man Alles zusammen, was zu dem Kriegsseewesen gehört. Vor demselben liegen im Hafen alle Orlogs- oder Kriegsschiffe, welche nicht im Dienst sind. Ein großer, prächtiger Anblick, von dem man sich gar nicht wegwenden kann! Auf dem Holm selbst ist erstens die Docke zu sehen.

Lotte.

Was ist das?

Johannes.

Das ist eine große und tiefe Grube, dicht am Wasser, welche so geräumig ist, daß das größte Kriegsschiff darin stehen kann. Auf der einen Seite ist eine dreifache Schleuse, welche man aufziehen und zusetzen kann. Wird sie aufgezogen, so stürzt das Wasser aus dem Kanal in die Grube und füllt sie aus. Da kann denn ein Kriegsschiff aus dem Kanal in dieselbe hineinfahren. Sobald es darin ist, setzt man die Schleusen zu, damit kein Wasser mehr hineinfließen könne. Dann sind auf der Seite dieser Grube mächtige Pumpen, durch welche man in kurzer Zeit alles in der Grube befindliche Wasser herauspumpen kann, so daß das Schiff allmählig

niedersinkt, und endlich auf dem trockenen Boden steht. Nun kann man ihm überall beikommen, um die schadhaft gewordenen Stellen desselben auszubessern. Ist dies geschehen, so zieht man die Schleusen wieder auf, das einschießende Wasser hebt das Schiff in die Höhe, und es kann dann, sobald die Grube voll ist, wieder hinaus in den Kanal laufen. Diese Anstalt hat mir vorzüglich gefallen.

Funfzehn Jahre kann ein Kriegsschiff in See sein, ehe es einer solchen Ausbesserung bedarf. Ist es dann in der Docke gewesen, so dient es abermahls funfzehn Jahre; und wenn diese verflossen sind, wird es für unbrauchbar erklärt und zerschlagen.

Auf eben diesem Holm ist auch eine Werfte.

Lotte.

Und was ist denn das?

Johannes.

Ein abhängiger Platz am Wasser, auf dem Schiffe gebaut, und wenn sie fertig sind, vom Stapel gelassen werden.

Lotte.

O, solche Plätze sind ja hier an unserer Elbe auch!

Johannes.

Allerdings! Ferner sind auf dem Holm das Zeughaus und die Vorrathshäuser für alle Kriegsschiffe. Da sieht man Kanonen, Mörser, Kugeln, Flinten, Pistolen, Degen, Taue, Masten u. dergl. Alles in der schönsten Ordnung. Die Ankertaue der Kriegsschiffe sind so dick, als ich, und dabei sehr lang. Ihr könnt denken, welchen großen Raum ein jedes derselben einnehmen muß. Die Masten sind unten so stark, daß kaum zwei Männer mit ihren Armen sie umspannen können, und dabei so hoch, wie Thürme.

Ferner sind auf diesem weitläufigen Platze eine Menge großer Gebäude, worin man alles Das macht, was zum Seewesen erfodert wird; eins zur Schmiede, eins zum Drechseln, eins, worin die Taue mit Theer beschmiert werden, eins, und zwar ein entsetzlich langes, das man kaum absehen kann, worin die Taue gemacht werden. — Was das für ein Gewühl von Menschen ist! Wie da Alles arbeitet, daß ihm der Schweiß von den Wangen träufelt!

Vater.

Erinnerst du dich noch, Johannes, was ich dabei sagte?

Johannes.

O ja: daß wir uns schämen müßten, solche Müßiggänger zu sein, die den größten Theil des Tages stillsitzen, indeß andere Menschen es sich so sauer werden ließen, für uns mit zu arbeiten.

Vater.

Ist das nicht wahr, Kinder?

Kristel.

Ja, wir arbeiten aber auch mit dem Kopfe.

Vater.

Sieh! daran hatte ich nicht gedacht; bald hätte ich uns Unrecht gethan.

Kristel.

O, ich spaßte nnr; ich weiß wol, daß unser Bißchen Lernen den Namen einer Arbeit nicht verdient.

Nikolas.

Nun, nur weiter, Johannes!

Johannes.

Das königliche Residenzschloß in Kopenhagen ist eins der prächtigsten, die man in Europa sehen kann,

wie Vater sagte *). Nur Schade, daß es nicht auf einem größern Platze steht! Das Schloß selbst macht ein großes Viereck aus, welches einen Hofraum einschließt. Dann sind aber noch andere Gebäude daneben aufgeführt, welche Flügel vorstellen, und worin der königliche Pferdestall, ein Schauspielhaus, der Büchersaal, die Kunst- und Naturalienkammer und die Bilderhalle sind.

Kristel.

Habt ihr das Alles auch gesehen?

Johannes.

Ja wol! Für Hans und mich war dies Alles erstaunlich schön; aber Vater und noch ein Reisender, der bei uns war, meinten, daß das Naturalienkabinet und die Kunstkammer nicht viel zu bedeuten hätten. Ebendas sagten sie auch von dem Innern des Schlosses, ungeachtet die Zimmer doch wirklich recht schön geputzt waren. Aber ein Zimmer gefiel doch uns Allen ausnehmend wohl; das war der Rittersaal, worin zuweilen ein Ball gehalten wird. Das ist ein erstaunlich großes Zimmer, so lang und hoch, als eine Kirche. Und so voller Kronleuchter! Wenn die alle mit brennenden Lichtern besetzt sind, so muß ein Glanz darin sein, daß einem die Augen davon geblendet werden.

Nikolas.

Was war denn Alles auf der Kunstkammer?

Johannes.

Ja, mein lieber Nikolas, wenn ich das Alles erzählen wollte, so würde ich in acht Tagen nicht fertig werden!

Nikolas.

Nur Etwas!

*) Dies schöne Schloß, welches 1794 abbrannte, ist jetzt von neuen, eben so groß, aber in edlerem Stile, aufgebaut.

Johannes.

Da waren zwei Mumien. —

Lotte.

O, wie sahen die aus?

Johannes.

Ordentlich wie aufgetrocknete Menschen, die mit einer Kruste überzogen sind. Was vorher Fleisch war, das ist jetzt hart, wie Holz; und sie riechen noch jetzt wie lauter Gewürz. —

Dann so waren da auch allerlei ausgestopfte ausländische Thiere, als Löwen, Tiger, Panther, allerlei Affen, Krokodille, Riesenschlangen, Paradiesvögel, Kolibri's, ein Strauß.

Lotte.

Ah! auch ein Strauß? Wie groß war der wol?

Johannes.

So groß, daß ihm Vater mit der ausgestreckten Hand kaum an den Kopf reichen konnte. Aber das machen die langen Füße und der lange Hals. Sein Leib war nur ungefähr so groß, als wenn man aus drei Truthähnen Einen machte.

Kristel.

Nicht größer?

Johannes.

Nein!

Lotte.

Wie groß war denn wol so ein Kolibri?

Johannes.

So dick, als mein kleiner Finger, aber nicht so lang. Den Paradiesvogel aber, den solltet ihr gesehen haben! Das ist ein närrisches Gewächs!

Nikolas.

Wie so?

Johannes.

Der sieht dir aus wie ein Besen von langen Federn, der vorn spitz zugeht, und nach hinten zu immer breiter wird. Man sollte nicht glauben, daß das ein Vogel wäre. Vorn sieht man bloß einen kleinen Schnabel, und dann nichts als Federn, die, wie ich sagte, nach hinten zu immer breiter werden. Was doch Alles für Geschöpfe auf Erden sind!

Da waren auch allerhand Amerikanische und Indische Seltenheiten; z. B. so ein Mantel von prächtigen Federn, wie ihn die ehemahligen Könige von Meiko trugen. Das war mir unter Allen mit das Liebste, denn wenn wir nun wieder Reisebeschreibungen lesen, und so was vorkommt, so kann ich mir doch einen ordentlichen Begriff davon machen. —

Ja, mehr darf ich jetzt nicht davon erzählen, sonst würde ich heute nicht fertig werden.

Vater.

Hast Recht, Johannes; führe uns also nur wieder in die Stadt.

Johannes.

In der Stadt gefiel uns besonders das schöne Pflaster, welches in den meisten Straßen so eben und so reinlich ist, daß man mit Vergnügen darauf umherwandelt. Da sind unter andern zwei Plätze in der Neustadt — der neue Königsmarkt und der Amalienplatz oder die Friedrichsstadt — die sind ganz vorzüglich prächtig, besonders der Letzte. Das ist ein schönes, regelmäßiges Viereck, welches von vier Palästen eingeschlossen wird, die alle einerlei Ansehen haben. In der Mitte steht die herrliche Bildsäule, welche den König Friedrich V., der diesen neuen Theil der Stadt erbauen ließ, zu Pferde vorstellt. Wenn man bei dieser Bild-

säule steht, so hat man die Aussicht in vier schöne schnurgerade Straßen, deren eine von der prächtigen Fridrichskirche begrenzt wird, die aber leider nur halb fertig geworden ist.

Kristel.

Warum denn nicht ganz?

Johannes.

Weil sie gar zu prächtig angefangen war, und es viel zu viel kosten würde, wenn der Bau mit eben der Pracht vollführt werden sollte. Das ganze Mauerwerk besteht aus lauter großen Marmorsteinen.

Lotte.

Potz tausend!

Johannes.

Nun will ich nur noch sagen, daß wir auch auf dem sonderbaren Thurme gewesen sind, der zu der Dreieinigkeitskirche gehört.

Nikolas.

Was ist denn das für einer?

Johannes.

Es ist ein Thurm, der von unten bis oben hinauf ganz rund, und dann auf einmahl wie abgeschnitten ist. Der Aufgang ist keine Treppe, sondern ein breiter, ordentlich gepflasterter Weg, der, wie eine Windeltreppe, sich herumwindet, und so allmählig aufwärts geht, daß man mit Pferden und Wagen bis oben hinauf und wieder herunter fahren kann. Der große Russische Kaiser, Peter der Erste, soll dies wirklich einmahl versucht haben. Jetzt ist oben eine Sternwarte angelegt.

Lotte.

Was ist das für ein Ding?

Johannes.

Das ist ein freier Ort auf einem hohen Gebäude,

wo man den ganzen Himmel übersehen kann. Da stellen sich dann die Sternforscher hin, wenn sie die Sterne durch ihre Fernglӓser beobachten wollen.

Und nun müßt ihr mir von Kopenhagen nach Helsingör folgen.

Der Weg dahin geht über Hirschholm, welches ein königliches Lustschloß, und in einer niedrigen Gegend, mitten in einem kleinen Landsee, gebauet worden ist. Sonst mag es da recht hübsch gewesen sein, jetzt aber läßt man Schloß und Garten in Verfall gerathen, ich weiß nicht warum?

Helsingör ist eine kleine Stadt, dicht an der merkwürdigen Meerenge gelegen, welche der Sund, oder der Oresund genannt wird, und wodurch das Baltische Meer oder die Ostsee mit der Nordsee zusammenhängt. Die Straße oder Meerenge ist ungefähr eine gute halbe Meile breit. Dicht an der Stadt liegt das königliche, sehr stark befestigte Schloß Kronenburg, welches aus lauter großen Quadersteinen erbauet und mit ansehnlichen Festungswerken umgeben ist. Ich habe mir die Inschrift abgeschrieben, welche über dem Thore dieses Schlosses steht; wollt ihr sie hören?

Kristel.

O ja!!

Johannes (liest).

Nach Kristi Geburt hat man geschrieben
Tausend fünfhundert siebenzig sieben,
Als Friedrich der Andere König war
In Dänemark, und im selben Jahr
Dies Schloß erbaut und Kronenburg nannt';
Und damit solches blieb' bekannt,
Ließ er es hauen auf diesen Stein,
In Hoffnung fest auf Gott allein,

Daß es unter seinen rechten Herren,
Dem Reich Dänemark zu Glück und Ehren,
So lang' soll ungestöret stehn,
Als Sonn' und Mond am Himmel gehn.

Alle Schiffe, welche durch den Sund gehen, müssen einen Zoll erlegen, welcher dem Könige von Dänemark jährlich eine Summe von 500,000 Rthlr. einträgt.

Nun laßt euch erzählen, was wir an dem Tage, da wir nach Helsingör kamen, für ein außerordentliches Glück hatten! Es mußte sich fügen, daß wir gerade an diesem Tage hier etwas zu sehen kriegten, was man vielleicht in diesem ganzen Jahrhunderte daselbst noch nicht erlebt hatte. Hört nur!

Da wir ankamen, sahn wir von fern schon über hundert Schiffe liegen, welche theils aus der Nordsee in die Ostsee, theils aus der Ostsee in die Nordsee wollten. Nun meinten wir schon Wunder was gesehen zu haben; aber das war noch nichts, gar nichts, sage ich euch! Denn zu eben der Zeit, da wir zu Helsingör ankamen, mußte auch, gerade als wenn sie gerufen wäre, eine der größten englischen Kauffahrteiflotten ankommen, welche je gesehen worden ist. Stellt euch vor, an vierhundert Schiffe segelten an einem der schönsten Morgen, mit günstigem Winde, vor unsern Augen durch den Sund, und legten sich neben Helsingör auf der Rhede vor Anker.

Alle.

Ah!

Johannes.

O das ist lange noch nicht Alles! Mit diesen Kauffahrteischiffen kamen auch einige Englische Fregatten und Kutter, oder kleinere Kriegsschiffe an, und bezeugten der Festung im Vorbeifahren ihre Achtung.

Lotte.

Wie machten sie denn das?

Johannes.

Das will ich euch erzählen. — Wenn sie der Festung bald gegenüber waren, so ließen sie von dem Gipfel des mittelsten Mastes eine Flagge wehen, und das sollte so viel heißen, als: Gehorsamer Diener, ihr Herren Dänen! Gleich wurde auf dem Walle der Festung auch eine Flagge aufgesteckt, welches so viel sagen sollte, als: Schönen Dank, ihr Herren Engländer! Dann brannten die Engländer sieben Kanonen ab, welches vermuthlich so viel heißen sollte, als: Wie ist das Befinden von Ihnen? Flugs erwiederte die Festung diese höfliche Anfrage durch eben so viel Kanonenschüsse, welche vielleicht sagen wollten: Ihnen aufzuwarten! Noch so ziemlich wohl!

Gegen Mittag war die ganze Flotte eingelaufen, und nun sah man weit und breit nichts als Masten und nichts als Schiffe, zwischen welchen eine unzählbare Menge kleiner Böte hin und her segelte und ruderte. Dann strömten die Matrosen ans Land, und erfüllten die Straßen von Helsingör so sehr, daß man sich kaum durchdrängen konnte. Was das für ein Geschnatter von Englischen, Dänischen, Schwedischen, Deutschen, Russischen und Holländischen Bootsleuten war! Man glaubte, beim Babilonischen Thurmbau zu sein.

Ich habe vergessen zu sagen, daß Tags zuvor auch ein Russisches Geschwader von sieben Linienschiffen, welches in die Nordsee auslaufen sollte, hier geankert hatte. Außerdem befanden sich daselbst ein Schwedisches und vier Dänische Linienschiffe, nebst einigen Fregatten. Und damit das Schauspiel vollkommen würde, so mußten wir des Nachmittags noch vier andere Russische Kriegsschiffe nebst einigen Fregatten aus der Nordsee einlaufen sehen.

Nun stellt euch einmahl, wenn ihr könnt, den Anblick vor, den ein Kriegsgeschwader von drei und zwanzig Schiffen (denn so viel Kriegsschiffe kamen überhaupt daselbst zusammen) und eine Flotte von fünfhundert Kauffahrteischiffen Demjenigen gewähren muß, der vorher vom Seewesen nur erst wenig gesehen hat! Wir standen mit starren Augen und mit offenem Munde da, und konnten vor Bewunderung fast nichts sagen, als: ah! ah!

Nikolas.

Was du und Hans für glückliche Leute seid, daß Vater euch mitgenommen hat!

Vater.

Gieb dich zufrieden, Nikolas; das nächste Mahl, daß ich wieder so eine Reise mache, nehme ich dich auch mit, wenn dein Körper nur erst ein wenig härter geworden ist, um die Beschwerlichkeiten des Reisens aushalten zu können.

Nikolas (feuerroth vor Freuden).

O, Vater, ich will Alles thun, was mir nur gesagt wird, um recht hart zu werden!

Vater.

Ich weiß, lieber Junge, daß es dir nicht an gutem Willen fehlt: fahre nur so fort (ihn küssend) zu thun, was wir dir rathen, so wirds schon gehn!

Johannes.

Nun brannten wir Alle vor Begierde, zu sehn, wie ein solches großes Kriegsschiff inwendig beschaffen ist. Vater miethete also ein Boot, und damit fuhren wir hin auf die Rhede, gerade nach dem Dänischen Admiralschiffe. Hier wurden wir auf das gütigste aufgenommen, und der Admiral selbst war so gefällig, uns in seine Kajüte, dann auf dem Verdecke herum zu führen, und

uns Alles zu zeigen und zu erklären. Dann führte der Kapitän des Schiffes uns in das zweite und dritte Verdeck hinab, zeigte uns alle Zimmer und Kajüten der Offiziere, die Gewehrkammer, die Küche, die Viehställe, mit einem Worte, Alles, was auf einem solchen Kriegsschiffe zu sehen ist. Am Ende hatte der Admiral die Güte, uns auf den folgenden Tag zur Tafel einzuladen, welches Vater aber verbitten mußte, weil wir am andern Morgen frühzeitig nach dem königlichen Residenzschlosse Friedensburg zu fahren beschlossen hatten.

Kristel.

O, erzähle uns doch nun auch ein Bißchen, wie es auf so einem Kriegsschiffe beschaffen ist!

Johannes.

Wenn man schon dicht dabei ist, so begreift man noch nicht recht, wie in einem solchen Gebäude für 700 Menschen, für so viele Kanonen, für so viele Lebensmittel und für so viele andere Sachen, als man darauf haben muß, Platz sein könne. Aber ist man erst selbst an Bord, so sieht man, daß jeder Raum noch einmahl so groß ist, als er von außen zu sein scheint. Dann wundert man sich nicht mehr darüber.

Aber was man zuerst bewundernswürdig findet, das ist die große Ordnung, welche überall hervorleuchtet, und die außerordentliche Reinlichkeit, welche durch das ganze mächtige Gebäude herrscht. Die Fußböden, sogar in den großen Schiffsräumen, wo die Soldaten und Matrosen schlafen und wohnen, werden alle Tage so weiß gescheuert, als wenns Besuchzimmer wären. Man athmet überall die reinste Luft, ungeachtet unter jedem Verdecke über 200 Menschen sind.

Kristel.

Wie ist das möglich?

Johannes.

Das will ich dir erklären. Erstens sind auf beiden Seiten des Schiffes unter jedem Verdecke die Schießlöcher, woraus die Kanonen hervorgucken. Wenn das Wetter nun nicht gar zu schlimm ist, so stehen diese Löcher alle offen, und die Luft kann also ungehindert durchstreichen. Aber damit begnügen sie sich noch nicht. Sie bedienen sich außerdem auch einer gar artigen Erfindung, um die frische Luft durch jeden Winkel des Schiffes zu vertheilen; und das fangen sie so an.

Etwa zehn Ellen hoch über dem obersten Verdecke ist an dem mittlern Mast ein weiter Sack befestiget, der oben eine große Oeffnung hat. Dieser Sack läuft nun von da hinunter durch eine große Luke, welche von oben an durch alle Verdecke geht, und wird allmählig enger, je tiefer er in dem Schiffe hinabhängt. Zwischen jedem Verdecke hat dieser große Sack Arme, welche nach allen Seiten hin ausgestreckt sind und spitzig zugehen. Nun bläset der Wind oben in die große Oeffnung hinein, und weil der Sack nach unten zu immer enger wird, so preßt er die eingeblasene Luft auch immer enger zusammen. Wenn aber die Luft zusammengepreßt wird, so sucht sie eine Oeffnung, um aus dem engen Loche hinauszufahren. Dazu sind nun die verschiedenen Arme des Sackes, welche unten offen stehen. Aus diesen fährt also die Luft wieder heraus, und erfüllt jeden Raum des Schiffes, worin ein solcher Arm des Sackes sich endiget. Der Sack selbst bleibt dabei immer ausgespannt, weil er in jedem Augenblicke von neuen Luft einschluckt, um sie unten wieder von sich zu geben. — Scheint euch diese Erfindung nicht auch recht artig zu sein?

Alle.

O, allerliebst!

Vater.

Seht, Kinder, was unsre Mitmenschen Alles erdacht und erfunden haben! Würde es nun nicht eine rechte Schande für uns sein, wenn wir uns nicht auch angreifen wollten, etwas Tüchtiges zu lernen, was uns in den Stand setzen kann, auch einmahl Etwas zu thun oder zu erfinden, was der Menschheit nützlich werden kann? — Weiter, Johannes; ich freue mich, daß du Alles so gut beobachtet hast.

Johannes.

Nun laßt uns erst die Wohnung des Admirals besehen, welche auf dem Hintertheile des Schiffes, und zwar über dem obersten Verdecke ist. Dieser hat erstlich seine besondere Küche, worin für alle Offiziere mitgekocht wird; dann eine Küchenkammer, darin das Küchengeräth ist, und worin für seine Tafel angerichtet wird. Neben dieser ist ein Vorzimmer, und durch dieses geht man in seine ordentliche Wohnstube, welche ein Saal, so groß als der unsrige, nur nicht so hoch, ist. Auf beiden Seiten dieses Saals sind noch zwei kleinere Zimmer, die ihm zur Schlafkammer, zur Kleiderkammer und zu andern Bequemlichkeiten dienen. Auf jedem andern Kriegsschiffe, auf dem kein Admiral ist, gehört dieser ganze Raum dem Kapitän. Aus dem Saale führt eine Thür nach hinten zu auf den Geländergang, welcher um das Hintertheil des Schiffes läuft, und auf dem man umhergehen kann.

Neben dieser Admiralswohnung sind auf beiden Seiten kleinere Kammern für diejenigen Offiziere, welche oben auf dem Verdecke zu befehlen haben.

Nun steigt man hinab in den Raum, welcher unter

dem ersten Verdecke ist. Hier findet sich, unter dem Wohnzimmer des Admirals, wiederum ein eben so geräumiger Saal, welcher allen Offizieren gemeinschaftlich zugehört. Da kommen sie zusammen, wenn sie nicht im Dienste sind, um sich durch gesellschaftliche Vergnügungen die Zeit zu vertreiben. Neben diesem großen Zimmer befinden sich abermahls kleinere Kammern für die Offiziere sowol, als auch für den Schiffsprediger, Schiffsarzt und für den Wundarzt des Schiffes. Der übrige Theil dieses Stocks ist ein langer Raum, worin ein paar hundert Soldaten und Matrosen wohnen und schlafen. Statt der Bettstellen haben sie Hangematten, welches halbe, am Boden hangende Säcke sind, worin der Schlafende bei der Bewegung des Schiffes auf eine sanfte Weise gewiegt wird. In diesem Raume ist auch die große Küche, in welcher für 700 Menschen auf einmahl gekocht wird.

Neben der Küche stehen Gefäße mit dünnem Bier und Wasser, wovon Jedermann so viel trinken kann, als er Lust hat. Damit aber Alles hübsch ordentlich dabei zugehe, so wird eine Schildwache mit bloßem Degen dabeigestellt.

Es ist eine Lust, zu sehen, wie alle diese Leute gewöhnt sind, auf den Wink der Offiziere zu thun, was ihnen befohlen wird. Da wir in den großen Schiffsraum traten, lagen einige hundert Leute neben und hinter den Kanonen auf dem Boden. Jeder hatte seine Schale mit Suppe vor sich, weil es gerade Mittag war, und ließ es sich wohlschmecken. Weil wir nun aber zwischen so vielen da liegenden Menschen nicht recht bequem hätten durchgehen können, so gab der Kapitän ein Zeichen mit der Hand und rief: auf den Backbord! Und wie der Blitz sprangen Alle mit ihren

Näpfen auf die andere Seite des Schiffes, und machten uns Platz. Es that uns leid, daß die guten Leute um unsertwillen so gestört wurden; aber man sah es ihnen an, daß ihnen diese kleine Aufopferung gar nicht sauer wurde.

Nikolas.

Was ist denn das eigentlich, der Backbord?

Johannes.

Wenn man auf dem Hintertheile des Schiffes steht, und nach dem Vordertheile hinsieht, so wird diejenige Seite des Schiffes, die uns alsdann rechter Hand ist, der Steuerbord, die auf der linken Hand aber der Backbord genannt.

An den beiden Seiten des Schiffes sah man zwischen den Kanonen kleine Verschläge von Brettern, worin Schweine, Schafe, Ziegen und Hühner in großer Menge waren. In dem Raume unterm zweiten Verdecke ist fast die nämliche Einrichtung, und der dritte, unterste Raum, dient zum Verwahrungsorte für alle Vorräthe an Lebensmitteln und andern Bedürfnissen. Daselbst ist auch die Pulverkammer, welche sorgfältig verwahrt wird, damit kein Unglück entstehe.

Nun ließen wir uns beschreiben, wie es auf einem solchen Schiffe gehalten wird, wenn es zum Treffen kommt. Das erste, was alsdann geschieht, ist dieses, daß alle Kajüten und Zimmer, selbst die des Admirals, in einem Hui! verschwinden, so daß unter jedem Verdecke nur ein einziger großer Raum zu sehen ist.

Lotte.

I, wie machen sie denn das?

Johannes.

Alle Wände dieser Kajüten bestehen aus bloßen Brettern; und die sind nicht an einander genagelt,

sondern hängen bloß durch kleine eiserne Haken zusammen. Sie können also bald auseinander genommen werden; und weil Jeder dabei sein angewiesenes Geschäft hat, so geht dieses Wegräumen mit der größten Geschwindigkeit von Statten.

Dann steht der Admiral, oder der Kapitän des Schiffes, mit Soldaten und Matrosen oben auf dem Verdecke, und ertheilt seine Befehle. Innerhalb jedes Verdecks steht an jeder Kanonenreihe gleichfalls ein Offizier. Dieser kann nun, nachdem die Kajütenwände weggenommen sind, alle Kanonen übersehen, welches sonst nicht geschehen könnte, weil jeder Offizier in seiner Kajüte eine Kanone zur Gesellschafterinn hat, die, so lange die Wände noch stehen, in dem Schiffsraume nicht gesehen werden kann. Bei jeder Kanone aber stehen so viel Leute, als zu ihrer Bedienung nöthig sind. Sobald man nun dem Feinde nahe genug gekommen ist, wird auf ein von dem obersten Befehlshaber des Schiffes gegebenes Zeichen das Schiff dergestalt gewandt, daß es nicht das Vordertheil, sondern entweder den ganzen Steuerbord, oder den ganzen Backbord dem feindlichen Schiffe entgegenstellt, um ihm, wie man sagt, eine volle Lage zu geben, d. i. es mit allen denjenigen Kanonen zu beschießen, welche auf dieser Seite liegen.

Nun war es uns anfangs unbegreiflich, wie man die abgebrannten Kanonen wieder laden könne, da ihr Mundloch außerhalb des Schiffes ist; aber man zeigte uns, daß beim Losbrennen jede Kanone, die auf Rädern liegt, um einige Schritte zurückrollt, so daß man sie mit Gemächlichkeit wieder laden kann, und sie alsdann nur wieder vorzuschieben braucht.

Vater.

Nun, Kinder, für heute mag dies genug sein. Jo-

hannes hat sich den Mund schon ganz trocken geredet; es ist Zeit, daß wir ihm zur Belohnung eine Erfrischung reichen. (Die Erdbeeren ihm darreichend.)

Nimm hin, nimm hin, du guter Gast,
Dieweil du uns vergnüget hast!

In der nächsten Freistunde wollen wir unser Spielchen vollends ausspielen.

Lotte.

Ich wollte, daß es noch drei Stunden gewährt hätte.

Nikolas.

Wie gut ist es, daß wir zu Hause geblieben sind!

Vater.

Siehst du, Nikolas, so belohnt sich jede gute That schon durch sich selbst. C.

Die Sinne.

Wie wunderbar bin ich gemacht,
Mit welcher Kunst, mit welcher Pracht!
Je mehr ich mich betrachte, wird
Mein Herz zu frommen Dank gerührt.

Da tret' ich vor den Spiegel hin,
Und seh mich selber, wie ich bin.
Und horch! mein kleiner Vogel singt:
Ich höre, daß es lieblich klingt.

Ich geh' im Garten — ha! die Luft
Ist warm und voll von süßem Duft,
Und meine Nase spüret gern
Die Wohlgerüche nah und fern.

Da winkt die Kirsche von dem Baum,
Und machet lüstern meinen Gaum:
Ich spring' hinan, und breche sie,
Und etwas Mild'res schmeckt' ich nie.

Das ist doch künstlich, ganz gewiß!
Und wozu hab' ich alles dies?
Um froh zu merken, daß ich bin;
Denn glücklich macht mich jeder Sinn.

Der blinde Mann, der gestern kam,
Und traurig seinen Schilling nahm,
Der arme, stille blinde Mann
Zeigt mir das Glück der Sinne an.

Er kann nichts sehen; Dunkelheit
Verschließt die Welt ihm weit und breit;
Die Sonne geht für ihn nicht auf,
Vollendet nicht für ihn den Lauf.

Ob Mittag oder Nacht es sei,
Das ist ihm Alles einerlei.
Er hört die Lerche singen früh,
Und fraget: warum singet sie?

Das weiß er nicht, daß sie entzückt
Der Dämmerung entgegenblickt,
Daß sie den jungen Tag begrüßt,
Der ihr so hoch willkommen ist.

O, blinder Mann, du weißt es nicht,
Wie mir das Herz vor Wehmuth bricht!
Ich fühle meiner Sinne Glück,
Und danke Gott mit nassem Blick.

Overbeck.

Soliman.

Als Soliman der zweite, Türkischer Kaiser, die Stadt Belgrad erobert hatte, und wieder nach Konstantinopel zurückkehren wollte, warf sich ein armes Weib ihm zu Füßen, und beklagte sich bei ihm, daß ihr seine Soldaten unter der Zeit, daß sie geschlafen, Alles weggenommen hätten.

Soliman lächelte darüber, und antwortete: sie müsse denn doch wol sehr fest geschlafen haben, wenn sie von dem Geräusch und Lärmen bei der Plünderung ihres Hauses nichts gehört habe.

Freilich, erwiederte sie ganz dreist, freilich schlief ich sehr fest, weil ich glaubte, du, Kaiser, wachtest für mich.

Der Sultan wurde sehr lebhaft dadurch betroffen, und doch gefiel ihm diese entschlossene Antwort; er ließ der Frau Alles wiedergeben, was man ihr genommen hatte, und machte ihr noch ein Geschenk von zwanzig Goldstücken. E.

An meinen Fritz.

(Am Geburtstage desselben.)

Vielleicht, daß schon die Hände dann verwesen,
Die dies jetzt schreiben, liebes Kind!
Wann du dereinst dies Blatt wirst lesen;
Vielleicht, daß schon der Abendwind
Auf meines Grabes Hügel spielt,
Wann erst dein Herz das volle Leben fühlt! —
Dann, guter Junge! setz' ein Veilchen
Dich auf den Rasenhügel hin,

Und denke, daß mein Leib in Millionen Theilchen
Allein zerflog, ich aber selbst noch bin.
Und, ists erlaubt dem unsichtbaren Wesen,
Das in mir denkt, o, so umschweb' ich dich,
Wann du dies Blatt gerührt wirst lesen,
Und nicht erröthen darfst, daß heut dein Vater sich
Umsonst gefreut, umsonst für dich
Ein halber Einsiedler gewesen!

Du wirst es dann schon längst vergessen haben,
Wie mir das Herz vor Freuden schlug,
Als heut dein Händchen unserm Raben
Dein Morgenbrot halb nach dem Käfig trug,
Und wahrlich war's kaum ganz für dich genug!
Du wirst es längst vergessen haben,
Wie deine Mutter liebevoll
Dich an sich drückt', daß sie den kleinen Schwaben*)
Zu deinem Kuchen bitten soll.
Du wirst es längst vergessen haben,
Daß fast dein Herz dir, trotz dem Kuchen! brach,
Als deine Muhme scherzend sprach:
Du sollst mein Erbe sein, wenn sie mich einst begraben.

Ich schrieb es auf; nicht, Kind! um dich zu preisen;
Denn dieses Herz ist Gabe der Natur,
Und deine Aeltern durften nur
Am Scheideweg zurecht dich weisen;
Doch, könntest du dereinst dies Herz,
Und, ach! mit ihm dein ganzes Glück verspielen:
Dann werd' ich zwar im Grabe keinen Schmerz,
Du aber selbst die Schande doppelt fühlen.

---

*) Karl, in Götz von Berlichingen.

Denn wisse, daß dein Vater selten Wein
Nur trank, zum Reitpferd seine Füße,
Und seine Hände zum Lakai'n
Gern für dich machte; selbst die süße
Begierde, seinen fernen Freund nach Jahr
Und Tag zu küssen, unterdrückte;
Daß deine Mutter sich das Haar
Mit Veilchen, statt der Perlen, schmückte,
Sich oft dem Schlaf, so fest er hielt, entriß,
Zu halben Tagen zwischen ihren Knien
Dich horchend stehen hatt' — und alles dies,
Zum braven Mann dich zu erziehen.

Erfüllst du diese Hoffnung nicht,
So wird die Welt mit Fingern auf dich zeigen;
Denn, sollt' auch schon mein Mund im Grabe schweigen,
So schweiget doch vielleicht nicht mein Gedicht.
Sohn, werde was du willst im Staat,
Sei seines Schutzes werth durch deines Geistes Rath,
Durch deine Barke, die der fernsten Insel
Gewächse holt, durch deiner Flöte Ton,
Durch deinen Griffel oder Pinsel:
Nur werd' ein Biedermann *), o Sohn!

Und bist du dies, so wirst du sicher finden,
Was du bedarfst; denn, Kind, ein Biedermann
Besetzt die Tafel nicht mit Sünden,
Und Ränke kleiden ihn nicht an.
Bist du nur dies, so wirst du Freunde finden,
Wie überall sie noch dein Vater fand;
Und, o, vielleicht wird eines Mädchens Hand,

*) Ist so viel, als: ein braver Mann.

Das deiner Mutter gleicht, sich dann mit dir verbinden.
Erfülle dies! denn sieh! zu deinem Richter
Macht' ich die Welt; o, fröhlicher macht schon
Die Hoffnung mich, als dich die bunten Lichter
Auf deinem Kuchen, lieber Sohn!
Auch ich will heute mich zum Kinde wieder machen,
Will springen, wenn wir unsern Drachen
Hoch in den Lüften fliegen sehn;
Will mit den bleiernen Soldaten
Krieg führen, und mit Aepfeln, statt Granaten,
Los auf des Feindes Schanze gehn.
Wird endlich dann der Schlaf dir Händ' und Füße lähmen,
So sollst du noch ein süßes Traumbild sehn.
Denn, Fritz, du sollst das Buch mit dir zu Bette nehmen,
Worin die schönen Pferde stehn.

Pfeffel.

Von der Arbeitsamkeit.

Aber warum müssen wir denn arbeiten? fragte Luise ihre Mutter.

Mutter.

Weil uns das gut ist, mein Kind.

Luise.

Aber wozu ist mir das gut? Spielen mag ich doch weit lieber; spielen oder herumgehen.

Mutter.

Meine Luise, gewiß, ich liebte dich nicht, wenn ich dir immer zu spielen oder herumzulaufen vergönnte.

Luise.

Liebe Mutter, das kann ich nicht begreifen, daß du

mir aus Liebe verwehrst, was ich gern will, und befiehlst, was ich nicht mag.

Mutter.

Nun, Luise, laß sehn, ob ich deine Wünsche erfüllen kann. Welche Arbeiten oder Geschäfte wünschtest du nicht zu thun? Ich will sie dir wol erlassen.

Wolltest du nicht mehr stricken, nicht nähen, nicht spinnen, oder nicht in der Wirthschaft helfen? Oder welch anderes Geschäft soll ich dir nachlassen?

Luise.

Ach, Mutter! das Alles that ich nicht, als ich bei der Muhme in der Stadt war, und das Alles mag ich auch hier nicht thun.

Mutter.

Nicht? Nun, es sei. Willst du mit den Folgen zufrieden sein, die ganz von selbst daraus entstehen, so sollst du keine, gar keine Arbeit mehr thun.

Luise.

O, herzlich gern, liebe Mutter!

Mutter.

Gewiß?

Luise.

Ganz gewiß.

Mutter.

Nun gut, so spiele, oder geh in den Garten, oder lauf umher, wo du nur willst.

Luise bediente sich dieser Freiheit nach Herzenslust, spielte und lief herum, lief und spielte wieder, bis zur Tischzeit; dann schwärmte und spielte sie wieder, bis sie ermüdet zu Bette ging.

(Nicht wahr, ihr kleinen Leser erstaunt, wenn ich euch sage, daß Luisens zehnter Geburtstag schon seit geraumer Zeit vorbei war?)

Am andern Morgen, als sie gähnend erwachte und aufstehen wollte, suchte sie nach ihren Strümpfen, und fand keine, nach ihren Schuhen, und es waren keine da.

Darauf sah sie sich nach ihren Tagkleidern um, fand aber nichts, als ein Nachtkleid zum höchsten Bedürfniß.

Sie rief dem Mädchen ihrer Mutter, sie möge ihr doch ihre Sachen bringen; aber die kam nicht.

Endlich kam die Mutter selbst durchs Schlafzimmer.

Luise fragte mit kläglichen Geberden nach ihren Kleidern.

Die Mutter schien es erst nicht zu hören; endlich sagte sie: mich wundert, mein Kind, wie du so eifrig nach Dingen fragen kannst, woran du gar kein Recht hast?

Luise.

Liebe Mutter, ich wollte bloß meine gestrigen Kleider haben.

Mutter.

Die sind nicht mehr dein, Luise; aber höre, wenn du hören willst, ich habe dir etwas zu sagen.

Luise hörte aufmerksam zu.

Mutter.

Alles, was du bis dahin dein genannt hast, ist dir in der Hoffnung geschenkt worden, daß du (so bald du verständiger würdest) dir selbst etwas anschaffen lerntest, was du im eigentlichen Verstande dein nennen dürftest.

Hiezu gehört nun nothwendig, daß du Arbeiten und Geschäfte verschiedener Art lernest, damit du entweder deine Bedürfnisse selbst befriedigen, oder die du nicht befriedigen kannst, und welchen du durch Hülfe und Geschicklichkeit Anderer abhelfen mußt, durch Gegenhülfe zu vergelten im Stand seist.

Denn die Menschen sind, seit sie in gesitteten Gesellschaften bei einander wohnen, darüber eins geworden, sich durch wechselseitige Dienstleistungen den Weg durch dies Leben leicht und angenehm zu machen.

Wenn nun Einer, der zu dieser Gesellschaft gehört, sich nicht um Geschicklichkeiten bemühen, oder zu Arbeiten gewöhnen will, womit er die ihm von Andern nothwendigen Dienstleistungen ersetzen oder wiedervergelten kann, so macht er sich unfähig oder unwürdig, an den Vorzügen des gesellschaftlichen Lebens ferner Theil zu nehmen, und er hat von Andern weiter keine Dienste zu fodern, wenn sie ihm nicht etwa aus Mitleid über seine Thorheit beistehen wollen.

Luise, die bis dahin mit verschämtem Blick und traurig dagestanden, sagte endlich:

Aber kann man denn Das, was man zum Leben gebraucht, nicht Alles kaufen? Du selbst, Mutter, hast mir ja oft gesagt, du hättest Dies oder Jenes gekauft; wozu braucht man denn das Alles auch thun zu können, was Andere für uns thun?

Mutter.

Das ist wahr, man kann Vieles, ja das Meiste, was zum Bedürfniß gehört, kaufen. Aber wofür kauft man denn Brot und andere Speisen? Wofür Kleider und andere Nothwendigkeiten? Nicht wahr, für so viel Geld, als man die Sache werth schätzt? Und wo denkst du das Geld herzunehmen?

Luise.

Liebste Mutter, wo nimmst du es denn her?

Mutter.

Mir hat es zum Theil mein Vater hinterlassen, der sichs durch Fleiß und Geschicklichkeit erworben hatte. Dein Vater, der ein eben so fleißiger und geschickter

Mann war, hat es vermehrt; Gott hat uns gesegnet, und bis jetzt vor Verlust behütet.

Aber, liebe Tochter, unser kleines Vermögen kann heute, kann morgen dahin sein —— und es wird sicher verloren gehen, sobald unser Vater im Himmel sieht, daß es uns nicht mehr nützen würde.

Auch bitte ich ihn täglich, daß er's uns nehmen möge, sobald es uns schlimmer machen sollte.

Und da denke nur, Luise, wie unglücklich wir Beide, du und ich, sein würden, wenn dies unsere einzige Hoffnung gewesen wäre!

Sieh, deßwegen lieb' ich Fleiß und Arbeit, deßwegen gewöhne ich mich auch zur Mäßigkeit und Sparsamkeit, daß, wenn Gottes Weisheit durch irgend einen Zufall mir das wieder entziehen sollte, was seine Güte mir auf eine Zeit lang geliehen hat, ich auch dann noch froh und glücklich sein, und durch Arbeit meinen Bedürfnissen abhelfen könnte; und daß ich dann nicht nöthig hätte, das Mitleid gutmüthiger Leute anzuflehen, und unverdient die Früchte ihres Fleißes aufzehren zu helfen.

Glaube es, mein Kind, die Güter des Glücks sind unbeständig, und gehören uns für keinen Tag zum sichern Eigenthum.

Wir müssen also unsere Bedürfnisse von etwas Anderem befriedigen lernen, das uns eigenthümlich zugehört und dauerhafter ist.

Und siehe, mein Kind, deßwegen kann ich dir nicht gestatten, Etwas als dein Eigenthum anzusehen, was du dir künftig nicht durch Fleiß und Geschicklichkeit selbst wirst erwerben können; deßwegen kann ich nicht zugeben, daß du deine ehemahligen Kleider ferner die deinigen nennst und als solche gebrauchst. Und doch sind dir

diese Sachen wirklich nothwendig, wenn du unter gesitteten Menschen leben willst.

Luise. Ach, liebste Mutter! mit Freuden will ich arbeiten, was, und so oft du mir befehlen wirst; mit Freuden lernen, was du nur gut findest.

Mutter. Begreifst du nun, wie ich aus Liebe dir den Müßiggang, der dir so lieb ist, verwehren, und den Fleiß, den du nicht liebst, befehlen konnte?

Luise. Ach, Mutter, frage mich nicht so! — — Nie, nie werde ich wieder zweifeln, wenn du mir etwas befiehlst, ob es aus Liebe geschehe; denn nun weiß ichs gewiß, wie lieb du mich immer hattest, und wie wenig ichs verdiente.

Von heute an sollst du mich mit Freuden allen deinen Winken folgen sehn. Von heute an will ich mich gewöhnen, keine Stunde müßig zu sein, und auf jeden Unterricht zu merken.

Mutter. Wohl denn, Luise! nimm deine Kleider und Alles, was dein war, wieder in Besitz; kleide dich an, und komm mit mir.

Luise that's eilig, folgte der Mutter, und fing von diesem Augenblick an, Wort zu halten.

Ich habe erfahren, daß sie die Arbeit und den Fleiß hernach so lieb gewann, daß man sie durch nichts hätte bewegen können, auch nur eine Stunde müßig zu sein.

Elise Reimarus.

Der König und der Schäfer.

Ein König, reitend in der Mitte
Von einem prächtigen Gefolge, sah
Vor seiner kleinen grünen Hütte
Den Schäfer stehn. — Was machst du da?
Fragt' ihn der König. — Was ich mache?
Antwortet Daphnis, hum! ich seh' die Sonn' und pfeife. —
Sonst nichts? — Das siehst du ja, ich greife
An meinen runden Hut, auf dem ein Blumenkranz
Strahlt, wie dein Stern, und grüße dich und lache. —
Warum? — Weil du der großen Sonne Glanz
Verdunkeln willst, solch eine Herrlichkeit
Hat dein und deines Pferdes Kleid! —
Der König sagte nicht ein Wort,
Und ritt mit dem Gefolge fort;
Jedoch verglich er oft mit seiner Herrlichkeit
Des Pfeifenden Zufriedenheit.

Gleim.

Der kleine Töffel.

In einem großen Dorf, das an die Mulde stieß,
Zog Grolms acht Kinder groß bei einer dürft'gen Habe.
Der Kinder jüngstes war ein muntrer Knabe,
Den man den kleinen Töffel hieß.

Sechs Sommer sind vorbei, als es im Dorfe braunte;
Der Knabe war gerade sechzehn Jahr,
Da man, wiewol er schon ein großer Junge war,
Ihn noch den kleinen Töffel nannte.

Nunmehr drosch Töffel auch mit in der Scheune Korn,
Fuhr selber in das Holz; da trat er einen Dorn
Sich in den linken Fuß; man hörte von den Bauern
Den kleinen Töffel sehr bedauern.

Zuletzt verdroß es ihn; und als zur Kirchmeßzeit
Des Schulzen Hadrian, ein Zimmermannsgeselle,
Ihn »kleiner Töffel« hieß, hatt' er die Dreistigkeit,
Und gab ihm eine derbe Schelle *).

Die Rache kam ihm zwar ein neues Schock zu stehn **),
Denn Schulzens Hadrian ging klagen,
Und durch das ganze Dorf hört' man die Rede gehn,
Der kleine Töffel hat den Hadrian geschlagen.

O, das that Töffeln weh, und er beschloß bei sich,
Sich in die Fremde zu begeben.
Was? sprach er, kann ich nicht ein Jahr wo anders leben?
Indessen ändert sichs, und man verkennet mich.

Gleich ging er hin, und ward ein Reiter.
Das höret Nachbars Hans, die Sage gehet weiter,
Und man erzählt von Haus zu Haus,
Der kleine Töffel geht nach Böhmen mit hinaus.

Der Töffel will vor Wuth ersticken.
Indessen kriegt der Sachsen Heer
Befehl, in Böhmen einzurücken.
Nunmehr ist Töffel fort, man spricht von ihm nicht mehr.

---

*) Eine Ohrfeige.

**) Ein neues Schock heißt in einigen Ländern ein Strafgeld von 2 Thalern und 12 Groschen.

Die Sachsen dringen ein, gehn bis nach Mähren hinter,
Und Töffel gehet mit. Es geht ein ganzer Winter,
Ein halber Sommer hin, man senkt den Weinstock ein,
Als man den Ruf vernimmt: es solle Friede sein.

Da meint nun unser Held, daß man die Kinderpossen,
Die ihn vordem so oft verdrossen,
Vorlängst schon ausgeschwitzt. Er wirkt sich Urlaub aus,
Und suchet seines Vaters Haus.

Er hörte schon den Klang der nahen Bauerkühe:
Ein altes Mütterchen, das an den Zäunen kroch,
Ersah ihn ungefähr, und schrie:
Je, kleiner Töffel! lebt ihr noch?

Das Vorurtheil der Landesleute
Verändert nicht der Oerter Weite,
Tilgt weder Ehre, Zeit, noch Glück;
Reis't, geht zur See, kommt alt zurück,
Der Eindruck siegt, da hilft kein Sträuben,
Ihr müßt der kleine Töffel bleiben.

Pfeffel.

Aus der vorstehenden Erzählung sollt ihr, lieben Kinder, lernen, daß die gute oder böse Meinung, welche die Menschen in unserer Kindheit von uns fassen, nicht leicht wieder ausgelöscht werden kann, sondern unser ganzes Leben hindurch zu dauern pflegt.

Alle die guten oder schlechten Eigenschaften, die ihr

jetzt an euch verspüren lasset, wird man euch künftig immer zutrauen; und dieser gute oder böse Ruf, den ihr euch jetzt in eurer Kindheit erwerbt, wird einst, wenn ihr in die große Welt tretet, die Leute geneigt oder abgeneigt machen, Gemeinschaft mit euch zu haben und euch zu dienen.

O, wie wichtig ist es daher, daß ihr euch schon jetzt bestrebet, die gute Meinung eurer Mitmenschen zu erwerben, und nichts zu thun, was euch in ihrem Urtheile herabsetzen kann!

C.

Der geizige Rabe.

Ein Rab' entwandte hier und da,
So viel er konnte, Gold und Ringe,
Band, Ohrgehäng' und hundert andre Dinge.

Als dies der klügre Haushahn sah,
So fragt' er ihn: Ich bitte, sage mir,
Wozu nützt doch dies Alles dir?

Das weiß ich selbst nicht! sprach der Rabe,
Ich nehm' es nur, damit ichs habe.

Ein Geizhals und dies Thier thun einerlei;
Der Geizhals sammelt, gleich dem Raben,
Nicht, daß es ihm und Andern nützlich sei,
Nein, bloß um viel zu haben.

Ungenannter.

Warnung vor Verschwendung der Zeit.

Ihr müßt es, liebe Kinder, ja nicht mit der Zeit so machen, wie jener Handwerksmann es mit seinem Gelde machte!

Dieser wollte gern Meister werden, es fehlte ihm aber an Barschaft zu seiner ersten Einrichtung.

Ein reicher Mann lieh ihm auf drei Jahre hundert Thaler, daß er dafür Meister werden und sich das Nöthige anschaffen solle. Wer war nun froher, als der Handwerksmann?

Er sah schon im Geiste seine Werkstatt auf das schönste eingerichtet, und rechnete schon aus, wie viel er wol in Jahr und Tag mit seinem Fleiße verdienen könne.

In der Fröhlichkeit seines Herzens ging er nach einem Weinhause, und dachte, du mußt dir doch von deinem Gelde auch etwas zu gute thun!

Unterweges wollte zwar sein Gewissen aufwachen, und ihm sagen, es sei noch nicht die Zeit, wo er sich von diesem Gelde etwas zu gute thun dürfe, sondern er müsse erst darauf denken, wie er es zu der bestimmten Zeit wieder bezahlen wolle, und müsse also für jetzt noch keinen Heller ohne die höchste Nothwendigkeit davon ausgeben. Allein, dachte er, wenn ich nur einen halben Thaler daran verwende, mich einmahl zu freuen, so behalte ich doch noch neun und neunzig und einen halben Thaler übrig; das ist noch immer genug, um mir das Nöthige zu meiner Einrichtung dafür anzuschaffen; und dann kann ich ja auch diese kleine Verschwendung nachher durch meinen Fleiß wieder gut machen.

So suchte er sein Gewissen einzuschläfern. Aber ach! der arme Mann! Dieses war der erste Schritt zu seinem Verderben.

Den andern Tag erinnerte er sich lebhaft wieder an das Vergnügen, welches er an dem vorigen Tage genossen hatte, und machte sich schon kein Bedenken mehr, nun noch einen halben Thaler auf eben die Art zu verschwenden, damit er doch, wie er sagte, nun gerade noch neun und neunzig Thaler übrig behielte.

Aber nun war seine Begierde, sich etwas zu gute zu thun, einmahl so stark geworden, daß er einen Thaler nach dem andern angriff, und ihn eben so, wie den ersten, durchbrachte. Denn, dachte er, es ist ja nur Ein Thaler, ich werde doch noch genug übrig behalten.

So dachte er aber immer, und überlegte nicht, daß sein ganzes Vermögen aus hundert einzelnen Thalern bestand, und daß auf der nützlichen Anwendung eines jeden der gute Gebrauch der ganzen Summe beruhete.

Er stellte sich diese Summe so groß vor, daß er die einzelnen Theile derselben viel zu geringe schätzte, als daß er auf ihre gute Anwendung hätte denken sollen.

Darüber gerieth er denn in ein wüstes, unordentliches Leben. Weil er nun beständig auf sein Vergnügen dachte, so hatte er keine Lust zu arbeiten. Und doch konnte er seines Lebens nicht froh werden, sobald er bedachte, daß sein Geld von Tage zu Tage mehr auf die Neige gehe, und er niemahls seinen Zweck erreichen könne; weil sein Wohlthäter ihm nicht noch einmahl hundert Thaler vorschießen werde, da er die ersten nun liederlich verschwendet hatte.

Als nun endlich sein Geld aufgezehrt war, so war ihm auch die Lust zum Arbeiten gänzlich vergangen. Er war des Lebens überdrüssig, weil er nichts, als eine schreckliche Zukunft vor sich sah.

In seiner Verzweiflung gerieth er unter eine Bande Straßenräuber, und wurde ihr Mitglied. Diese wur-

den kurz darauf gefangen, und er mußte mit ihnen die verdiente Strafe leiden, und eines traurigen Todes sterben.

O, hätte dieser Elende das erste Mahl der Stimme seines Gewissens Gehör gegeben, und wäre nicht in das Wirthshaus gegangen, wohin ihn seine Begierde lockte, so könnte er vielleicht jetzt in seiner Werkstatt ruhig sitzen, und in gutem Wohlstande ein glückliches Alter erreicht haben!

Aber so wie es dieser Mann mit seinem Gelde machte, so machen es leider! viele Menschen mit ihrem Leben.

Von der guten Anwendung der hundert Thaler hing größtentheils des Mannes zeitliches Glück ab; und von der guten Anwendung unsers Lebens hängt unser ganzes ewiges Glück ab. So wie Jener nun einen Thaler nach dem andern verschwendete, und immer dachte, er werde doch noch genug übrig behalten; so verschwenden viele Menschen ein Jahr nach dem andern von ihrem Leben, und denken immer, es werde ihnen doch noch Zeit genug übrig bleiben, von der sie einmahl einen bessern Gebrauch machen können.

Wenn euch einmahl der unselige Gedanke einfallen sollte, Kinder, daß ihr einen Tag muthwillig verschwenden wollt, o, so bebt zurück vor dem Gedanken! Denkt, daß aus Tagen Wochen, und aus Wochen Jahre werden, und daß unser ganzes Leben höchstens nur siebenzig bis achtzig Jahre dauert.

Erinnert euch an die Geschichte des Unglücklichen, die ich euch erzählt habe, und hütet euch vor dem ersten Schritte zu einem unordentlichen Leben.

Ungenannter.

Geschichte des jungen Alwil.

Der junge Alwil hatte wohlhabende Aeltern, und wurde von ihnen ihrem Stande gemäß erzogen.

Sie suchten ihm aber auch früh fromme Gesinnungen einzuflößen, und sagten ihm insbesondere sehr oft, daß er sich ganz allein auf Gott, und nicht auf irdische Güter verlassen solle.

Der junge Alwil merkte sich das, ob er gleich damahls noch nicht einsehen konnte, warum ihm seine Aeltern gerade diese Ermahnung so oft wiederholten.

Es währte nicht lange, so entstand ein Krieg, wo Alwil's Aeltern so unglücklich waren, daß ihnen das Haus abgebrannt, und fast Alles, was sie hatten, weggenommen wurde. Sie geriethen dadurch in bedrängte Umstände; doch behielten sie noch eben so viel übrig, daß sie, wiewol äußerst nothdürftig, davon leben konnten.

Der junge Alwil mußte nun einen schlechten Rock anziehn, und mit geringer Kost fürlieb nehmen. Einige von seinen Mitschülern — junge unverständige Menschen — die ihn schon vorher wegen seines ernsthaften Wesens nicht recht leiden konnten, verachteten ihn nun vollends, wegen seiner Armuth und wegen seiner schlechten Kleidung.

Dies schmerzte ihn freilich. Allein nunmehr dachte er an Das, was ihm seine Aeltern so oft gesagt hatten: man müsse sich nicht auf irdische Güter, sondern allein auf Gott verlassen, welcher es immer gut mit uns meint, und alle unsre Schicksale zu unserm Besten lenkt.

Nun wurde ihm auf einmahl ganz leicht, und er fühlte in diesem Gedanken eine himmlische Beruhigung. Er zog vergnügt seinen schlechten Rock an, ertrug

die Verachtung seiner thörichten Mitschüler, und nahm gern mit seiner geringen Kost fürlieb.

Dieser Alwil hat nachher oft gesagt, als er schon ein alter Mann war: er danke Gott für Unglücksfälle, die er ihn in seiner Jugend habe ertragen lassen; denn die geringe, einfache Kost habe seinen Körper gesund gemacht; durch die Verachtung seiner Mitschüler habe er schon früh gelernt, die Beleidigungen böser Menschen zu ertragen, ohne deßwegen auf Rache zu denken; durch diese Verachtung, und durch seine schlechte Kleidung, sei sein natürlicher Stolz, welcher ihn sonst vielleicht würde unglücklich gemacht haben, sehr gedemüthiget worden; er müsse also die unendliche Weisheit Gottes anbeten, und bekennen, daß sie ihn nicht ohne Ursache in seiner Jugend habe arm und dürftig sein lassen.

Wir wollen jetzt zu unserer Geschichte wieder zurückkehren.

Der junge Alwil war fleißig, und machte seinen Aeltern viel Freude.

Dies versüßte ihnen einigermaßen den Kummer, den sie anfänglich über den Verlust ihres Vermögens empfanden. Alwil liebte seine Aeltern sehr.

Einsmahls, da sie an einem schönen Frühlingsabend lustwandelten, sagten sie zu ihm: Wir sind nun alt und schwach, und der Kummer hat uns sehr darnieder gedrückt; wir werden vielleicht bald sterben, und können dir nichts hinterlassen; aber siehe, der Gott, der die Bäume mit jungem Laube bekleidet, und das Gras auf dem Felde erquickt, der wird auch für dich sorgen.

Alwil wurde äußerst bewegt, und konnte sich bei dieser rührenden Anrede der Thränen nicht enthalten.

In zwei Monaten starben beide Aeltern kurz nach einander, und man fand kaum so viel, als zu ihrem Be-

gräbniß erfodert wurde. Für den jungen Alwil blieb nichts übrig.

Er war anfänglich ganz untröstlich über den Tod seiner Aeltern. Als er aber eines Tages bei ihrem Grabe weinte, fiel ihm plötzlich ein, was sie ihm noch zwei Monate vor ihrem Tode gesagt hatten.

Bekleidet Gott die Bäume mit Laub, dachte er bei sich selbst, und erquickt er das Gras auf dem Felde, so wird er ja auch meiner sich annehmen!

Was er gedacht hatte, geschah auch; denn noch an demselben Tage hatten sich einige rechtschaffene Leute, welchen das Elend des jungen Alwil zu Herzen ging, mit einander berathschlagt, wie sie sich seiner annehmen wollten. Sie ließen ihn also zu sich kommen, und versprachen ihm, daß sie gemeinschaftlich für seinen nothdürftigen Unterhalt sorgen wollten.

Alwil dankte seinen Wohlthätern mit gerührtem Herzen, und sobald er allein war, erinnerte er sich lebhaft, wie er vor einigen Stunden, als er am Grabe seiner Aeltern weinte, noch von allen Menschen verlassen war, und wie Gott schon während dieser Zeit so liebreich für ihn gesorgt hatte.

Da warf er sich nieder und dankte Gott mit Freudenthränen für die unerwartete Hülfe.

Einer unter seinen Wohlthätern war ein reicher Kaufmann, der keine Kinder hatte. Dieser hatte sich schon lange vorgenommen, einen jungen Menschen von guter Hoffnung an Kindes Statt anzunehmen.

Er lernte den jungen Alwil nach und nach besser kennen, und entdeckte immer mehr gute Eigenschaften an ihm. Als er sich nun von seiner Frömmigkeit und von seinem guten Herzen durch manche Beweise hinlänglich überzeugt hatte, ließ er ihn eines Tages zu

sich kommen, und ging mit ihm allein auf ein Zimmer.

Hier ergriff er seine Hände, blickte ihn eine Weile an, und sagte: Alwil — Du bleibst bei mir!

O, mein Vater! rief Alwil aus, und warf sich zu seinen Füßen.

Das bin ich von nun an, sagte sein Wohlthäter, und von diesem Tage an bist du mein Sohn! Ich verspreche dir meine ganze väterliche Liebe, und zweifle nicht, daß du mir durch deinen kindlichen Gehorsam und durch deine gute Aufführung Freude machen wirst.

Der junge Alwil konnte nichts antworten. Er zerfloß ganz in Thränen der Freude und Dankbarkeit, und sah nun wohl, daß sein Vertrauen auf Gott nicht vergebens gewesen war.

Nun wurde er wieder besser gekleidet, als alle seine Mitschüler, und Alle suchten nunmehr wieder seine Freundschaft; allein es fiel ihm nicht ein, sich wegen der vorigen Beleidigungen zu rächen, oder auf sein neues Glück stolz zu sein, sondern er blieb eben so demüthig, freundlich, bescheiden, wie er vorher, in seinen dürftigen Umständen gewesen war, weil er alle diese kleinen Vorzüge schon einmahl verloren hatte, und also wohl wußte, wie wenig man auf ihren Besitz rechnen darf.

Dieser Alwil hat nachher noch viele Unglücksfälle erlitten; er blieb aber immer standhaft dabei, und wich nie von seiner Frömmigkeit ab, weil er schon in seiner frühesten Jugend auf alle diese Widerwärtigkeiten des Lebens vorbereitet war.

Er arbeitete aber fleißig, und erwarb sich so viel, daß er nicht nur für sich selbst und seine Familie sorgen, sondern überdies noch vielen Menschen Gutes thun konnte.

Er erreichte ein hohes Alter, und noch als Greis

pflegte er oft zu sagen: zwei Dinge haben mich nicht gereut, so lange ich denken kann, — daß ich gearbeitet und Gott vertrauet habe!

Ungenannter.

Der Hirsch.

Es ging ein starker Hirsch, der sein Geweih erst nur
Vor kurzen abgesetzt, auf Wermsdorfs fetter Flur,
Mit seinen Weibern, Kindern, Vettern,
Und kam zu einer Saat.

Allein da stutzt die Schar,
Weil zwischen Wald und Saat ein Sumpf vorhanden war,
Voll von geschmolznem Schnee und dürren Birkenblättern.

Ihr Kinder, sprach der Hirsch, folgt mir nur Schritt vor Schritt,
Sonst werdet ihr euch sehr bespritzen.
Drauf ging er durch den Pfuhl, die Kleinen liefen mit,
Und kamen glücklich aus den Pfützen;
Jedoch so rein ging es nicht ab,
Daher es was zu spotten gab.

Ein Schmalthier *), das zurückgeblieben,
Rief ihnen hämisch nach, und sprach: Ihr Herr'n, mit Gunst,
In Koth zu gehn ist keine Kunst.

---

*) Ein junger Hirsch.

Ihr seid ja voller Schmutz, und glänzet wie die Sauen;
Seht her, ihr sollt was Anders schauen!
Drauf that der Spötter einen Sprung,
Daß Alles um ihn pfiff; allein wie gings dem Thoren?
Meint ihr, daß ihm der Satz gelung?
Er fiel in Schlamm bis an die Ohren.

Jeder prüfe seine Stärke!
Eh du Andre höhnst, so merke,
Ob du nicht dem Orte nahst,
Wo du Jene straucheln sahst.

Erfahrung macht klug,
aber nur, wenn man darüber nachdenkt.

Zwei Knaben gingen ins Freie, und kamen zu einem Nußbaum. Unter demselben fanden sie eine Nuß, die sie theilen wollten.

Der Eine eröffnete sie, und ließ dem Andern die Wahl, ob er das Innere oder das Aeußere haben wolle? Das Aeußere! rief der Andere, welcher noch niemahls eine Nuß gesehen hatte. Er erhielt, was er verlangte; fand aber zu seinem großen Mißvergnügen, daß er sich betrogen hatte. Denn die Schale war nicht zu genießen.

Ein andres Mahl will ich klüger sein, sagte der Knabe; und so gingen sie weiter.

Sie kamen in einen Garten, und fanden eine rothe Aprikose, die Jenem gleichfalls noch nie zu Gesicht gekommen war.

Diesmahl sagte der Knabe, der sich vorher die Nußschale gewählt hatte, bekomme ich das Inwendige, und du das Aeußere!

Gut, antwortete sein Gefährte, nagte das Fleisch der Aprikose ab, und reichte ihm den harten Stein.

Er wollte ihn essen, fand aber, daß er sich von neuen betrogen hatte.

Man sieht hieraus, daß die Erfahrung nur dann Nutzen bringt, wenn man darüber nachdenkt und sie mit Verstande gebraucht. E.

Die vermeinte Gefahr.
Eine Fabel.

O Himmel, hub ein kleines Täubchen an,
Was giebts für Thiere doch auf Erden!
Man sollte ja vor Angst des Todes werden;
Ein Glück, wenn man zur Noth sich nur noch retten kann!
Ach, liebe Mutter, ach, für unerfahrne Kinder,
Wie ich, wär's gut, sie blieben hübsch zu Haus,
Und flögen nicht so ohne Mutter aus.
Mich überraschte die Gefahr geschwinder,
Als ich es dacht'; ich war dem Tode nah.

So, Liebchen, sprach die Mutter da,
Die ganz erschrocken aus den Augen sah,
So gehts, wenn sich das Kind schon klüger
Als seine Mutter dünken läßt;
Hielt dich vielleicht die Katz' in ihren Pfoten fest?

Ach nein, Mamachen, nein, ein Bißchen klüger,
Als ihr mich macht, glaub' ich denn doch zu sein;
Wahr ist es, ich bin jung und klein:
Daß aber Katzen mich in ihre Pfoten fassen,
Das sollen sie wol bleiben lassen.

Nun ja; so ging auf deiner Reise
Der Habicht auf dich los? —

Wie ihr doch sprechen könnt! Dazu bin ich zu weise,
Ihn fürcht' ich nicht, ist er gleich groß.

Was war es denn? So rede, Schwätzerinn!
Daß ich doch weiß, woran ich bin.

Ach, Mutter, ja, ich wills erzählen,
Allein ihr müßt nicht auf mich schmälen.
Ich flog aufs Feld, da sah ich ein abscheulich Thier:
Es war ein Vogel, größer kam er mir
Wol tausendmahl als eine Henne vor.
Vier Flügel hatt' er, aber seine Füße
Konnt' ich nicht sehen, weil er saß —
Er saß ganz still auf einem Berg im Gras,
Und schlief, wie ich nun weiß, ganz süße.
Anfänglich wußt' ichs nicht, und setzte mich
Auf einen seiner Flügel hin, zu spielen.
Allein, wie bebt' ich; denn er mußt' es fühlen,
Und regte sich auf einmahl. Fürchterlich
Schwang er hierauf die Flügel, daß es sauste,
Und wie der Donner um mich brauste.
Ich flog, und sah mich ja nicht um!

Ei, Kleine, schäme dich, wie dumm
Bist du noch immer! Wirklicher Gefahren
Lachst du, und Dinge, die nicht können schädlich sein,
Maschinen, nur von Holz und Stein,
Erschrecken dich! Ich wills dir offenbaren,
Dein Vogel war, du dummes Kind!

Ein bloßes Haus; ich zeig' dir morgen deren viele,
Die Flügel, die daran befestigt sind,
Bewegen sich bloß durch den Wind;
Die Menschen nennen's eine Mühle.

Dem Täubchen sind die Kinder gleich,
Die wirkliche Gefahren kühn verachten,
Sich für sehr große Helden achten,
Und doch im Finstern bang und todtenbleich,
Vor einem Besenstiel, behängt mit einem Rocke,
Vor einem hölzernen Perückenstocke
So hurtig, wie sie können, fliehn.

Ihr, die ihr solche Helden seid,
O, lauft auf einmahl nicht so weit,
Und habet, bitt' ich, doch die Gütigkeit,
Um beßre Nachricht einzuziehn,
Euch etwas vorwärts zu bemühn.

Der Kanarienvogel.

Eine Erzählung.

Kanarienvögel! Wer kauft meine Kanarienvögel? Schöne Kanarienvögel!

So rief ein Mann, der eben vor Fiekchens Hause vorbei ging. Es war ein Vogelhändler, der ein großes Bauer auf seinem Rücken trug. Der Korb war ganz voll von Kanarienvögeln. Sie hüpften so leicht auf den Stöcken herum, und zwitscherten so allerliebst, daß Fiekchen, von ihrer Neugierde bingerissen, sich beinahe zum Fenster hinausgestürzt hätte m sie nur recht ansehn zu können.

Wollen Sie nicht einen Kanarienvogel kaufen, Mamsell? rief ihr der Vogelhändler zu.

I, warum nicht? antwortete Fiekchen; es kommt nur nicht auf mich an. Wart' Er ein wenig, ich will gehn und meinen Vater um Erlaubniß bitten.

Der Vogelhändler versprach, zu warten. Er setzte sein Bauer auf ein breites Geländer, das an der andern Seite der Straße war, und blieb daneben stehen. Fiekchen lief unterdessen aus des Vaters Stube, und rief ganz außer Athem: Kommen Sie doch geschwind, Vater, kommen Sie!

H. v. Gourci. Nun, was giebts denn, mein Kind?

Fiekchen. O, da ist ein Mann mit Kanarienvögeln! Ich glaube, er hat über hundert, einen großen Käfich ganz voll, den er auf dem Rücken trägt.

H. v. Gourci. Und warum freuest du dich so sehr darüber?

Fiekchen. Ja, Vater, ich will — ich meine, wenn Sie mir erlaubten, so möchte ich wol einen kaufen.

H. v. Gourci. Hast du auch Geld dazu?

Fiekchen. O, Geld habe ich genug in meinem Beutel!

H. v. Gourci. Aber wer wird denn dem armen Vogel sein Futter geben?

Fiekchen. Ich, ich, lieber Vater! Sie sollen nur sehen, er wird recht froh sein, mir anzugehören.

H. v. Gourci. Ich fürchte sehr —

Fiekchen. Was fürchten Sie, lieber Vater?

H. v. Gourci. Daß du ihn wirst verhungern lassen.

Fiekchen. Ich, ihn verhungern lassen! Ach, gewiß nicht, ich will mein Frühstück nicht eher anrühren, bis mein Vogel seines hat.

H. v. Gourci. Fiekchen! Fiekchen! du bist sehr un-

bedachtsam. Wenn du ihn nur einen einzigen Tag vergissest, so ist er hin.

Fiekchen bat, und liebkosete ihrem Vater so viel, daß er endlich ihren Bitten nachgab, sie bei der Hand nahm, und mit ihr hinausging. Sie kamen zum Bauer, und wählten sich den schönsten Kanarienvogel, der da war. Er war ein Männchen, hellgelb mit einem kleinen schwarzen Häubchen auf dem Kopfe.

Wer war froher, als Fiekchen! Sie reichte dem Vater ihren Beutel, damit er den Vogel bezahlen möchte. Hernach gab er ihr Geld zu einem schönen Käfich mit zwei kristallenen Näpfchen zum Essen und Trinken.

Fiekchen hatte nicht sobald ihren Kanarienvogel in seinen kleinen Palast gesetzt, so lief sie im ganzen Hause herum, und rief ihre Mutter, ihre Schwestern und alle Dienstboten zusammen, um ihnen den Vogel zu zeigen, den der Vater ihr gekauft hatte. Wenn einige von ihren kleinen Freundinnen zu ihr kamen, hieß es gleich: wißt ihr wol, daß ich den hübschesten Kanarienvogel in ganz Paris habe? Er ist gelb wie Gold, und hat ein Häubchen auf dem Kopfe, so schwarz wie die Federn auf meiner Mutter Hute. Er ist ein Männchen; kommt, kommt, ich will ihn euch zeigen. Er heißt M i m i.

Mimi befand sich sehr wohl bei der Sorge, die Fiekchen für ihn trug. Sobald sie aufstand, bekam er frisches Futter und klares Wasser. Wenn bei Tische Zuckerbrot aufgetragen wurde, so wurde Mimi's Theil am ersten bei Seite gelegt. Sie hatte immer kleine Stückchen Zucker in Vorrath für ihn, und sein Bauer war auf allen Seiten mit frischem Hühnerdarm und Hirse behangen.

Mimi war nicht undankbar für so viele Güte; er

lernte Fiekchen von Andern unterscheiden, und sobald sie in die Stube trat, schlug er mit den Flügeln, und zwitscherte ohne Aufhören.

Nach acht Tagen fing er an zu singen, und erfand von selbst recht artige Weisen.

Fiekchen brachte anfangs ganze Stunden bei seinem Bauer zu; allein nach und nach wurde ihr dies Vergnügen alt, und hörte endlich auf, Vergnügen für sie zu sein.

Ihr Vater schenkte ihr einmahl ein Buch mit Kupfern, das sie so angenehm beschäftigte, daß sie Mimi darüber ein wenig versäumte.

Er pipte, sobald er Fiekchen nur von weiten sah, aber Fiekchen hörte ihn nicht mehr. Beinahe eine Woche war verflossen, ohne daß er frischen Hühnerdarm oder Zucker bekommen hätte. Er wiederholte die hübschesten Gesänge, er machte sogar neue, aber Alles umsonst: Fiekchen hatte ganz andere Dinge im Kopfe.

Ihr Geburtstag war gekommen, und einer ihrer Pathen hatte ihr eine große Puppe, die auf kleinen Rädern ging, geschenkt. Ueber diese Puppe, die sie Kolombine nannte, vergaß sie den kleinen Mimi wieder ganz und gar.

Vom Morgen früh bis auf die Nacht that sie nichts, als Mamsell Kolombine an- und ausziehen, mit ihr reden und sie in der Stube herumführen. Das arme Vögelchen war sehr froh, wenn es nur am Abend ein Bißchen Futter kriegte; aber manchmahl mußte es bis auf den folgenden Tag warten.

Eines Tages, als H. v. Gourci bei Tische saß, wandte er zufälligerweise seine Augen nach dem Vogelbauer, und sah den Kanarienvogel auf dem Bauche liegen. Er keuchte schwer, seine Federn standen in die Höhe, und er war so rund wie ein Knäuel.

Herr v. Gourci näherte sich, und hörte kein freundliches Gezwitscher; kaum hatte das arme Thierchen Kraft genug, Athem zu holen.

Fiekchen, schrie Herr v. Gourci, was fehlt deinem Kanarienvogel? Fiekchen erröthete. Ach, lieber Vater, ich habe — ich habe ihn vergessen — und zitternd ging sie hinaus, um die Schachtel mit Hirse zu holen.

Herr v. Gourci nahm den Käfich mit dem Vogel herunter, und besah sein Eß- und Trinknäpfchen. Ach! Mimi hatte kein Körnchen mehr, nicht einen einzigen Tropfen Wasser.

Ach, mein armes Vögelchen! rief Herr v. Gourci; du bist in sehr grausame Hände gefallen. Wenn ich das vorher gesehen hätte, ich würde dich nie gekauft haben. Die ganze Gesellschaft stand voll Bedauern vom Tische auf, und Alle sagten: der arme Vogel!

Herr v. Gourci that Futter in das Eßnäpfchen, und füllte das Trinknäpfchen mit frischem Wasser.

Mit vieler Mühe brachte er Mimi endlich zum Leben zurück.

Fiekchen entfernte sich, und ging mit Thränen in ihr Zimmer, wo sie ihr Schnupftuch ganz naß weinte.

Den andern Tag befahl Herr v. Gourci, daß man den Vogel forttragen, und ihn dem Sohne seines Nachbars, des Herrn v. Mursai, schenken solle, der für ein sehr sorgfältiges Kind gehalten wurde, und besser Acht auf ihn geben werde, als Fiekchen.

Jetzt hätte man die Klagen der Kleinen hören sollen! Ach, mein lieber Vogel! mein armer Mimi! Gewiß, ich verspreche es Ihnen, mein lieber Vater, ich will ihn in meinem Leben keinen Augenblick mehr vergessen. Lassen Sie ihn mir noch diesmahl.

Herr v. Gourci ließ sich endlich durch Fiekchens Bitten rühren, und sie behielt ihren Kanarienvogel. Indessen gab er ihr doch einen scharfen Verweis, und ermahnte sie, in Zukunft ja besser Acht auf ihn zu geben.

Dieses arme Thierchen, sagte er, ist eingesperrt, und nicht im Stande, selbst für seine Bedürfnisse zu sorgen. Wenn du was gebrauchst, so kannst du es fodern; aber Mimi kann uns seine Sprache nicht verständlich machen. Wenn du ihn je wieder Hunger oder Durst leiden lässest, so —

Ein Strom von Thränen lief über Fiekchens Wangen bei diesen Worten. Sie ergriff ihres Vaters Hände und küßte sie, konnte aber vor Betrübniß kein Wort hervorbringen.

Nun war Fiekchen zum zweiten Mahl im Besitze ihres Mimi's, und Mimi war von Herzen mit seiner kleinen Gebieterinn ausgesöhnt.

Einen Monat danach mußte Herr v. Gourci mit seiner Gemahlinn eine Reise von etlichen Tagen vornehmen. Fiekchen, Fiekchen, sagte er zu seiner Tochter, laß dir deinen armen Mimi ja recht empfohlen sein!

Kaum waren ihre Aeltern in den Wagen gestiegen, so lief Fiekchen zu dem Bauer, und versorgte den Vogel mit Allem, was er gebrauchte. Einige Stunden danach fing ihr die Zeit an, lang zu werden. Sie ließ ihre kleinen Freundinnen zu sich bitten, und ihre Fröhlichkeit stellte sich wieder ein.

Sie machten zusammen einen Lustgang, und nach ihrer Zurückkunft brachten sie einen Theil des Abends mit Blindekuh und andern Spielen zu; nach diesem wurde getanzt. Endlich, ganz spät, ging die kleine Gesellschaft auseinander, und Fiekchen legte sich, von Müdigkeit ganz abgemattet, zu Bett.

Den andern Morgen erwachte sie mit Anbruch des Tages, und dachte an nichts, als Spiele und Unterhaltungen. Wenn ihr Mädchen sie gelassen hätte, wäre sie gleich zu den Fräulein von St. Maur gelaufen. Sie mußte aber bis Nachmittag warten. Kaum jedoch hatte sie gegessen, so ließ sie sich hinführen.

Und Mimi? Der mußte den ganzen Tag allein bleiben und fasten. Auch der folgende Tag wurde mit Vergnügungen zugebracht.

Und Mimi? wurde wieder vergessen.

Den dritten Tag ging es eben so.

Und Mimi? Ja, wer hätte bei so vielen Zerstreuungen an ihn denken können?

Den vierten Tag kamen Herr und Frau von Gourci von ihrer Reise zurück. Fiekchen hatte kaum an ihre Rückkehr gedacht. Sobald ihr Vater sie umarmt und sich nach ihrer Gesundheit erkundigt hatte, fragte er: Nun, was macht Mimi? Er ist recht wohl, antwortete Fiekchen mit einiger Verwirrung, und lief zum Käfich, um ihn zu holen.

Ach, das arme Thierchen lebte nicht mehr! Es lag auf dem Bauche, mit ausgestreckten Flügeln und offenem Schnabel. Fiekchen fing an, laut zu schreien, und rang die Hände. Die ganze Familie lief zusammen, und sah, was geschehen war.

Ach, mein armes Vögelchen! rief Herr v. Gourci; wie schmerzhaft ist dein Tod gewesen! Hätte ich dich vor meiner Abreise erstickt, so würdest du nur einen Augenblick gelitten haben, aber jetzt hast du drei Tage hindurch alle die Qualen des Hungers und Durstes ausgestanden, und bist in einem langen und grausamen Kampfe gestorben. Indessen bist du noch glücklich, aus so grausamen Händen erlöset zu sein.

Fiekchen hätte sich gern in die Erde verbergen mögen. Sie hätte all ihr Spielzeug, ihre ganze Sparbüchse gegeben, um Mimi das Leben wieder zu erkaufen; aber jetzt war Alles umsonst.

Herr v. Gourci nahm den Vogel, ließ ihn ausnehmen und ausstopfen, und hing ihn an die Decke des Zimmers auf. Fiekchen unterstand sich nicht, dahin zu sehen; so oft sie ihn zufälligerweise erblickte, traten ihr die Thränen in die Augen. Sie bat ihren Vater alle Tage, ihn wegnehmen zu lassen.

Nach vielen Bitten ließ es Herr v. Gourci endlich geschehen, aber jedes Mahl, daß Fiekchen sich von ihrem Leichtsinne und ihrer Unbesonnenheit hinreißen ließ, wurde der Vogel wieder aufgehängt, und sie mußte hören, daß alle Leute im Hause sagten: Armer Mimi, du hast einen sehr grausamen Tod erlitten!

Ungenannter.

Zwei Gespräche.

Erstes.

Die Mutter. Heinrich, zwölf Jahr alt. Charlotte, zehn Jahr. Luise, acht Jahr alt.

Luise.

Guten Morgen, liebes Mütterchen! Sehen Sie, da sind wir schon fix und fertig. Wenn doch nun auch schon der Kahn dawäre!

Mutter. Du wirst dich noch wol ein wenig gedulden müssen; es ist ja erst kaum sechs Uhr. Kommt, wir wollen unterdessen in den Garten gehen.

Heinrich. O, lassen Sie uns doch den Baumgang

hinuntergehen, der zum Wasser führt; kommt dann der Kahn, so können wir ihn gleich sehen. (Sie gehen in den Garten.)

Charlotte. Ach, liebe Mutter, wie herrlich das Wetter ist! Am ganzen Himmel ist kein Wölkchen zu sehen. Und sehen Sie, da wo die Sonne in das Wasser scheint, funkelt es wie tausend Demanten. Das wird eine Lust sein! Nicht wahr, erst fahren wir zu der guten Barbe, die bei Ihnen gedient hat?

Mutter. Ja.

Heinrich. Ist es weit von hier?

Mutter. Wir werden wol eine Stunde zu fahren, und hernach auch noch ein Endchen zu gehen haben; denn ihr Haus liegt nicht dicht am Flusse.

Heinrich. O, desto besser wird das Frühstück schmecken! und hernach —? O sagen Sie doch, liebe Mutter!

Mutter. Nun, hernach gehen wir in das Wäldchen, das dicht daneben ist; da könnt ihr springen, laufen, Blumen pflücken, Schmetterlinge jagen —

Heinrich. Ja, und wenn es zu heiß wird, setzen wir uns in den dicksten Schatten, und ich lese ihnen vor.

Charlotte. Und dann, nicht wahr, liebe Mutter, dann lassen Sie unter den Bäumen decken, an dem schönen Orte, wovon Sie uns so oft gesagt haben, wo der kleine Bach fließt, der so klar ist, daß man jeden Stein darin sehen kann. O, lassen Sie uns doch ja nicht eher nach Hause fahren, bis der Mond aufgegangen ist, und dann singen Sie uns ein Lied! So bei Mondschein auf dem Wasser zu fahren, und Sie singen zu hören, das muß ein Vergnügen sein, das über Alles geht!

Heinrich (der unterdessen den Fluß hinuntergesehen hat). O, der Kahn! der Kahn! da kommt er! Wo ist Luis-

chen? Da läuft sie nun herum, und der Kahn ist da. Ha! da kommt sie! (Er läuft ihr entgegen.) Luischen, der Kahn ist da!

Luise (die indeß im Garten herumgestrichen ist, kommt eilends hereingelaufen). Der Kahn? O, das ist schön! Ich will gleich kommen; geben Sie mir nur erst ein Stückchen Geld; da ist eine arme Frau, und ein alter Mann mit vier Kindern, denen will ich es bringen. Ich komme gleich wieder.

Mutter. Wo hast du denn diese armen Leute gesehen?

Luise. I, der Gärtner machte die Thür auf, die ins Feld geht, um Erde hereinzufahren, und da guckte ich so ein Bißchen hinaus, da kamen sie übers Feld gerade auf mich zu. Die armen Kinderchen! — Sie sollten nur sehen, wie zerlumpt und hungrig sie aussehen; zwei sind noch ganz klein, so klein wie Bruder Fritzchen.

Mutter. Kommt, Kinder! Wir wollen doch sehen, ob sie noch da sind.

Luise. O gewiß! Ich sagte ihnen, sie sollten warten, bis ich ihnen was brächte. (Sie gehen Alle zu der Gartenthür, wo sie die arme Familie finden. Der Alte sitzt auf einem Steine neben der Mauer, die Frau hat ein ganz junges Kind auf dem Arme, und ein Mädchen von ungefähr zehn Jahren trägt ein anderes.)

Mutter. Gott, welch ein Elend! Armes Weib, ihr könnt ja kaum stehen; setzt euch auf die Bank nieder. Wo kommt ihr denn her?

Die Frau. Aus M—, meine beste Madam; mein Mann war Schuster da; weil er aber als Soldat eingeschrieben war, so mußte er im letzten Kriege mit. Da kam er nun ganz krank und elend zurück, hatte alle seine Kunden verloren, und konnte auch kei-

nen Stich mehr arbeiten. Was war zu thun, wir mußten borgen; das ging aber nicht lange, unsere Gläubiger nahmen, was wir hatten, und weil wir die Miethe nicht zahlen konnten, warf uns unser Wirth auf die Straße. Ein Bekannter von uns, auch ein armer Mann, nahm uns auf, und knappte sich und seinen Kindern das Brot ab; ich kam da mit diesem armen Wurme nieder, und ein paar Tage darauf starb mein Mann. Unser guter Wirth sammelte bei gutherzigen Leuten so viel, daß er begraben werden konnte. Sobald ich mich also nur ein Bißchen erholt hatte, wollte ich dem armen Manne nicht länger zur Last sein, und machte mich auf den Weg, um zu meiner Muhme in L—, wo ich her bin, zu reisen; aber daß Gott erbarme! wir kommen nicht von der Stelle.

Mutter. Wer ist denn der alte Mann?

Die Frau. Das ist mein Vater; er lebte bei uns, und ich hatte so meine Freude daran, daß wir ihn auf seine alten Tage ein wenig pflegen konnten; und nun macht mir sein Elend das meinige doppelt schwer. Er hat keine Schuh; da hat er sich nun gestern einen großen Dorn in den Fuß getreten, der ist jetzt ganz wund geworden, und nun kann er gar nicht mehr fort. Wenn Sie mir doch ein Stückchen alte Leinwand, und ein Bißchen Brot für meine armen Kleinen geben wollten?

Mutter. Das sollt ihr haben; wartet nur ein wenig. Kommt unterdessen in den Garten, und setzt euch nieder. (Sie entfernt sich ein wenig mit den Kindern, die der Erzählung des armen Weibes aufmerksam zugehört hatten. Lottchen hat ihre Rührung durch Thränen bezeigt, indeß Luischen ein Stückchen Brot, das sie zu ihrer Reise eingesteckt, unter die Kinder vertheilt, und Heinrich dem Mädchen, die

unter ihrer Bürde beinahe erlag, den kleinen Jungen vom Arme nimmt.)

Mutter. Kommt, meine Lieben, wir wollen den armen Leuten etwas Brot holen; ich will ein Paar Schuh und Strümpfe für den alten Mann aussuchen. — Freilich wird das nur eine kleine Hülfe sein.

Charlotte. Ja wol nur eine kleine Hülfe! Sie hörten ja, daß sie gar nicht aus der Stelle kommen; und wenn sie unterwegs krank würden, und könnten gar nicht weiter — die Muhme wird auch wol nicht viel haben; und wenn sie sie vollends nicht zu sich nehmen wollte. — Ach, liebe Mutter, Sie sind ja sonst so gütig gegen die Armen; wenn Sie ihnen doch Geld gäben, daß sie fahren könnten, und auch noch etwas übrig behielten, wenn sie nach L— kommen!

Mutter. Traust du mir nicht zu, liebes Lottchen, daß, wenn es in meiner Macht wäre, diesen armen Leuten, so wie du wünschest, zu helfen, ich es gern und mit Freuden thun würde? Aber leider! kann ich nicht. Du weißt, wir sind nicht reich, und ich kann eine Summe, die hiezu hinlänglich wäre, nicht erübrigen.

Heinrich. Nehmen Sie unser Geld, liebe Mutter; denn ich könnte heute gewiß keinen vergnügten Augenblick genießen, wenn die armen Leute wieder so fortmüßten.

Mutter. Wie viel hast du denn?

Heinrich. Ich habe sechs Groschen.

Mutter. Und ihr Beide?

Charlotte. Ich habe drei Groschen.

Luise. O, ich bin recht reich! ich habe vier Groschen.

Mutter. Das macht zusammen dreizehn Groschen. Nein, meine guten Kinder, das ist lange nicht genug.

Ich weiß nur Ein Mittel, diesen armen Leuten zu helfen. Könnt ihr euch entschließen, eurem heutigen Vergnügen zu entsagen? Ich habe euch diese Lust schon seit einiger Zeit versprochen; sie sollte zur Belohnung eurer guten Aufführung sein, und ich habe immer etwas dazu bei Seite gelegt; denn ich muß nicht nur den Kahn bezahlen, sondern auch die Barbe für ihre Bewirthung belohnen; und bei solchen Gelegenheiten muß man eher zu viel, als zu wenig geben. Dies Geld gehört euer; ihr könnt damit machen, was ihr wollt. Mit eurem Taschengelde zusammengenommen, würde es hinreichen, eine Fuhr für die armen Leute zu bezahlen, und ihnen auch noch etwas mit auf den Weg zu geben.

Charlotte. O, das ist herrlich! Heinrich, Luise, nicht wahr, sie sollen's haben?

Heinrich. O ja, liebe Mutter, geben Sie es ihnen nur immer; denn was hätte ich für Freude bei der Lustfahrt, wenn ich immer denken müßte, du fährst oder gehst nun so ruhig, und die armen Leute verschmachten jetzt vielleicht vor Hunger und Mattigkeit; ich müßte mich ja, weiß Gott, in die Seele schämen; denn es sind ja Menschen, so gut wie ich; ich habe ohnehin schon oft gedacht, daß es doch eine rechte Schande ist, daß manche Leute so viel, und andere so wenig, oder gar nichts haben.

Mutter. Nein, mein Sohn, das ist keine Schande; denn zu geschweigen, daß sich die meisten Menschen ihr Unglück selbst zuziehen, so läßt Gott dieses aus sehr weisen Absichten zu. Würdest du jetzt wol Gelegenheit haben, dich in den Tugenden der Wohlthätigkeit und Selbstverläugnung zu üben; würdest du das süßeste aller Vergnügungen schmecken können, dem Elenden beizustehen, und die Last seines Unglücks zu erleichtern, wenn kein Unterschied der Stände und Glücksgüter in der

Welt wäre? Doch ein andermahl sprechen wir mehr hievon. Nun, Luischen, du hast ja noch nichts gesagt?

Luise. Ja nun, liebe Mutter, unsere Lustfahrt war freilich eine schöne Sache; ich denke aber, wenn sich die Leute so freuen werden, das wird doch noch schöner sein. Kommen Sie nur geschwind, die armen Kinder hungern gewiß recht sehr.

Mutter (umarmt ihre Kinder). Recht so, meine Kinder! Gott erhalte euch dieses gute, liebevolle Herz, so wird es euch nie an Freude fehlen! (Sie gehen in das Haus.)

Elise Reimarus.

Zweites Gespräch.

Die Mutter. Charlotte. Luise.

Charlotte.

Ach, liebe Mutter, Sie hätten nur sehen sollen, was die Kinder für Augen machten, als ich die Schüssel mit Milch, und Luischen das Brot hinbrachte. Alle drängten sich um die Mutter herum, und zeigten auf mich und Luischen. Und denken Sie nur, die Aelteste, das muß ein recht gutes Mädchen sein; sie wollte nicht eher einen Bissen anrühren, bis sie ihrem kleinen Bruder, der noch nicht allein essen kann, zu essen gegeben hatte.

Mutter. Das arme Mädchen ist sehr zu bedauern; sie ist schwächlich, durch das Tragen hat sich ihr Körper schon etwas auf die Seite gegeben; jetzt könnte dem Uebel noch wol abgeholfen werden; wenn sie aber bei ihrer Mutter bleibt, so wird sie sich immer so mit ihren jüngern Geschwistern herumschleppen müssen, und

endlich ganz schief werden; dabei wird sie auch nichts lernen können, und also ein elendes Geschöpf sein. Wenn sie hingegen Gelegenheit hätte, Handarbeiten zu erlernen, so könnte sie einmahl ihrer Mutter sehr nützlich sein, und ihr helfen, ihre übrigen Geschwister zu ernähren.

Luise. Wissen Sie was, liebe Mutter, lassen Sie sie bei uns bleiben; ich will sie nähen und stricken lehren; dann kann sie Hemden nähen und Strümpfe stricken, und sie hernach verkaufen, und das Geld ihrer Mutter schicken.

Charlotte. Ja, das ist kein übler Gedanke; wenn Sie nur wollten — thun Sie es doch, liebe Mutter; denken Sie, wenn das gute Mädchen so buckelig werden sollte, wie die alte Frau, die wir neulich sahn, und nichts arbeiten könnte, dann müßte sie wieder betteln gehn, und wir hätten ihr nichts geholfen.

Mutter. Bedenkst du auch, Lottchen, wie viel es dir kosten würde, wenn ich dir deine Bitte zugestehn sollte?

Charlotte. Mir kosten? — Ich wüßte nicht —

Mutter. Nun, so will ich dir's sagen. Wenn wir dieses Mädchen zu uns nehmen, so müssen wir ihr gute, reinliche Kleider geben; da wir aber nichts übrig haben, so müßte ich Das, was diese Kleider mir kosten würden, an den eurigen ersparen. Statt der nesseltuchenen Kleider, die ich euch kaufen wollte, würdet ihr nur leinwandne bekommen, und um eure neuen Hüte müßtet ihr, statt des Flors und der Blumen, nur ein Band stecken. Auch eure Alltagskleider müßten inskünftige schlechter sein.

Charlotte. Ja so — das nesseltuchene Kleid hätte ich doch gar zu gern gehabt; Hofraths Malchen hatte ihr's letzthin an; Sie können nicht denken, wie gut sie

darin aussah. Leinwand — ja, das wird wol freilich nicht so gut kleiden. Was meinen Sie, liebe Mutter?

Mutter. Nein, freilich nicht.

Charlotte (nach einigem Nachdenken). J nun, wenn ich auch nicht so gut darin aussehe; das arme Mädchen sieht doch noch häßlicher aus in ihren garstigen Lumpen, und sie könnte auch wol krank werden, wenn sie diese länger trüge; denn Sie haben uns immer gesagt, daß Reinlichkeit mit zur Gesundheit beitrage.

Mutter. Ganz gewiß. Nun, Luischen, was sagst du dazu? Bist du zufrieden, wenn ich dir ein leinwandnes Kleid kaufe?

Luise. O, recht zufrieden! Damit kann man doch noch herumspringen. Mit dem Nesseltuch ists gar zu gefährlich. Malchen drängte sich neulich nur ein Bißchen an der Hecke vorbei, sieh, da hatte sie gleich ein Loch! So würde mir's gewiß auch gehn.

Charlotte. Ja, du bist auch so ein kleiner Wildfang. Ich hätte mich schon in Acht genommen, wenn ich nur eins bekommen hätte.

Mutter. Nun, das ist gut; aber das ist noch nicht Alles. Du, Luischen, botest dich vorher an, sie nähen und stricken zu lehren; aber dazu bist du viel zu flüchtig, und verstehst es auch nicht so gut, als deine Schwester; das würde also deine Arbeit sein, Lottchen, denn ich habe nicht Zeit dazu; du weißt aber noch nicht, wie viel Geduld zum Unterricht gehört; ich kenne dich, du bist heftig, das arme Mädchen würde vielleicht Manches nicht sogleich begreifen können; du würdest sie anfahren, und ihr übel begegnen, und ich würde mich genöthiget sehn, dich zu bestrafen. Nun, was meinst du? Getraust du dir wol, zu versprechen, dich niemahls mehr von deinem auffahrischen Wesen übereilen zu lassen?

Charlotte. Ach nein, liebe Mutter, das kann ich nicht versprechen. Sie wissen wol, neulich; (traurig) — Sie hatten's mir so vorgehalten, und ich dachte gewiß, nun solle es doch nie wieder geschehen; aber wie Sie ausgegangen waren, da ließ Luischen eine Masche in ihrem Strumpfe fallen, so tief, daß ich sie kaum wiederkriegen konnte, und da ward ich wieder so böse, und schalt sie; es that mir wol hernach sehr leid, aber es war doch geschehn!

Mutter. Und wäre ich zu Hause gewesen, so hätte ich dich bestraft; denn es ist sehr häßlich, wenn Kinder, die noch selbst so vieler Nachsicht bedürfen, bei den Fehlern Anderer gleich alle Geduld verlieren wollen. Menschen, bei welchen diese böse Eigenschaft Wurzel gefaßt hat, werden gemeiniglich, auch bei den größten Fähigkeiten, von Niemand geliebt. Du mußt dich also durchaus von diesem Fehler bessern.

Charlotte. Ja, das will ich auch gewiß; und sehn Sie, da wird's besser sein, wenn Sie das Mädchen ins Haus nehmen; dann werde ich mehr Gelegenheit haben, mich zu üben.

Mutter. Und wenn du dir Mühe giebst, so wird's dir auch, zuletzt gelingen. Nun, Luischen, noch eins, daß dich auch angeht; ihr müßt jetzt täglich eine Stunde länger arbeiten, damit das arme Kind bald ihre Kleider und Wäsche bekommt.

Luischen. O, so bekomme ich doch auch was; ich dachte schon, Lottchen sollte Alles thun.

Mutter. Ja, ja, versprechen ist leicht; seid versichert, daß ich euch nichts schenken werde. Wenn ihr also mit allem Diesen zufrieden seid, so will ich das Mädchen hier behalten. Erinnert euch aber, daß ihr selbst gewählt habt, und euch also nie beklagen dürft.

Beide. Nein, gewiß nicht; Sie werden's sehen.

Mutter. Nun, so kommt, wir wollen den Leuten diese gute Nachricht bringen; ich denke, ihre Freude wird euch Lohn und Aufmunterung sein.

Elise Reimarus.

Zur Warnung für die Horcher.

Es ist in den meisten Fällen ungerecht, die Gespräche Anderer zu belauschen, wenn diese Ursache haben, zu glauben, daß sie ohne Zeugen mit einander reden. Nicht selten entsteht auch großes Unheil daraus, bald für die Behorchten, bald für die Behorcher selbst, bald für Beide.

Hört, meine jungen Leser, ein lächerliches Geschichtchen, welches euch zur Warnung dienen kann, eure Neugierde zu zähmen, um nicht hören zu wollen, was für euch nicht geredet wird.

Zwei Barfüßer — Mönche, welche unter andern das Gelübde gethan haben, immer barfuß gehen zu wollen — kamen eines Abends spät in ein Dorf, um daselbst zu übernachten. In Ermangelung einer Schenke kehrten sie bei einem Fleischer ein, und fanden ihn bereitwillig, sie aufzunehmen.

Er räumte ihnen ein kleines Kämmerchen ein, welches an seine eigene Schlafkammer stieß, und nur durch eine dünne bretterne Wand davon abgesondert war.

Hier hörten sie, da der Fleischer mit seiner Frau zu Bette ging, Beide mit einander reden, und ihre Neugier verleitete sie, das Ohr an die Bretterwand zu halten, um zu hören, was die beiden Leute doch wol

mit einander reden möchten? Aber wie bekam ihnen dieser Vorwitz!

Sie hörten ganz vernehmlich, daß der Fleischer die schrecklichen Worte sprach: Der eine von unsern Barfüßern ist fett genug, der andere zwar noch nicht; aber ich denke doch, wenn das Fleisch von Beiden zusammengehackt wird, soll's recht gute Würste geben. Ich will sie also nur immer abschlachten.

Die Haare standen den Horchern zu Berge, und sie sahen kein anderes Mittel zu ihrer Rettung vor sich, als zum Fenster hinunterzuspringen.

Der Magerste von ihnen machte den Anfang, sprang so glücklich, daß er gar keinen Schaden nahm, und lief sogleich, als brenne ihm der Kopf, davon.

Der Andere, der zu seinem Unglücke sehr wohl bei Leibe war, sprang auch; allein er brach ein Bein, und da er nicht zu schreien wagte, so kroch er in einen nahen Schuppen, um sich daselbst, bis zum Tagwerden, vor dem Messer des unmenschlichen Fleischers zu verkriechen..

Aber wie groß war sein Schrecken, da er noch vor Tages Anbruch den vermeinten Menschenfresser kommen hörte, der seine Schlachtmesser wetzte, und die fürchterlichen Worte hören ließ: Nur heraus, heraus, ihr Herren Barfüßer! Eure letzte Stunde ist gekommen; da hilft kein Maulspitzen!

Der arme Mönch erhob ein lautes Angstgeschrei, flehete um Erbarmen; und der Fleischer? — stand, wie Einer, der aus den Wolken fällt.

I, was ist Ihnen denn? fragte er endlich mit Erstaunen, und wie kommen Sie denn hierher?

Der Barfüßer antwortete mit ausgestreckten, um Gnade flehenden Händen: Ach, Erbarmen, Erbarmen,

lieber Mann! Ich habe Ihm ja nichts zu Leide gethan!
Der Fleischer wußte noch immer nicht, woran er wäre, bis es endlich zur Erklärung kam; da es sich denn fand, daß die ganze Sache ein paar Schweinen gegolten hatte, die er, ich weiß nicht warum, seine Barfüßer zu nennen pflegte.

Der Mann bedauerte hierauf das Unglück des Mönchs, nahm ihn in sein Haus, und ließ ihn heilen.

Dieser schätzte sich glücklich, dem Wurstkessel entgangen zu sein, und nahm sich vor, seine Neugier künftig im Zaume zu halten und niemahls wieder zu horchen. C.

Liebe für Aeltern.

Ein liebenswürdiger Knabe beweinte mit aufrichtiger Betrübniß den Tod seines zärtlichen Vaters.

Einer seiner Gespielen wollte ihn trösten, und stellte ihm vor, daß er sich jederzeit gehorsam, liebreich und ehrerbietig gegen seinen verstorbenen Vater bezeigt habe.

So dachte ich auch, gab der Knabe zur Antwort, so lange mein Vater noch lebte, aber nun erinnere ich mich mit Schmerzen und Bekümmerniß, daß ich oft ungehorsam und nachlässig gewesen bin. Und ach! jetzt ist es zu spät, ihn um Vergebung zu bitten!

Die Geduld.

Ein Knabe besuchte lange Zeit die Schule mit vielem Eifer.

Als er einst nach Hause kam, fragte ihn sein Vater: was er denn nun gelernt habe? — Du sollst es schon

erfahren, gab ihm der junge Mensch zur Antwort, sobald sich Gelegenheit finden wird, es zu zeigen.

Er dachte nämlich, man frage ihn nach Dem, was das Wichtigste ist, nämlich: was für Tugenden er angenommen habe?

Allein sein Vater, der ihn nicht verstand, hielt diese Antwort für unbescheiden, und fing an, ihn zu schlagen.

Der junge Mensch ertrug die Schläge mit vieler Geduld und Gleichgültigkeit, indem er zu seinem erzürnten Vater sagte: das ist es, was ich gelernt habe, nämlich alle unangenehme Schicksale mit Geduld zu ertragen.

Ein ganz untrügliches Mittel, sein Leben zu verlängern.

Ihr Alle, meine lieben kleinen Leser, wünscht vermuthlich, lange, recht lange zu leben; und es muß euch daher angenehm sein, ein sicheres Mittel zu lernen, wodurch ihr euer Leben wol um einige zwanzig Jahre höher bringen könnt, als andere Menschen, welche dieses Mittel entweder nicht kennen, oder nicht gebrauchen mögen. Hier ist es!

Darin werdet ihr zuvörderst wol mit allen vernünftigen Leuten einig sein, daß nicht diejenige Zeit, in welcher wir schlafen oder müßig gehn, sondern nur diejenige, in welcher wir etwas Gutes verrichten, unser Leben ausmacht.

Wenn nun Jemand, der bisher gewohnt war, um acht Uhr aufzustehn, künftig im Sommer um fünf, im Winter um sechs Uhr aufstände, und die dadurch gewonnenen Stunden dazu anwendete, entweder etwas

Nützliches zu lernen oder zu thun, so würde er in vierzig Jahren 36400 Stunden mehr gelebt haben. Rechnet man nun acht nützlich angewandte Stunden auf einen Tag, so beträgt jene gewonnene Summe von Stunden gerade 4550 Tage, oder 12 Jahre und 170 Tage.

Um so viel hätte er also in vierzig Jahren mehr gelebt, als Andere, welche täglich zwei bis drei Stunden länger schliefen, als er. Wollt ihr noch ein anderes Mittel hören, wodurch ihr in ebendieser Zeit abermahls zehn Jahre gewinnen könnt? Leset nur weiter.

Gesetzt, ihr hättet bisher fünf Stunden in der Schule zugebracht, um etwas zu lernen, und Eine Stunde, um das Gelernte zu wiederholen, und ihr wäret die ganze übrige Zeit des Tages müßig herumgelaufen, so könntet ihr abermahls täglich zwei Stunden, und also in vierzig Jahren 3650 Tage, oder zehn Jahre erübrigen, wenn ihr von nun an alle Tage eine Stunde zur Vorbereitung auf eure Lehrstunden, eine zur Wiederholung, und noch eine, entweder zum Lesen guter Bücher, oder zu allerlei Ausarbeitungen, oder zum Erlernen irgend einer nützlichen Handarbeit von euern Spielstunden abkürztet.

Versucht's nur, Kinder, und ihr werdet finden, daß beide Mittel ganz untrüglich sind, und mir einst herzlich danken, daß ich sie euch bekannt gemacht habe.

E.

Arbeitsamkeit.

Dionysius speisete einst in Lacedämon, wo man ihm eine schwarze Suppe vorsetzte, welche das gewöhnliche Gericht dieses Volkes war.

Der Prinz gab zu verstehen, daß er keinen Geschmack an diesem Gerichte finde. Ich glaube es, sagte ein Lacedämonier; denn es fehlt das Gewürz.

Welches denn? fragte Dionysius.

Die Arbeit, antwortete Jener, der Hunger, und der Durst.

Das Gericht über Kinder.

Ich will euch einen löblichen Gebrauch von einem alten Volke erzählen, lieben Kinder; aber — den Namen des Volks habe ich vergessen.

So viel weiß ich wol, daß es ein recht gutes, verständiges Volk war. Könige hatte es nicht, sondern es lebte so in einem Freistaate, wie die Leute zu Hamburg und Lübeck.

Nun, dies brave Volk hielt auch besonders viel auf gute Kinder. Die ältesten und weisesten Leute, die denn so die Aufsicht über Alles hatten (und die man hier nicht Obrigkeit und Richter, sondern liebe Väter nannte) meinten, es gehöre mit zu ihrer väterlichen Sorge für ihre Mitbürger, daß sie die Erziehung der Kinder derselben zu ihrer eigenen Sache machten.

Alle Vorschläge, Anweisungen und Verordnungen, die sie deßwegen gaben, kann ich euch nicht erzählen; das würde zu lang werden. Das könnt ihr mir aber glauben, daß alle darauf abzielten, daß die Kinder immer ein gutes Gewissen haben, immer unserm lieben Gott und allen guten Menschen wohlgefällig, und stets heiter und froh sein sollten.

Jung gewohnt, alt gethan, dachten die lieben Väter; sind sie als Kinder so glücklich, so werden sie

sich auch gewiß in Acht nehmen, als Erwachsene dies Glück zu verlieren, und so wird unser Volk immer ein glückliches Volk bleiben.

Man kannte hier das Gericht, welches die alten Aegipter über ihre Todten zu halten pflegten.

Die Sache verhielt sich kurz so: Wenn zu Memphis, der Hauptstadt des Landes, eine Leiche beigesetzt werden sollte, so versammelten sich 40 Richter an dem See, über den sie gefahren werden mußte. Nun war es Jedem erlaubt, den Verstorbenen anzuklagen. Konnte man beweisen, daß er lasterhaft gewesen war, so wurde er nicht begraben. Und das hielten die Aegipter für eine große Schande und für ein großes Unglück.

Die Sache hatte ihr Gutes. Denn die Lebenden hielten sich aus der Ursache desto besser, damit sie nach ihrem Tode bei ihren Landsleuten keinen bösen Namen hinterlassen möchten.

Die Väter des Volks, von dem ich euch erzähle, nahmen von diesem Aegiptischen Gericht über die Todten den Einfall her, alle halbe Jahr über die Kinder ihres Volks eine ähnliche gerichtliche Untersuchung anzustellen.

Sie hatten hiezu verschiedene Gründe. Einmahl wollten sie die Edelsten und Besten unter ihrer Jugend kennen lernen, damit sie ihnen einst die wichtigsten Aemter anvertrauen könnten. Sie wollten aber auch die Bösen und Lasterhaften erforschen, damit sie, durch Strafe oder Beschämung, noch auf den rechten Weg zurückgebracht werden möchten.

Endlich wollten sie auch den Aeltern und Lehrern Anweisungen bei dieser Gelegenheit geben, wie sie auf die beste Weise ihre Kinder gut und glücklich machen könnten. Denn sie hatten wol gemerkt, daß viele Ael-

tern und Aufseher, beim besten Willen, doch nicht immer die besten Mittel dazu gebrauchten.

Es wurden also Richter bestellt. Jeder kleine Mensch sollte vom 6ten Jahre seiner Kindheit an, bis zum 18ten Jahre seiner Jugend, diesem Gerichte unterworfen sein. Es erstreckte sich über Mädchen und Knaben.

Väter und Mütter wurden bei der zärtlichen Liebe, die Gott für ihre Kinder ihnen eingepflanzt, Lehrer und Aufseher bei der schweren Rechenschaft, die sie dem Allwissenden geben müssen, die Bedienten des Hauses bei ihrem künftigen Glück, und Jeder, der ein Kind kannte, bei den heiligen Rechten der Menschheit beschworen, durch keine Leidenschaft, oder durch sonst Etwas sich abhalten zu lassen, Etwas anzuzeigen, was schädliche Folgen für eine junge Seele haben könnte.

Doch wollten die Richter auch vorzüglich alle gute Thaten der Kinder wissen, und außer dem großen Lohne, der stets innerlich mit ihnen verknüpft ist, sollte noch ein Kranz eine äußere Belohnung für die Guten, und ein Sporn zur Nacheiferung für die Trägern werden.

Das Gericht dauerte zwei Monate hinter einander.

Der erste Monat war für die Kinder von 6 bis 12, der andere für die Jugend von 12 bis 17 Jahr bestimmt.

Und nun will ich euch so einen Gerichtstag beschreiben, wenn ihr Lust habt, zuzuhören.

Am 10ten Tage des ersten Gerichtsmondes, da die ehrwürdigen Männer schon einige Stunden lang ihre heilsame Beschäftigung fortgesetzt hatten, traten zwei Männer auf, und ein lieber achtjähriger Knabe an der Hand des einen, der sein Vater war. Freude funkelte dem Manne aus den Augen, und eine Schamröthe verschönerte das Gesicht des Kleinen.

Weise Richter, sprach der Vater, dies ist mein Sohn!

Aber wenn er auch der Sohn eines der Feinde unsers Vaterlandes wäre, so müßte ich doch sagen, er sei werth, von euch, von allen guten Menschen, von allen tugendhaften Kindern geliebt zu werden. Er ist mir, seiner Mutter, seinen Lehrern, stets aufs Wort gehorsam gewesen, und Jeder, der ihn kennt, hat ihn bis jetzt geliebt.

Aber neulich — o erlaubt, daß ich euch die Geschichte erzähle, durch die er dem väterlichen und mütterlichen Herzen sich so theuer gemacht hat. Doch nein! laßt meinen ehemahligen Nachbar hier reden, er ist Zeuge gewesen; und erlaubt, daß ich mit ihm mich so lange entferne.

Die Erlaubniß wurde ertheilt, und der Nachbar sollte reden.

Ich sah, fing er an, den Knaben vom 4ten bis 7ten Jahre aufwachsen. So lange wohnte ich nahe bei seinem Vater. Erst vor einem Jahr zog ich in eine andere Gegend.

Seit der Zeit sprach ich, wegen der Entfernung, seinen Vater nur Augenblicke, sah aber den Knaben nicht.

Ich liebte ihn; denn Alles, was der Vater vorher sagte, und mehr noch, ist wahr. Aber ich konnte mich der Sorge nicht entschlagen, ob vielleicht nur die beständige Aufsicht die Tugend des Knaben bestimme, und ich wollte wissen, ob sie auch dann Stand halte, wenn sie von Niemand gesehn, bemerkt und gelobt werde?

Ich wählte einen Mittag, da ich wußte, daß seine Aeltern nicht zu Hause waren. Ich lockte durch einen Fremden den Bedienten, dem die Aufsicht des Hauses anvertrauet war, fort, und nun kam ich in der Kleidung des ärmsten Bettlers, und pochte an die Thür.

Der Knabe öffnete ein Fenster. — Lieber Mann,

sagte er, ich habe kein Geld, das ich dir geben darf; hier liegt zwar welches, aber das gehört meiner Mutter. Komm morgen wieder, ich will sie gewiß bitten, daß sie dir etwas geben soll.

Ach, ich bin so hungerig! sagte ich.

Hungerig? Ich will dir die Thür aufmachen, wenn ich kann.

Er konnts nicht. — Sogleich reichte er mir seine ganze Mittagsmahlzeit, die ihm eben aufgesetzt war, zum Fenster hinaus.

Aber nun leidest du selbst Hunger!

Schadet nicht; ich esse mich alle Mittag und Abend satt, — und kanns gewiß bis heute Abend aushalten.

Du wirst es nun wol deinen Aeltern sagen, wenn sie heimkommen, damit du doppelt empfängst.

Nein, lieber Mann! das thue ich nicht. Sonst —

Was sonst? sie würden mit dir zürnen?

Das weiß ich besser, loben würden sie mich. Aber mein Vater sagt, wenn man meint, was Gutes gethan zu haben, so muß man nicht einmahl mehr daran denken, viel weniger es erzählen.

So will ich warten, bis sie kommen, und —

Ja wenn du das thust, so bitte ich Vater und Mutter, daß sie dir ganz böse werden. — Aber geh geschwind — ich sehe den Bedienten kommen.

Ich ging, und wirklich hielt der Knabe Wort. Seine Aeltern erfuhren nichts, und er schränkte mit dem besten Muthe auch sein Abendessen auf das gewöhnliche ein.

Nun erzählte ichs dem Vater; er schwieg, denn er wollte noch eine Probe machen.

Ihr wißt, das herrliche Schauspiel, welches ihr alle Jahr für unsere Kinder aufführen laßt, macht so tiefen Eindruck auf sie, daß sie sich das ganze Jahr darauf

freuen. Mit unaussprechlicher Sehnsucht hatte auch dieser Knabe den Tag erwartet.

Er kam. Der Vater ließ das Kind die wenigen Schritte allein gehn. — Freude beflügelte ihn. Plötzlich fiel sein Blick auf ein kleines Mädchen, welches erbärmlich weinte, und ihn anflehete, ihr etwas für Mutter und Schwester, die vor Hunger entkräftet lägen, zu schenken.

Da, sprach er — und gab ihr die Hälfte des Geldes, welches zu seinem Vergnügen bestimmt war — und kehrte ruhig zu Hause.

Der Vater hatte ihm dies wirklich arme Mädchen heimlich in den Weg gestellt; denn er wollte erfahren, ob sein Sohn auch wol seinen liebsten Wunsch aufopfern, und das Vergnügen, zu helfen, einer sinnlichen Freude vorziehen könne.

Er konnts. — Denn seine Aeltern waren ausgegangen, und er durfte, indem er gab, auf keinen Ersatz hoffen.

Abends lieferte er die erhaltene Hälfte zurück, und die Bedienten des Hauses erzählten, er habe ruhig und heiter, ohne ein Wort sich merken zu lassen, sein kleines Gärtchen umgegraben.

Die Richter wurden gerührt durch den Edelmuth dieses Kindes. Man erkannte ihm den Kranz zu. Er wurde gerufen — der Kranz ihm entgegengetragen.

Nein, Väter! sprach er — Nein! Dann würde es ja noch lauter; mir ists genug, wenn ihr mir nur gut sein wollt. Ihr könnt glauben, ich habe es nicht um des Kranzes willen gethan.

Freudenthränen stürzten dem Vater und seinem Freunde aus den Augen. Eine heimliche Thräne zitterte auf den Wangen der Greise, und der Knabe stand

da — hochroth — als wenn die Sonne aufgeht, und der Thau fällt. —

Gefällt euch dies, liebe Kinder, so erzähle ich euch bald wieder von einem andern Gerichtstage. C.

Wozu sind Reiche und Arme in der Welt?

Gottlieb.

Aber, Vater, warum mag der liebe Gott doch wol gewollt haben, daß einige Leute arm wären?

Vater. Weil er wollte, daß einige Leute reich sein sollten.

Gottlieb. Wie so, Vater?

Vater. Ich meine, wenn kein Mensch weniger hätte, als er gebraucht, so würde auch kein Mensch mehr haben, als er nöthig hat. Denn, wenn der Eine zu viel haben soll, so muß der Andere zu wenig haben.

Gottlieb. Aber warum sollten denn einige Menschen zu viel haben?

Vater. Beantworte mir erst eine andere Frage: sind Mitleid und Wohlthätigkeit nicht schöne, liebenswürdige Tugenden eines Menschen?

Gottlieb. Allerdings.

Vater. Und wäre es nicht Jammer und Schade, wenn diese Tugenden bei den Menschen nicht gefunden würden?

Gottlieb. Ja freilich!

Vater. Könnten aber Mitleid und Wohlthätigkeit wol unter den Menschen Statt finden, wenn sie Alle in gleichem Wohlstande wären? wenns dem Einen nicht zuweilen schlimm, dem Andern besser ginge?

Gottlieb. Nein; da hätte ja keiner Gelegenheit, mitleidig und wohlthätig zu sein.

Vater. Kann man aber eine Tugend erwerben, und immer stärker darin werden, wenn man ganz und gar keine Gelegenheit hat, sie auszuüben?

Gottlieb. Nein!

Vater. Du siehst also, daß die schöne Tugend des Mitleids und der Barmherzigkeit gegen Nothleidende gar nicht Statt haben könnte, wenn keine Nothleidende wären. Gott mußte ja also wol zugeben, daß in seiner Welt Arme und Reiche wären, damit Wohlthätigkeit und Barmherzigkeit darin sein konnten.

Gottlieb. Aber deßwegen brauchten doch einige Leute gerade nicht so sehr reich zu sein!

Vater. Die sehr reichen Leute sollten mit ihrem Reichthume sehr viel Gutes stiften; sollten zum Besten anderer Menschen Etwas damit thun, was mit wenigerm Gelde nicht gethan werden kann.

Gottlieb. Aber thun sie das auch immer?

Vater. Schlimm für sie, wenn sie es nicht immer thun! Denn bloß dazu gab ihnen Gott so viel, damit sie zum Besten ihrer Brüder viel damit ausrichten sollten.

Gottlieb. Ja, aber was haben denn nun die Armen davon, daß sie arm sind?

Vater. Ich muß dir diese Frage abermahls durch eine andere Frage beantworten: glaubst du nicht, daß Geduld, Vertrauen auf Gott, und Dankbarkeit gegen Diejenigen, die uns Gutes erweisen, auch schöne und wünschenswürdige Tugenden sind?

Gottlieb. Das versteht sich!

Vater. Wann hat man aber am meisten Gelegenheit, diese herrlichen Tugenden zu üben? Wenn man Alles in Ueberfluß hat und es uns immer wohl geht, oder wenn man

an vielen Bequemlichkeiten des Lebens Mangel leidet?

Gottlieb. Im letzten Falle.

Vater. Wenn nun Gott wollte, daß auch diese Tugenden in seiner Welt geübet würden, und wenn er nach seiner Allwissenheit vielleicht voraussah, daß einige Menschen sie nicht anders üben würden, als wenn sie arm wären: was mußte er thun?

Gottlieb. Er mußte zugeben, daß diese Menschen in Armuth geriethen.

Vater. Begreifst du nun, was die Armen davon haben, daß sie arm sind? — Aber noch eins! Glaubst du nicht auch, daß es viele Leute giebt, die ein gemächliches Leben gar nicht ertragen könnten? welche böse Menschen werden würden, wenn sie nicht von Zeit zu Zeit mit Mangel und Elend zu kämpfen hätten? Ich weiß ein merkwürdiges Beispiel hievon, und will es dir erzählen.

Ein armer Landmann mußte sich Tag für Tag, vom frühen Morgen bis zum späten Abend, mit schwerer Arbeit quälen, um sich selbst und seine Frau nebst zweien Söhnen nothdürftig zu ernähren.

Oft hatten sie nur Salz und Brot zu essen, und zuweilen sogar von diesem nicht genug, um satt zu werden.

Aber sie waren genügsam und geduldig, vertraueten Gott und harreten auf seine Hülfe, welche denn auch niemahls ausblieb. Denn, wenn sie auch zuweilen noch halb hungerig sich auf ihr Strohlager legten, und nicht wußten, was am folgenden Tage aus ihnen werden würde, so hatte die göttliche Vorsehung am andern Morgen doch immer Etwas für sie veranstaltet, was sie nicht vorausgesehen hatten. Bald wurde ihnen unvermuthet von wohlthätigen Leuten etwas ins Haus gebracht, bald bot sich eine unerwartete Gelegenheit dar,

etwas zu verdienen. Kurz, diese arme Familie lebte fromm, arbeitsam, und bei aller ihrer Dürftigkeit zufrieden.

Zum Unglück hatte der Mann einen Bruder, der schon in seiner Jugend nach Indien gerathen war, und daselbst Gelegenheit gefunden hatte, sich großen Reichthum zu erwerben. Dieser kehrte jetzt mit seinem ganzen Vermögen zurück, kaufte in der Hauptstadt des Landes ein prächtiges Haus, und dachte nun den Rest seiner Tage in Ueberfluß und Wohlleben hinzubringen.

Allein plötzlich ward er krank und starb. Er hatte sich nie verheirathet gehabt; sein ganzes Vermögen fiel also seinem armen Bruder zu.

Nun kannst du dir denken, wie diesem der Kopf schwindeln mußte, da man ihm auf einmahl meldete, daß er jetzt Herr von hunderttausend Thalern sei.

Beinahe wäre der arme Mann, zusammt seiner Frau, in Ohnmacht gesunken, als sie von diesem unerwarteten Glücke benachrichtiget wurden. Es dauerte lange, ehe er sich wieder fassen konnte; und nun fing er an zu sorgen, was er mit dem vielen Gelde machen solle?

Hätte er den Eingebungen seines eigenen guten Herzens folgen wollen, so wäre er in dem Stande geblieben, worin er war; er würde einen kleinen Meierhof gekauft und dann fortgefahren haben, arbeitsam, mäßig und gottesfürchtig zu leben; einen Theil seiner Einkünfte hätte er auf die Erziehung seiner Kinder, und den Ueberschuß zu wohlthätigen Handlungen verwandt.

Allein da kamen thörichte Leute, und fragten: ob er den Verstand verloren habe? ob er nicht wisse, daß man von so vielem Gelde, als er nun besitze, ganz anders leben könne? Und nun beschrieben sie ihm das vornehme Stadtleben mit allen seinen armseligen Herr-

lichkeiten auf eine so reizende Weise, daß dem armen Manne vor lauter Entzücken Hören und Sehen verging.

Kurz, Martin (so hieß unser Mann) wurde beredet, das Dorf zu verlassen, nach der Hauptstadt in das prächtige Haus seines verstorbenen Bruders zu ziehen, und daselbst die faule, schwelgerische und üppige Lebensart vornehmer Leute anzufangen. Einige Schmeichler und Schmarotzer, welche ehemahls selbst in der Stadt gelebt hatten, begleiteten ihn dahin, um, wie sie sagten, ihm mit ihrem Rathe beizustehen, damit er in seinen neuen Stand sich gehörig schicken lerne.

Die erste Thorheit, zu der sie ihn verleiteten, war, sich in den Adelstand einzukaufen. Es geschah; für einige hundert Thaler ward Martin in einen Herrn von Martin umgeschaffen, und nun mußte er, zur Behauptung seiner neuen Würde, sich entschließen, alle die glänzenden überflüssigen Dinge anzuschaffen, welche in vornehmen Häusern zu den Nothwendigkeiten des Lebens gerechnet werden.

Dazu gehörten prächtige Kleider, schimmerndes Hausgeräth, theure Gemählde und andere Kunstsachen, Pferde, Kutscher, Lackeien und Köche. Dies Alles mußte nicht bloß angeschafft, es mußte auch unterhalten werden.

Noch mehr: der Herr von Martin, und die gnädige Frau von Martin und die beiden Junker von Martin mußten nun auch in der Anwendung der Zeit den vornehmen Müßiggängern, in deren Stand sie getreten waren, gleich zu werden suchen. Man stand also nicht mehr, wie sonst, mit der Sonne auf, sondern schlief, bis es schon hoch am Tage war. Dann wurden einige Stunden dem Anzuge und dem Putze gewidmet. Nun setzte man sich zur Tafel, um den Magen mit einer Menge erkünstelter Speisen zu über-

laden. Dann fuhr man aus, um langweilige Besuche zu geben, oder blieb daheim, um eben so langweilige Besuche anzunehmen. Der Rest des Tages wurde entweder mit Spielen verderbt, oder man fuhr ins Schauspielhaus oder zu Prachtversammlungen, Bällen und Mummereien. Ein großer Theil der Nacht wurde endlich wieder an der Tafel verschwendet.

Je länger dieses üppige Leben währte, desto mehr erstarb in den Herzen der unglücklichen Leute jede Tugend, die zur Zeit ihrer Armuth ihnen eigen gewesen war. An die Stelle der Arbeitsamkeit, der Genügsamkeit, der Geduld, der Gottesfurcht und der Zufriedenheit mit ihrem Zustande, traten Trägheit, unersättliche Gierigkeit, böse Laune, Gottvergessenheit und unzufriedenes Murren bei der kleinsten Ungemächlichkeit, welche sie in dem Genusse ihrer nichtswürdigen Vergnügungen störte.

Nicht genug; der Herr von Martin ergab sich auch der Unmäßigkeit im Trinken, und wurde dadurch oft einem unvernünftigen Thiere gleich. Die Frau von Martin machte das Spiel zu ihrer Leidenschaft, und verschwendete dadurch in einer Stunde mehr, als sie in ihrem vorigen Stande für sich und ihre Familie für mehre Jahre zum Unterhalt bedurft hatte. Die jungen Herren von Martin wurden faulenzende, unwissende und ausschweifende Buben, die sich ohne Scheu den schändlichsten Lastern ergaben.

Und was waren die Folgen von dem Allen? Diese: Die großen Reichthümer des Herrn von Martin waren in einigen Jahren gänzlich aufgezehrt; er selbst hatte durch seine Unmäßigkeit, seine Frau durch ihre Spielsucht, sich einen schwachen, kränklichen Körper zugezogen. Seine Söhne hatten so viele schlechte Streiche und

Schandthaten ausgeübt, daß sie flüchtig werden mußten, weil die Obrigkeit sich ihrer bemächtigen wollte, um sie zur wohlverdienten Strafe zu ziehen. Sie wurden hierauf erst Landläufer, dann Räuber; endlich fielen sie der Gerechtigkeit in die Hände, und wurden verurtheilt, zum warnenden Beispiele für Andere, eines schimpflichen und schmählichen Todes zu sterben.

Ihre Aeltern geriethen an den Bettelstab, und fanden wenig Mitleid bei Andern, weil Jedermann wußte, daß sie selbst Schuld an ihrer Armuth waren. In Lumpen gekleidet, schwach und kränklich, irreten sie eine Zeit lang von Dorf zu Dorf, um Almosen zu sammeln, bis sie endlich in ein öffentliches Armenhaus aufgenommen wurden.

Hier brachten sie den Rest ihres Lebens in bitterer Reue über ihre Thorheiten zu, und starben endlich unter peinigenden Gewissensbissen. —

Jetzt urtheile selbst, lieber Gottlieb, ob es für diese Leute nicht ein wahres Glück gewesen wäre, in ihrem ersten armseligen Zustande zu bleiben? Dann wirst du dir auch die Frage beantwortet haben: Warum die göttliche Vorsehung bei der Austheilung der irdischen Glücksgüter Einigen mehr, Andern weniger zugemessen hat? C.

Gute Folgen einer guten That.

Der kaiserliche General, Graf M**, war ein großer Liebhaber von Pferden. Auf einem seiner Güter in Böhmen hatte er eine Stuterei, auf die er große Summen verwendete, und wo die auserlesensten Pferde zugezogen wurden.

In der großen Theurung 1771, wo der Hafer zu einem unerhörten Preise stieg, rieth man ihm, seine Pferde abzuschaffen. Allein er konnte sich nicht entschließen, sich von Etwas zu trennen, was ihm so viel Vergnügen machte. Sie blieben also.

Alle Morgen besuchte er die Ställe, um die Augen an dem Anblicke seiner Lieblingsthiere zu weiden.

Als er einst von da zurückkam, fiel ihm eine von Hunger abgezehrte Frau weinend zu Fuße, und sagte: ach, Ihre Excellenz, wer doch jetzt ein Pferd wäre!

Wie so, alte Mutter? versetzte der General stutzend.

Ach, sagte sie, indeß ich mit einem kranken Manne und drei Kindern vor Hunger verschmachte, bekommen Ihre Pferde alle Tage ihr volles Futter, und haben ein rundes und dickes Ansehn.

Der Graf gab ihr einen Dukaten, und ging gedankenvoll in sein Zimmer.

Nach einer kurzen Ueberlegung erhielt die Menschenliebe einen vollkommenen Sieg über die Lieblingsneigung seines Herzens. Er schickte alle seine Pferde, bis auf zwei Reitklepper, zum Verkauf nach Prag, und ließ seinen Hafer, wovon ein großer Vorrath vorhanden war, unter seine brotlosen Unterthanen austheilen.

Das Heu wurde ebenfalls verkauft, und nebst der Summe, die er aus den Pferden löste, zum Unterhalte der Dürftigen angewandt; und er hatte nun die Freude, zu sehen, daß auch nicht Einer seiner Unterthanen Hungers sterben durfte.

Wer aus eigener Erfahrung weiß, was es zu bedeuten hat, eine viele Jahre lang befriedigte Lieblingsgrille aufzugeben, der wird die Größe dieses Opfers leicht beurtheilen können.

Kurz nachher entstand ein Aufruhr unter den Böh-

mischen Bauern. Die Empörer raubten und plünderten, und ein Schwarm derselben näherte sich auch den Gütern des Grafen. Sie foderten die Unterthanen desselben auf, sich mit ihnen zu vereinigen, um auch hier eine Plünderung vorzunehmen; allein die guten, dankbaren Leute weigerten sich nicht nur, zu ihnen zu stoßen, sondern sie bewaffneten sich auch, griffen die Aufrührer unvermuthet an, und trieben sie mit Gewalt aus den Gütern ihres Herrn zurück.

Der Graf befand sich damahls in Wien, und konnte die Nachricht von diesem Vorgange nicht ohne Freudenthränen lesen.

Wie viel, rief er aus, bin ich der herzhaften alten Frau schuldig! Ohne ihre rührende Vorstellung wären vielleicht viele meiner Unterthanen verhungert, meine Verwalter und Pächter erschlagen, und meine Häuser und Gärten zerstört worden. Sie soll lebenslang ein Jahrgeld haben! C.

Neujahrsgeschenk aus Jamaika in Westindien, *) für ein Kind in Europa.

Lieber kleiner Vetter Kristian!

Morgen ist in Westindien, wie in Deutschland, heiliger Kristtag. Nun sitzest du gewiß beim Ofen, und magst nicht vor die Thür gehen, weil es schneit und weht und grimmig kalt ist; magst noch weniger vors Thor, wo alles gefroren und gar nichts mehr grün ist, wo der

*) So nennt man die vielen Inseln, welche mitten in Amerika, in dem großen Mexikanischen Meerbusen, liegen.

Boden mit Schnee und Eis bedeckt, und alle Bäume kahl und dürre sind. — Ich aber, kleiner Vetter, sitze hier nicht hinterm Ofen, denn auf ganz Jamaika giebts keinen Ofen. Und dennoch friert mich nicht; ja ich schwitze vielmehr; mir ist so heiß, wie bei euch in den Hundstagen; kaum kann ich meinen Rock auf dem Leibe leiden; und wenn ich des Morgens nach 9 Uhr über die Straße gehe, möchte ich vor Hitze umfallen.

Hier in Jamaika nämlich, wie in ganz Westindien, ist eine ganz andere Welt. Hier giebts gar keine Winter, sondern es ist Sommer in einem fort. Alles ist grün, die Bäume tragen Jahr aus Jahr ein; in den Gärten wächst beständig frisches Gemüse, und alle Tage kann man junges Obst von den Bäumen pflücken.

Aber was für Obst, was für Früchte, was für Gewächse? — Fast gar nichts, wie bei euch, außer Vitsbohnen und gelbe Rüben; keine Aepfel und Birnen, keine Pflaumen und Trauben; sondern andere, theurere, süßere Sachen, Zitronen, Orangen, Ananas, Zucker, Kaffee, Kakao u. s. w.

Da schicke ich dir, gutes Vetterchen, ein kleines Neujahrsgeschenk von lauter Sachen, die hier zu Lande um Weihnachten wachsen. In beigehendem Kästchen findest du 1) eine Zitrone, die ich diesen Morgen erst mit eigener Hand von einem Baume gepflückt habe; 2) eine Düte voll Kaffeebohnen, die ich gestern von dem hiesigen Blocksberge mitnahm; 3) eine Düte voll Zucker, der noch vorige Woche auf dem Zuckerfelde Halberstadt wie Saft in einem Rohre saß; 4) einige Kakaobohnen. — Die Zitrone wird vermuthlich schon verschimmelt sein, wenn du sie kriegst; denn vielleicht kommt das Kästchen erst nach einem halben Jahre an. Wir sind weit von einander; von King-

ston, der Hauptstadt auf Jamaika, nach Göttingen, mögen wol volle tausend Meilen sein.

Aber außer den Näschereien liegt noch Etwas im Kästchen, das wird dir gewiß lieber sein, als alles Andere, — ein Packet Briefe an dich, liebes Kind! Ich weiß, du lernst fleißig, und hörst gerne, wenn man dir etwas aus der Erdbeschreibung erzählt. Nun, Europa kennst du schon recht gut, aber noch nicht Amerika; das sollst du nun auch kennen lernen. Da ich jetzt in diesem Welttheile umherreise, so will ich alles Merkwürdige, was ich sehe und höre, aufschreiben und dir zuschicken.

Hier auf Jamaika lernen die lieben Kinderchen nichts. Die Leute sind so gewaltig reich auf dieser Insel, aber an ihre Kinder wenden sie nichts. Ja, wenn man es ihnen eintrichtern könnte, wie Rum! *) — Bis ins achte Jahr bleiben die Jungen unter den Bedienten und Schwarzen, und werden daher so grob und ungezogen und unwissend, wie die Bedienten und Schwarzen selbst sind. Nachher geht das junge Herrchen zwar in die Schule, weil es aber der Lehrmeister nicht züchtigen darf (denn das leiden die albernen Aeltern nicht) so lernt das Herrchen nichts, als höchstens lesen. Hat es nun ein Bißchen lesen gelernt; dann geht es auf den Tanzboden, wird ein Stutzer, macht Männchen, giebt Besuche, und schlingelt so den ganzen Tag mit seinen Spießgesellen umher.

Gestern, wie ich gerade den letzten Brief an dich fertig machen wollte, lief mir meines Hauswirths ältester Sohn, William, auf mein Zimmer, und plauderte mir in einem fort von seinem demantenen Ringe vor, den ihm seine Muhme aus London zum heil. Krist

*) Ein starkes Getränk, aus Zuckerrohr gemacht.

geschenkt hat, und von dem Balle, der übermorgen auf Howard's Tavern *) sein werde. Endlich wurde ich des Dings überdrüssig, und sagte: Junger Herr, lassen Sie mich zufrieden, ich habe was Gescheiteres zu thun; ich schreibe an meinen kleinen Vetter in Niedersachsen, der erst sechs Jahr alt ist, aber schon mehr weiß, wie Sie in Ihrem vierzehnten Jahre.

In Niedersachsen? in Niedersachsen? fragte Mr. William. Wo liegt Niedersachsen? Liegt es nicht in Nordamerika?

Kingston, den 24. Dez. 1778.

I.

Port=Royal auf Jamaika, den 2ten Dezember 1778.

Vor vier Wochen waren wir von Neu=York **) ausgereist, und die ganze Zeit über hatten wir nichts gesehen, als Himmel und Wasser, und unser Schiff, und einige andere Schiffe, die uns unterweges begegneten. Auf unserm Schiffe waren hundert drei und funfzig Menschen, meist Mannspersonen, Bootsleute und Soldaten; nur vier Weiber und vier Kinder waren darunter. Zuletzt hatten wir nichts mehr zu essen, als Erbsen, Schweinefleisch und Schiffsbrot. Dieses Brot war aber so hart, daß man es kaum zerbeißen konnte. Und Wirthshäuser, wo wir hätten einkehren und etwas Frisches kaufen können, giebt es, wie du weißt, auf dem Weltmeere nicht.

---

*) Ein Gasthof.

**) Eine Stadt in Nordamerika.

Je weiter wir hinunter nach Westindien kamen, desto mehr nahm die Hitze zu, ob es gleich schon im November war. Zuletzt konnte man keine Kleider mehr am Leibe leiden, und die Soldaten schliefen des Nachts auf dem Verdecke, weil es unten im Schiffe vor Hitze nicht auszuhalten war.

Endlich, vorgestern, sahen wir links die große Insel Hispaniola oder St. Domingo, die theils den Spaniern, theils den Franzosen gehört; und rechts sahen wir die noch größere Insel Kuba, die den Spaniern ganz gehört. Nun hofften wir, bald Jamaika zu erblicken. Das geschah die vorige Nacht. Der Kajütenjunge kam mit großem Geschrei in die Kajüte gelaufen, brachte uns die gute Nachricht, und bekam ein Trinkgeld dafür.

Nun, diesen Morgen, noch vor Sonnenaufgang, krochen wir aus unserer dunstigen Kajüte heraus, kamen aufs Verdeck, und sahn Jamaika da vor unsern Augen liegen. O, wie freueten wir uns!

Noch sahen wir weiter nichts, als hohe Gebirge und schreckliche Felsen, auf welchen Büsche standen, wie unsere Wachholderbüsche; aber unser Schiffszimmermann sagte, es wären Pfefferbüsche. Denn hier ist eine neue Welt. Solche Bäume, Gebüsche und Pflanzen, wie bei uns in Europa wachsen, giebts hier gar nicht; statt deren aber ganz andere.

Wie wir näher kamen, sahen wir das erste Zuckerfeld, und wo wir nur hinblickten, war Alles grün auf dem Felde. Denke, Kristian, Alles grün auf Jamaika, im Dezember, wo bei euch Alles weiß oder braun ist!

Um 11 Uhr Mittags kam der Lothsmann; der wies dem Schiffe den Weg vollends nach Jamaika, damit es nicht auf Klippen stieße. Nun kamen wir immer näher. Wir sahen den Hafen und die Stadt Port-Royal.

Neben dran, linker Hand, auf einem Berge, sahen wir eine kleine Festung, das Apostel-Fort genannt, wo 12 Kanonen stehen, und höher hinauf eine große Festung, das Muskito-Fort genannt, wo 70 Kanonen stehen; die sollen brummen, wenn der Graf d'Estaing*) kommt. — Laß dir das Alles auf der Landkarte zeigen.

Um ein Uhr waren wir mitten im Hafen von Port-Royal, und warfen Anker. Gleich kam ein ganzes Boot voll kohlschwarzer Weiber und Mädchen an, die uns allerhand Erfrischungen zum Verkaufe brachten. Alle waren in das feinste weiße Zeug gekleidet; auf ihrem Wollenkopfe hatten sie nichts, als einen blauen seidenen Sonnenhut, und ihre schwarze Brust trugen sie bloß. Alle hatten schöne schwarze Augen, und herrliche weiße Zähne.

Wir kauften von ihnen Zitronen, Orangen, Ananas, Gurken, gelbe Rüben, Vitsbohnen und anderes frisches Gemüse. O Kristian, wie köstlich schmeckte das! Frisches Gemüse im Dezember; frische Zitronen, die am Morgen erst vom Baume gebrochen waren, im Dezember, und noch mehr, für uns hungrige Leute, die wir in vier Wochen nichts Frisches, sondern nur Erbsen, Pökelfleisch und steinhartes Brot gegessen hatten!

Das Erste, was wir nun vornahmen, war ein Punsch. So ein Punsch muß noch nie in Europa getrunken sein! denn Alles, was wir dazu gebrauchten, war frisch: frische Zitronen, frischer Zucker, frischer Rum: und noch drückten wir Ananas- und Orangensaft hinein.

Wir bleiben nicht lange hier, sondern fahren noch

*) Graf d'Estaing war damahls der Anführer der Französischen Flotte wider die Engländer.

diesen Abend, bei hellem Mondenscheine, nach der Hauptstadt Kingston hinauf. Da sollst du Wunder hören.

II.

Kingston, den 3ten Dezember 1778.

Gestern um Mitternacht kamen wir vor diesem allerliebsten Orte an. Wir hörten eben zwölf schlagen, das freute uns Alle unbeschreiblich; denn seit langer Zeit hatten wir keine Uhr schlagen hören.

Des Morgens fuhren wir in einem Boote ans Land. Wie wir ausstiegen, stand ein Mann da am Ufer, der bewillkommte uns sehr höflich in Deutscher Sprache, und lud uns in sein Haus ein. Ein Deutscher auf Jamaika? — Ja, liebes Kind, Deutsche giebts überall in der Welt. Du magst künftig hinkommen, wo du willst, ans Kap oder nach Tobolsk, nach Madras oder Rio Janeiro, nach Paris, Stockholm oder Kolombo *): überall wirst du Landsleute, sehr oft Landstreicher und verlaufenes Gesindel und Taugenichtse, die ihren Aeltern nicht haben gehorchen wollen, manchmahl aber auch recht hübsche, brave Leute von Landsleuten antreffen.

Dieser Deutsche, der da am Ufer stand, war aus Holstein, und seines Handwerks ein Tischler. Er war nebst seinem Bruder vor siebzehn Jahren ins Land gekommen. Weil er nun sein Handwerk gut verstand, und dabei fleißig und ordentlich war, auch nicht zu viel Rum trank, wie hier viele Deutsche und Engländer thun, so ist er ein sehr reicher Mann gewor-

*) Auf der Insel Zeilon in Ostindien.

den, so reich, daß er jetzt sieben große Häuser in der Stadt, und eine Werkstatt hat, worin über dreißig Leute arbeiten.

Dieser höfliche, reiche Landsmann führte uns nun in seine Werkstatt. Hier trafen wir neunzehn schwarze Sklaven an, die nackend arbeiteten, und die prächtigste Tischler- und Drechslerarbeit aus lauter Mahagoni- und Zedernholze machten. Alles Holz, was hier umher lag, war Mahagoni; dieses Holz ist in Deutschland und England so rar, hier aber giebt es ganze Wälder davon. Die Hobelspäne von diesem Holze gaben einen starken Oel-Geruch von sich, so daß es ordentlich eine Lust war, sich in dieser Werkstatt aufzuhalten.

Wir sahn uns nach der Frau des Hauses um, um auch die als eine Frau Landsmänninn zu begrüßen; aber es kam keine zum Vorschein. Nachher erst hörten wir, daß der Tischler und sein Bruder, jeder eine Schwarze zur Frau haben, die sie sich als Sklavinnen auf dem Markte gekauft hatten. Die weißen Weiber aus Europa taugen hier nicht viel; sie arbeiten nichts, treiben aber einen großen Staat, und vertändeln jährlich an 1200 Rthlr., die der Mann schaffen soll. Wer nun nicht so viel für ein weißes ausgeben will, der nimmt sich lieber ein schwarzes Weib aus Afrika. Menschen sinds ja doch auch, so gut wie die aus Europa; was kommt denn auf die Farbe an?

III.

Kingston, an eben dem Tage.

Den Mittag ging ich in ein Wirthshaus, Howard's Tavern genannt, um da zu speisen.

Dies ist ein prächtiges Haus, etliche Stockwerke hoch, ganz von Mahagoniholz gebaut. Um jedes Stockwerk zieht sich ein Vorgang mit einem breiten Geländer herum, wo sechs Personen neben einander gehen können. Thüren, Treppen, Dielen auf dem Fußboden, Alles ist von Mahagoni-, das inwendige Getäfel aber von Ebenholz. In den Zimmern des zweiten Stockwerks sind keine Fenster, sondern, statt deren, grün angestrichene Fensterschirme, durch welche die Seeluft säuselt und das Zimmer kühlt. In den Stuben hangen sehr schöne Gemählde an der Wand, besonders einige Stücke aus dem alten Testamente. Aber in keiner Stube ist ein Ofen oder ein Stubenherd zu sehen; denn wozu Oefen auf Jamaika, wo immer Hundstage sind?

Es waren noch viele andere Deutsche hier im Gasthofe. Um zwei Uhr gingen wir an den Tisch. Was da alle für Gerichte waren, im Wintermonat! Lauter frisches Gemüse, eben aus dem Garten geholt! Frischer Lattich! Wohlschmeckende Vitsbohnen! Auch gelbe Rüben; nur die waren ohne Saft und unschmackhaft. Rindfleisch schmeckte mir gleichfalls nicht, es war zu mager: das gute Rindfleisch kommt sonst aus Nordamerika hieher, aber jetzt nicht, weil Krieg ist.

Das letzte unserer Gerichte war eine Schildkröte. Zum Nachtisch wurden aufgesetzt Orangen, Kokosnüsse und Ananas, die man hier in allen Monaten reif hat. Dann folgte eine Bole Punsch; dabei eine Kohlpfanne, und eine Handvoll zusammengerollter Tabak (Zigarren), den man an einem Ende ansteckt, und so ohne Pfeife raucht. Und zu allerletzt kam die Rechnung: eine halbe Guinee, d. i. drei Thaler auf die Person.

Die Aufwartung bei Tische war sehr gut. Hinter jedem Stuhle stand ein Schwarzer.

IV.

Kingston, an eben dem Tage.

Nach Tische ging ich aufs Kaffeehaus, wo ich eine überaus zahlreiche Gesellschaft von allerhand Leuten aus Europa, Afrika und Amerika antraf. Hier waren dreißig Mohrenjungen zur Aufwartung, die größtentheils schneeweiß gekleidet waren.

Ich ließ mir Thee geben, und dieser kostete zwei Englische Schillinge, oder einen Gulden. Sonst kann man auch eine Menge anderer erfrischender Getränke hier haben.

In der Ecke stand ein Pult; auf dem lagen Zeitungen aus Europa und Nordamerika. Da drängte sich Alles hin, und wollte wissen, was in der übrigen Welt Neues vorgehe.

Unter den Herren, die ich hier sah, waren sehr viele schwerreiche Kingstoner Kaufleute. Diese wohnen meistentheils außer der Stadt, auf ihren Pflanzungen, oder in Gartenhäusern, und fahren ganz früh, in der Morgenkühlung, in die Stadt, wo sie ihre Waarenhäuser haben. Um neun Uhr sind alle ihre Geschäfte gethan; dann gehen sie aufs Kaffeehaus, bleiben hier den ganzen Tag, und fahren erst um zehn Uhr, wenn es anfängt, etwas kühler zu werden, wieder nach Hause.

Alle Thüren standen offen, und durch die Gitterfenster strich eine starke Luft. Nun, gegen sechs Uhr, fing es an, dunkel zu werden, und ich dachte: wie werden die Leute Lichter anzünden? Denn bleiben die Thüren auf, so weht der Wind das Licht aus; und macht man sie zu, so zerschmilzt das Licht vor Hitze, und kein Mensch kanns im Zimmer aushalten. — Indem kam

ein kleiner Schwarzer, brachte eine große hohe Glocke vom feinsten weißen Glase, steckte ein Licht an, und setzte es unter die Glocke *). So gescheit ist man auf Jamaika!

V.

Vom Blocksberge auf Jamaika, den 4ten Dezember 1778.

Unter den Herren, die ich gestern auf dem Kaffeehause hatte kennen lernen, war wieder ein Landsmann, aus Halberstadt, seines Handwerks ein Schneider, aber nun ein reicher, vornehmer Mann. Er hat ein großes Zuckerfeld, das nannte er, nach dem Namen seiner Vaterstadt, Halberstadt. Auch seine Schwester, die mit hier im Lande ist, hat einen großen Kaffeeberg, den nannte sie den Blocksberg.

Auf diesen Jamaikaischen Blocksberg stieg ich heute, machte der Madam meine Aufwartung, und sah zum ersten Mahle Kaffee in großer Menge wachsen.

Dieser Kaffeewald war auf einem hohen Berge. Die Bäumchen selbst, worauf der Kaffee wächst, sind nur klein, etwa wie bei uns die Vogelkirschenbäume; und so roth, wie die Vogelkirsche, sieht der Kaffee auch in seiner Schale aus. In einer jeden Kirsche liegen zwei Bohnen. Wenn diese völlig reif sind, dann wird die Kirsche dunkelbraun, und fällt von selbst ab, wie reife Eicheln und Birnen; oder man breitet ein Tuch unter dem Baume aus, und schüttelt ihn.

---

*) Es versteht sich, daß diese Glocke oben eine Oeffnung hat, sonst würde sie bald zerspringen.

Nun werden diese Kaffeekirschen, wie bei uns die Knoten *), auf einem Laken ausgebreitet, damit die äußere Schale aufspringe. Dann fallen die Bohnen heraus, und diese werden zuletzt, auf einer Windmühle, von aller Unreinigkeit gesäubert. Hierauf schickt man sie auf den Wochenmarkt nach Kingston, und da werden sie nicht nach dem Gewichte, sondern scheffelweise, wie bei uns der Hafer, verkauft.

Die Kaffeebäumchen sitzen so voller Zweige, wie der Mehldorn; und diese Zweige fangen schon unten am Stamme an. Sie tragen das ganze Jahr. So wie ein Zweig abgeleert worden ist, kommt gleich wieder Blüte heraus.

Zwischen diesen Bäumchen stehen auch Zitronen und Orangen in ganzen Haufen, und werden so gering geachtet, daß man für ein Trinkgeld an die Schwarzen so viel zu sich stecken kann, als man will.

Sonst sah ich hier in der Gegend auch Zimmetbäume, Baumwollenbäume, Kakaobäume und sehr viele Tamarinden **).

*) Die kleinen Knöpfchen, welche auf dem Flachse wachsen und den Leinsamen enthalten.

**) Der Tamarindenbaum trägt Schoten, welche aus zwei Schalen bestehen. Zwischen beiden ist ein gewisses weiches Mark, und die innere Schale umschließt einige Samenkörner. Die Indier essen diese Frucht, so wie sie vom Baume kommt, oder auch mit Zucker eingemacht. Uns schicken sie das Mark zu, welches ein gutes Abführungsmittel ist.

VI.

Halberstadt auf Jamaika, den 5ten Dezember 1778.

Diesen Morgen besuchte ich den Herrn Landsmann von Halberstadt, auf seinem Zuckergute Halberstadt. Da ist eine große Ebene auf einem Berge, die durchaus mit Zuckerrohr bepflanzt war; unten am Berge steht das prächtige Haus des ehemahligen Schneiders.

Eben wurde eine Menge dieses abgeschnittenen Zukkerrohrs auf Maulthieren von den Gebirgen heruntergebracht. Dieses kam auf eine Mühle, die neben dem Hause stand, um ausgepreßt zu werden. Hier waren acht schwarze Weibspersonen, die das Rohr zwischen die Walzen der Mühle stecken mußten, die ebenfalls von Maulthieren umgetrieben wurden.

Zweimahl wird das Zuckerrohr so gepreßt, und dann ist es so dürre wie Stroh, denn aller Saft ist heraus. Dieser Saft läuft in eine Rinne unter den Walzen, und diese Rinne bringt ihn bis in die Siederei.

Hier, in der Siederei, wird er in großen Kesseln so lange gekocht, bis er dick und zuletzt zu lauter Sand und Krümeln wird. Solchen Zucker nennt man Sand- oder Puderzucker; und solchen hatten wir diesen Nachmittag schon zum Kaffee, der den Morgen noch im Rohre gesessen hatte.

Vom Zuckerrohre kann man, so wie bei uns vom Flachse, Alles gebrauchen. Die Blätter, die am Stengel herauswachsen, dienen zur Fütterung für die Maulthiere; das ausgepreßte Rohr wird in der Zuckersiederei verbrannt; und aus Dem, was zum klaren Zucker untauglich ist, wird Rum oder Zuckerbrantwein gemacht.

Der schmeckt besser wie Nordhäuser *). In ganz Amerika und England trinkt man ihn. Aber wehe Dem, der ihn sich zu gut schmecken läßt! Der wird gewiß keine dreißig Jahr alt.

Wenn man junges Zuckerrohr gelegt hat, so muß man zwei Jahre warten, ehe man es schneiden kann. Nachher aber wächst es zehn bis vierzehn Jahr in einem fort, und alle Jahr kann man es wenigstens zweimahl schneiden.

VII.

Kingston, den 6ten Dezember 1778.

Kingston ist eine ganz herrliche Stadt, voller Menschen und prächtiger Häuser. Sie liegt vier Meilen von Spanishtown. Die Straßen sind nicht gepflastert, denn bei der schrecklichen Hitze könnte es Niemand auf den Steinen aushalten.

Die meisten Einwohner sind Kaufleute und Seefahrer. Alle haben Geld wie Heu; daher ist Alles hier so unmäßig theuer, daß keine einzelne Person unter sechs Thaler des Tages leben kann. Viele leben, wie ehedem die Leute in Sodom und Gomorra; sie fressen und saufen, und tanzen und spielen; dafür sehen sie denn aber auch Alle aus wie Leichen, und sterben wie Fliegen.

Wer Geld hat, kann hier Alles haben, was gut schmeckt. Alle Handwerker trifft man an; aber so wohlfeil arbeiten sie nicht, als bei uns. Will man sich ein Paar Hosen anmessen lassen, so kommt der Schnei-

---

*) Brantwein, der zu Nordhausen verfertigt wird.

der im Kariol gefahren, und erscheint in einem seidenen Kleide; das müssen die Kunden bezahlen.

Die Kaufmannsdamen und die Handwerkerdamen sind prächtig gekleidet. Zu ihrem Kopfputze müssen alle Westindische Vögel ihre Federn hergeben. Ueber und über sind sie mit Perlen und Juwelen behängt. Und so wird manche Frau, die sonst keine drei Pfennig werth wäre, sobald sie in ihrem vollen Staate ist, unter Brüdern 3000 Thaler werth. Wenn sie ausgehen, das ist, wenn sie ausfahren, haben sie eine Kalesche von grüner Seide auf dem Kopfe, beinahe so groß, wie ein zweisitziger Kutschkasten, und die sich auch, wie ein Kutschkasten, zurücklegen läßt.

Die Demoisellen — denn Alles ist Demoiselle; Jungfern und Mädchen giebts auf Jamaika gar nicht — können selten lesen; aber tanzen können sie Alle. Sie schießen gewaltig in die Höhe, wie Pappelbäume; und ein junges Dingelchen von zwölf Jahren sieht schon wie eine ganze Dame aus. Daher haben sie auch schon im dreißigsten Jahre die völlige Gesichtsbildung einer Großmama. Uebrigens sieht man sie selten bei Tage; denn sie scheuen die Luft und Sonnenhitze, damit ihnen diese ihre gelbe Haut nicht noch mehr verderbe.

Die Mannspersonen sind auch geschmückt und zierlich. Sie tragen unaufgestutzte weiße Hüte, vom feinsten Filz, und gehen ohne Sonnenschirm nie über die Straße. Ihre Röcke sind von leichtem Tuche, ungefuttert. Ihre Westen und Hosen sind von weißer Seide, Taffent und Ostindischem Linnen. Kein Mensch trägt Hüte oder Röcke mit Gold besetzt; aber der größte Staat wird mit feiner weißer Wäsche getrieben. Der Hitze wegen ziehen sie wol zwei oder drei Mahl an Einem Tage frisches Weißzeug an. Um 9 Uhr, wenn du

erst anfängst zu arbeiten, sind hier die Geschäfte mehrentheils schon gethan; dann kleiden sie sich zum zweiten Mahle um, und gehen um 2 Uhr zu Tische; wer des Abends Besuche macht oder bekommt, kleidet sich zum dritten Mahle anders.

Hier rasselt es in einem fort von Kutschen auf der Straße, noch ärger wie in Hannover und Paris. Die Damen fahren gemeiniglich in zweispännigen Halbkutschen. Sitzen zwei Personen darin, so stehen auch zwei schneeweiß gekleidete Schwarze hinten auf, und halten einen Sonnenschirm über die Damen, damit ja kein Sonnenstrahl den zitronfarbigen Nacken berühre. Die Schwarzen sehen sehr drollig aus. Der kohlschwarze Kerl ist ganz weiß gekleidet, hat auch weiße Hosen und feine Schuhe, aber keine Strümpfe: und da sollte man schwören, der Kerl hätte schwarze seidene Strümpfe an. Auf eben die Art ist auch der dritte Schwarze angezogen, der auf dem Bocke sitzt. Dieser Bock ist hoch, höher als die Kutsche selbst; der Kutscher kann also weit über die Pferde wegsehen. Kutscher und Kutschgeschirr sind prächtig, und gemeiniglich in London gemacht. Die Pferde laufen ganz gut, sehen aber schlecht aus; denn Hafer, Gerste, Rocken, Weizen wachsen auf Jamaika nicht; die armen Thiere müssen sich also bloß mit Gras behelfen. — Die Mannspersonen fahren gemeiniglich nur in einem Kariol, das ganz leicht von einem Pferde gezogen wird (gerade so fahren auch die Herren Bauern in Nordamerika). Hinten auf steht ebenfalls ein Schwarzer mit einem Sonnenschirme, den er über seinen Herrn hält; oft läuft oder reitet auch ein anderer Mohr voran.

Diese große und prächtige Stadt ist noch keine 60 Jahr alt; denn vorhin wohnten diese reichen Zucker-

händler alle in Port-Royal. Als aber dieser Ort einige Mahl hinter einander durch Erdbeben und Sturmwinde so heimgesucht wurde, daß ganze Straßen ins Meer stürzten, die andern Häuser alle einfielen, und auf zweitausend Menschen umkamen, so zogen die meisten hierher, und bauten das jetzige Kingston. Doch ein paar hundert Häuser sind immer noch auf Port-Royal.

VIII.

Kingston, den 7ten Dezember 1778.

Diesen Morgen ganz früh klingelte ein Schwarzer mit einer Schelle durch alle Straßen, hatte einen Zettel in der Hand, und rief etwas zu verkaufen aus. Ich fragte, was er ausrufe? und man antwortete mir: Menschen!

Vorige Woche nämlich war ein Schiff hier angekommen, mit 550 Schwarzen. — Denke, Kristian, 550 dicke, feiste Schwarze, bei der Hitze, in Einem Schiffe; das muß ein feiner Geruch auf dem Schiffe gewesen sein!

Die 550 schwarzen Menschen hatten die Franzosen auf der Küste von Guinea gekauft, und wollten sie nach Martinique führen. Da kam aber unterwegs ein Englischer Kaper an sie, und nahm ihnen, weil jetzt Krieg ist, die ganze Menschenladung ab. Jedoch die armen Schwarzen gewannen nichts bei dem Handel; denn anstatt auf Martinique Sklaven zu werden, sollten sie es nun auf Jamaika sein. Diese rief nun der klingelnde Schwarze wie Austern und Stockfische aus, daß, wer Lust und Be-

lieben habe, auf den Markt kommen, und sich etwas davon aussuchen solle.

Ich kleidete mich an, und ging hin auf den Markt. Da standen eine Menge schwarzer Menschen, alte und junge, Mannsleute und Weibsleute, alle splitternackend, wie sie Gott erschaffen hatte; alle hatten ein Kartenblatt am Halse hängen, worauf ihre Nummer geschrieben stand.

Lieber Gott, dachte ich, hier verkauft man ja Menschen, wie bei uns Gänse und Schweine!

Es gingen viele Käufer herum; die besichtigten und befühlten die Schwarzen, ob sie auch Fehler hätten. Ein junger starker Kerl, in seinen besten Jahren, sollte 600 Rthlr. gelten; für andere wurden 450, 300 bis 200 Rthlr. gefodert. Alte Weiber und alte Männer galten nicht mehr, wie kleine Kinder.

Ich sah den Haushofmeister der Madam vom Blocksberge. Dieser kaufte für seine Frau, zu ihrer Kaffeepflanzung, einen dreißigjährigen vierschrötigen Schwarzen für 580 Rthlr. Ein kleines schwarzes Jüngelchen, von deiner Größe und deinem Alter, kriegte er obenein für nichts. Dieses Jüngelchen wartet nun der Madam auf, und muß alle Morgen um 4 Uhr den Kaffeeberg hinauf, die abgefallenen überreifen Kaffeekirschen aufzulesen; und kriegt nichts als Plantins *) zu essen.

Seine Schwester, ein Mädchen von zwölf Jahren, kaufte ein Zuckerbauer, hinter Spanishtown her, für 150 Rthlr. Nun kommen die armen Kinder von einander, und kriegen sich wol in ihrem Leben nicht wieder zu sehen!

Gegen 9 Uhr war Alles verkauft, und Jeder machte

*) Eine Frucht, welche sonst auch Pisang heißt.

Anstalt, seine erhandelte Waare wegzubringen. Das schwarze Mädchen küßte noch einmahl ihr schwarzes Brüderchen, und weinte; die Alten umarmten sich unter einander, und heulten ihr Lebewohl! Beim Weggehn erhob sich plötzlich unter ihnen Allen ein dumpfes Getöse. Ich meinte anfangs, sie heulten bloß; nachher aber hörte ich, sie sängen ein Lied in ihrer Guineasprache, das auf Deutsch also lautet:

Fern von meinem Vaterlande
Muß ich hier verschmachten und vergehn,
Ohne Trost, in Müh' und Schande!
O die weißen Männer, klug und schön! —
Und ich habe doch den Männern ohn' Erbarmen
Nichts gethan! —
Du im Himmel, hilf mir armen
Schwarzen Mann!

IX.

Kingston, den 13ten Dezember 1778.

Heute, Sonntags, ging ich in die Englische Kirche. Ich war schon um 9 Uhr da; aber weil die Kirche erst um 10 Uhr anging, so wandelte ich indeß auf dem Kirchhof umher, und las die Aufschriften der Leichensteine.

Der Kirchhof ist mit einer Mauer von gebackenen rothen Steinen umgeben. Die Leichensteine sind fast alle von Alabaster oder Marmor überaus schön gearbeitet, und die Schrift vergoldet.

Ich las in dieser Stunde wol über funfzig Leichensteine; aber wie erschrak ich, unter allen diesen Todten nur einen einzigen 52jährigen zu finden! Höher an Alter

fand ich gar keinen; dagegen aber waren die meisten zwischen 20 und 36 Jahren gestorben. Da lag ein Advokat, alt 26 Jahr. Da lag ein Kaufmann, alt 29 Jahr. Da lag ein anderer, alt 24 Jahr. Da lag eine ganze Familie; der Vater war 38, die Mutter 39, der älteste Sohn 17, der jüngste Sohn 11, die eine Tochter 13, und die andere 9 Jahr alt geworden; und alle diese waren in Zeit von 5 Jahren gestorben.

O, die bösen, garstigen, ungesunden Zuckerinseln! Wenn ich doch bald wieder weg wäre! Hier heißt es: unser Leben währet 30 Jahr; wenns hoch kommt, so sinds 40. Das macht die Hitze, das macht das lange Regenwetter, das macht der Rum, das macht das liederliche Leben. — So ist es in Nordamerika nicht. Da las ich zu Amboy in der Provinz Jersey einen Leichenstein, auf dem stand: Hier liegt begraben die Frau Fähnrichen Robins; sie wurde 83 Jahr alt, und blieb munter bis an ihr seliges Ende.

Ich war noch nicht mit allen Leichensteinen fertig, siehe, da schlug es 10 Uhr, und gleich wurde mit einer kleinen Glocke zur Kirche geläutet. Auf vieles Geläute halten die Engländer in Nordamerika und Westindien nicht.

Auf einmahl kam eine Menge Kutschen und Kariolen herangerasselt. Alles fuhr; ich glaube, ich war der Einzige, der zu Fuß in die Kirche gekommen war.

Die Kirche ist sehr einfach gebaut, und doch ausnehmend prächtig. Thüren und Fenster werden beim Gottesdienste aufgemacht, damit die Luft durchstreichen kann.

Die Stände sind alle auf dem Grunde; die Kanzel und Orgel sind die einzigen Plätze, die erhöht gebaut sind.

Die Kanzel steht in der Mitte der Kirche; sie ist von herrlichem Magahoniholze gebaut, und mit Ebenholz verziert. Die Treppe zur Kanzel, der Pfarrstuhl, der Altar, die Stände in der Kirche, Alles ist von Mahagoniholz. Die Lehne an der Treppe ist von Eben- und Zedernholz; die Pfeiler, die die Decke über dem Altar halten, sind auch von Ebenholz. Auf das dunkelbraune glänzende Mahagoni sind die zehn Gebote Gottes und die Glaubensartikel mit goldenen Buchstaben geschrieben. Neben dem Altar liegen zwei große rothatlassene Kissen, worauf der Prediger kniet, wenn er das Kirchengebet und die Glaubensartikel verliest.

Wie nun der größte Theil der Versammlung beisammen war, spielte die Orgel eine gar vortreffliche Arie. Als diese zu Ende war, stand die ganze Gemeine ehrerbietig auf, und der Prediger verlas das Kirchengebet und einige Lieder. Nun spielte die Orgel wieder, und der Prediger ging vor den Altar und verlas die Glaubensartikel, welche die ganze Gemeine laut nachsprach. Dann verlas er den Bittgesang (die Litanei), wozu die Gemeine das Amen laut sagte. Es ist eine Freude, anzusehen, wie die Engländer, selbst die rohesten Bootsknechte nicht ausgenommen, beim Gottesdienste so andächtig sind.

Nach allem diesen zeigte der Vorsänger das Lied an, welches sollte gesungen werden; der Prediger aber ging vom Altar hinweg in einen besondern, zugemachten Stand, wo er sich umkleidete.

Nachdem das Lied gesungen war, stieg ein anderer Prediger auf die Kanzel. Noch wurden einige Verse aus einem andern Liede gesungen, und nun erst ging die Predigt an. Der andere Prediger kam aus seinem zugemachten Stande wieder hervor, aber in ganz anderer

Kleidung; jetzt hatte er einen schwarzen Rock, eine weiße Weste, weiße Hosen und weiße Strümpfe an, und setzte sich wieder in den Pfarrstuhl.

Die Predigt dauerte nicht völlig eine Viertelstunde, über die Worte der Bibel: Was soll ich thun, daß ich selig werde? Der Segen wurde auf der Kanzel gesprochen; nun spielte die Orgel wieder, und die Leute gingen auseinander.

In der ganzen Versammlung habe ich doch keinen einzigen Menschen, weder männlichen noch weiblichen Geschlechts, bemerkt, der frisch und gesund ausgesehen hätte. Alle waren gelb und blaß im Gesichte, und ihr ganzer Körper war einer halben Leiche ähnlich. — Ihr armen Leute von Jamaika! Ihr verdient einen Haufen Geld mit eurem Zucker, Kaffee und Mahagoniholz; aber ich beneide euch wahrhaftig nicht. Gesunder Leib ist mehr werth, als ganze Säcke voll Guineen. Lieber wollte ich bei Kartoffeln in Niedersachsen leben, als bei Ananas in Kingston.

X.

Kingston, den 23sten Dezember 1778.

Liebes Vetterchen, ich bin schon Jamaika's herzlich müde. Ich mag kein Zuckerwerk, keine Chokolade, keine Ananas mehr; ein Stück Deutsches oder Nordamerikanisches schwarzes, hausbacken Brot möchte ich; o, wer mir übermorgen eins zum heil. Krist verehrte! Aber solches Brot hat der reichste Mann auf Jamaika jetzt nicht.

Wie ich zuerst hieher kam, da ging es mir wie den Deutschen Handwerksburschen, die sich von den See-

lerverkäufern in Holland nach den Molukken *) narren lassen. Wenn die den Gewürzinseln nahe kommen und, noch einige Meilen davon ab, die Nase voll Nelken- und Muskatgeruch kriegen, da meinen sie, sie seien im Himmelreiche. Jedoch kaum sind sie acht Tage da, so jammern sie nach einem Stück Schinken und Pumpernickel, und einem Trunk frischen Doppelbiers; aber sie jammern umsonst.

Alles wird mir hier zuwider. Meine schwarzen Brüder dauern mich bis in die Seele hinein, wenn ich sie tagtäglich von weißen oder vielmehr gelben Lumpenkerlen wie Hunde behandeln sehe. Die Hitze ist so arg bei Tage, daß man ersticken möchte; und des Abends darf man auch nicht ausgehn, weil da immer ein böser Wind wehet, der einen auf der Stelle tödten kann. Vorige Woche war ein Sturmwind, wo ich dachte, es würde Kingston wie Port-Royal ergehen; und solche Sturmwinde sollen hier sehr oft sein. So oft ich an den Kirchhof denke, wünsche ich, daß unser Schiff bald wieder geflickt sein möge. — Nein, nein, in dem Lande, wo Zucker und Kaffee und Mahagoni wächst, bleibe ich nicht! Es lebe Deutschland! Es leben alle die Länder, wo Rocken und Weizen und Eichen wachsen!

Schlözer.

Helmuth.

Eine Romanze.

Helmuth war ein Friedenstörer,
Zankt', und that nie seine Pflicht,

*) Die Molukken sind Inseln in Ostindien.

Machte seinem guten Lehrer
Viel Verdruß, und folgte nicht.
Warnte dieser ihn, so dachte
Helmuth: sprich du nur! — und lachte.

Widerspänstig war er, träge
In der Zeit des Unterrichts;
Gut' und harte Worte, Schläge,
Denkt! selbst Schläge halfen nichts.
Helmuth ward indessen größer;
Aber leider! nur nicht besser,

Ward vielmehr noch immer schlimmer.
Einst, nach einem bösen Streich,
Sprach sein Lehrer: Er kommt nimmer-
Mehr auf einen grünen Zweig!
Wenn ich lang' im Grabe schlafe,
Trifft ihn, denk' er dran! die Strafe.

Jetzt noch bitt' ich ihn mit Thränen:
Helmuth, bessr' er sich! denn, ach!
Schwere Strafen folgen Denen,
Die sich Lastern weihen, nach! —
Statt erschreckt zurückzuschaudern,
Denkt er: Laß den Murrkopf plaudern!

Jahre sind indeß verflossen,
Und der Lehrer lebt nicht mehr;
Helmuth streift, mit den Genossen
Seiner Streich', im Wald' umher,
Und beklettert Eich' und Buchen,
Vogelnester aufzusuchen.

Diesem Waghals war der Gipfel
Eines Eichbaums nicht zu hoch;
Er hinan, daß Zweig und Wipfel
Sich von seiner Schwere bog:
Heda! Seht, hier steh' ich, Brüder,
Rief er von der Eiche nieder.

Sprach nicht unser Lehrer immer,
Spielt' ich irgend einen Streich,
Helmuth! Helmuth! er kommt nimmer-
Mehr auf einen grünen Zweig?
Jetzo brächt' ich ihn zum Schweigen,
Säh' er hier mich auf den Zweigen,

Und befinde mich ganz munter! —
Als er spottend noch so sprach,
Knack! da brach's, und er herunter,
Daß er Hals und Beine brach.
Einen Todesschreck empfanden
Alle, welche unten standen.

Ungenannter.

Der junge Adler.

Auf einem hohen Felsen hatten
Zwei Adler ihre junge Brut;
Das Weib beschützte mit dem Gatten
Sie sorgsam vor der Stürme Wuth.
Einst sahn die naseweisen Gäste —
Sie wuchsen nachgerad' heran —
Mit langen Hälsen aus dem Neste
Die Thäler unten lüstern an;

Die Alten fürchteten Gefahr, und zogen
Sie sorgsam in das Nest zurück.
Als aber Beid' einmahl nach Futter flogen,
So wagt' ein Junger doch sein Glück.
Er flattert nach dem nächsten Hügel,
Doch er erreicht ihn nicht, denn ach!
Die noch ganz unversuchten Flügel
Sind dem gewagten Flug zu schwach.
Er stürzt, und fällt die Brust sich morsch entzwei.
Die Mutter ist nicht weit; sie hört das Klaggeschrei,
Und fliegt mit Mutterangst herbei;
Doch schon verstummen seine Klagen;
Er öffnet nur, des Lebens halb beraubt,
Den Schnabel noch, als woll' er sagen:
Ihr Alten, hätt' ich euch geglaubt,
So wär' ich jetzt nicht so zerschlagen,
Und färbte nicht die Erde roth. —
Sie wollt' ihn drauf zum Neste tragen;
Allein jetzt war der Arme todt.

Was will dies Fabelchen wohl sagen?

Ungenannter.

Ein Geschichtsumstand

für junge Edelleute.

Ich habe euch, meine jungen Freunde, im dritten Theile der Entdeckung von Amerika erzählt, was für harten Prüfungen bei den Peruanern die Söhne der Edeln ausgesetzt wurden, bevor man sie selbst für edel erklärte. Hier habt ihr eine Geschichtsnachricht von einem

andern sogenannten wilden Volke, bei dem die Kinder der Edeln gleichfalls erst beweisen mußten, daß sie wirklich edler, als andere Menschen, seien, wenn sie unter die Zahl der Edelleute wollten aufgenommen werden.

Auch bei den alten Kanariern, oder den ehemaligen Bewohnern der Kanarischen Inseln, wurde der Adel nicht durch die bloße Geburt vom Vater auf den Sohn fortgepflanzt; sondern der Sohn, welcher auf diesen Vorzug Anspruch machen wollte, mußte ihn erst verdienen. Wodurch? das wird aus folgender Erzählung erhellen.

Das Recht, langes Haar zu tragen, war bei diesem Volke das äußere Kennzeichen eines Edelmanns. Wenn nun der Sohn eines Edeln ein gewisses Alter erreicht hatte, ließ er sein Haar lang wachsen; und sobald er sich stark genug fühlte, die Beschwerlichkeiten des Kriegs zu ertragen, ging er zu dem Faikag, oder dem Oberhaupte des Volks, und sagte: ich bin der und der, der Sohn des und des Edelmanns, und begehre, auch geadelt zu werden.

Hierauf ging der Faikag in das Dorf, wo der Jüngling erzogen war, versammelte daselbst alle Edeln und andere Einwohner, und ließ sie bei dem Akoran, ihrem Gotte, feierlich schwören, daß sie ihm in Betracht dieses Jünglings die Wahrheit sagen wollten. Dann legte er ihnen unter mehren Fragen besonders folgende vor:

1) Ob ihnen bekannt sei, daß der Jüngling jemahls Etwas gethan habe, was nach den Sitten ihres Landes für unanständig gehalten werde?

2) Ob er in Friedenszeiten durch Gewalt oder List einem Andern jemahls das Seinige entwandt habe?

3) Ob er sich irgend unfreundlich gegen Geringere oder Solche, welchen er befehlen konnte, betragen habe?

4) Ob er schmähsüchtig gegen Diejenigen gewesen sei, welchen er nicht zu befehlen habe?

5) Ob er sich überhaupt jemahls eines ungebührlichen Betragens, besonders gegen Schwächere, schuldig gemacht habe?

Wenn nun diese und ähnliche Fragen mit Nein beantwortet wurden, so erklärte er den Sprößling für eben so edel, als den Stamm.

Konnten hingegen die Anwesenden ihm irgend etwas von Dem, was der Faikag gefragt hatte, mit Wahrheit zur Last legen, so schor der Faikag, statt ihn für edel zu erklären, ihm den Kopf ganz kahl, und schickte ihn mit Schimpf und Schande weg. Dann war er des Adels auf immer unfähig, und wurde lebenslang unter das gemeine Volk gezählt.

Kinder der Edlen, die ihr diese Geschichte leset, vergeßt nicht, euch dabei zu prüfen, ob ihr für euer eigenes Haar, wenn ihr damahls unter diesem Volke wäret geboren worden, wol nichts zu besorgen gehabt hättet? Wisset zugleich, daß auch bei uns der unedle Sohn, oder die unedle Tochter eines Edelmanns zwar nicht durch geschorne Platten, aber durch Etwas, welches noch schlimmer ist, durch die Verachtung aller guten und verständigen Menschen gebrandmarkt wird. C.

Erfindung des Kaffeegetränks.

In Arabien gerieth eine Herde Ziegen (Andere sagen Kameele) in eine mit Kaffeepflanzen bewachsene Gegend, und fraß mit großer Begierde die reifen Bohnen.

Hiedurch wurden die Thiere so munter und lustig, daß sie herumhüpften und keins davon ein Auge zuthat.

Der Hirt benachrichtigte am folgenden Tage den Vorsteher des Klosters, dem die Ziegen zugehörten, von dieser sonderbaren Begebenheit.

Dieser untersuchte die Weide des Viehes, und glaubte, daß die Kaffeebohnen die Wirkung verursacht hätten. Er machte daher einen Versuch, ob er mit einem Getränke von diesen Bohnen einigen seiner Mönche, welche oft die Messe verschliefen, den Schlaf mindern könnte.

Dieser Versuch gelang, denn da der Kaffee das Geblüt in Wallung bringt, und den Nerven eine unnatürliche Spannung giebt, so vertreibt er dadurch die Neigung zum Schlaf; aber er schadet auch eben dadurch unserer Gesundheit.

Aus diesem Kloster verbreitete sich der Gebrauch des neuerfundenen Getränks durch die ganze Türkei, und aus dieser durch alle andere Länder.

Man sagt, daß die Türkischen Kaffeehändler des ersten Erfinders dieses Getränks, des Ziegenhirten Aidrus und des Klostervorstehers Schiadli, noch jetzt in ihrem täglichen Gebete gedenken, weil sie die Urheber eines Handels sind, dem sie ihren Unterhalt zu verdanken haben.

Ein Lied,

zu singen, wenn ein Wechselzahn soll ausgezogen werden.

Die Mutter.

Wir ziehn nun unsern Zahn heraus,
  Sonst thut der Schelm uns Schaden;
Und sei nicht bange, kleine Maus!
  Gleich hängt er hier am Faden.

Die Schwestern und Brüder und der Vater.

Chor.

Der Zahn, der Zahn, der muß heraus,
Sonst thut der Schelm nur Schaden.

Die Mutter.

Ei seht, sie macht die Nase kraus,
Und fürchtet meinen Faden!
Hilft nicht; der Zahn, der muß heraus,
Und dann kriegt Gustchen Fladen.

Chor.

Der Zahn, der Zahn, der muß heraus,
Und dann kriegt Gustchen Fladen.

Die Mutter.

So recht, so recht, du liebe Maus!
Nun ist er fest, der Faden,
Und — nun ist auch der Zahn heraus,
Und soll dir nicht mehr schaden.

Chor.

Der Zahn, der Zahn, der ist heraus;
Da hängt er an dem Faden!

Seele.

Vater.

Was hast du da, liebes Karolinchen?

Karolinchen.

Eine gelbe Blume.

Vater.

Woher weißt du denn, daß die Blume gelb ist?

Karolinchen.

Ich sehe es.

Vater.

Woher weißt du denn, daß ich mit dir rede?

Karolinchen.

Ich höre es.

Vater.

Womit siehst du denn?

Karolinchen.

Mit meinen Augen.

Vater.

Aber womit hörst du?

Karolinchen.

Mit meinen Ohren.

Vater.

Koste einmahl das, und nun sage mir, was es ist?

Karolinchen.

Das ist Zucker.

Vater.

Woher weißt du das? Es hat dir's ja Niemand gesagt.

Karolinchen.

Ich schmecke es.

Vater.

Womit schmeckst du denn?

Karolinchen.

Mit meiner Zunge.

Vater.

Jetzt kommt Jemand die Treppe herauf; wer mag das wol sein?

Karolinchen.

Es wird wol mein Bruder Karl sein.

Vater.

Woher willst du nun wissen, daß es dein Bruder Karl ist?

Karolinchen.

Ich denke es.

Vater.

Du sprichst: ich denke es. Womit denkst du denn? Etwa mit deinen Augen?

Karolinchen.

Nein.

Vater.

Oder mit den Ohren?

Karolinchen.

Nein.

Vater.

Nun, womit denn?

Karolinchen.

Mit dem Kopfe.

Vater.

Aber Augen und Ohren sind ja am Kopfe; zudem besteht dein Kopf aus eben solchen Stücken, wie dein ganzer übriger Leib — aus Knochen, Haut, Blut, Mark und dergleichen. Welches von diesen Stücken soll denn denken können?

Karolinchen.

Keins von den allen.

Vater.

Ja nun, so sage mir doch, was das ist, womit du denkst; sonst glaube ich gar nicht, daß du denkst.

Karolinchen.

Lieber Vater, ich weiß es; aber ich weiß nicht, womit ich denke.

Vater.

Nun, so will ich dir es sagen: es ist die Seele.

Karolinchen.

Was ist das, die Seele?

Vater.

Das ist etwas Lebendiges in dir, das du zwar nicht siehst, das auch weder in deinem Kopfe, noch in deinem Leibe, noch sonst irgendwo sitzt oder liegt, das aber macht, daß dein ganzer Leib lebendig ist. Denn du magst thun, was du willst, so thut es nicht dein Leib, sondern deine Seele. Der Leib für sich allein kann gar nichts thun; er ist nur das Werkzeug, welches die Seele gebraucht, wenn sie etwas thun will.

Karolinchen.

Ich bitte um Vergebung: was ist denn ein Werkzeug? Ich dächte, das Wort hätte ich in meinem Leben noch nicht gehört.

Vater.

Werkzeug nenne ich die Sache, womit ich etwas thue; z. B. wenn ich schreibe, so gebrauche ich dazu die Feder; also ist die Feder mein Werkzeug, nämlich das Ding, womit ich schreibe. Wenn du Brot schneiden willst, gebrauchst du dazu etwas?

Karolinchen.

Ja, ein Messer.

Vater.

Also ist das Messer dein Werkzeug. Du schneidest, aber das Messer ist das Werkzeug, womit du schneidest; und so wirst du nun verstehen, was das heißt, wenn ich spreche: der Leib ist das Werkzeug der Seele, nämlich, wenn du etwas hörest, so hört eigentlich deine Seele, aber das Ohr ist das Werkzeug, womit sie hört; wenn du etwas siehest, so sieht es deine Seele, aber das Auge ist das Werkzeug, womit sie sieht, u. s. w.

Wenn du aber sprichst: ich denke das, oder ich will das, oder ich weiß das, oder ich verstehe das — dabei

hat dein Leib gar nichts zu thun, sondern die Seele kann das Alles für sich allein.

Lerne also, daß zu einem Menschen nicht bloß die Stücke gehören, die du siehst, dieser Kopf und dieser Rumpf und diese Glieder, sondern auch eine Seele, welche macht, daß diese Theile leben. C.

Das Scharadenspiel *).

Lotte.

Vater, ich habe wieder eine Scharade gemacht; willst du sie errathen?

Vater.

Wenn ich kann. — Aber hört, Kinder, mir fällt etwas ein. Das bloße Scharadenmachen, und das bloße Errathen derselben, werden wir bald müde werden.

Heinrich.

Ich hab's schon herzlich satt.

Vater.

Wie also, wenn wir etwas mehr Mannichfaltigkeit hineinzubringen suchten, damit es noch ein wenig unterhaltender würde?

Lotte.

Wie meinst du das, Vater?

Vater.

Ich meine — wenn wir es etwa so machten: Jeder von uns legte, so wie die Reihe an ihn käme, eine von ihm erdachte Scharade seinem Nachbar vor, und der Nachbar suchte sie zu errathen. Könnte er das nicht, so müßte er uns, zur Schadloshaltung für unsere getäuschte

*) Kinder, welche noch nicht wissen, was Scharaden sind, werden es erfahren, wenn sie weiter lesen.

Erwartung, irgend eine kleine Geschichte, aber, wohlverstanden, ohne alles Stottern, erzählen. Für jeden Anstoß gäbe er uns ein Pfand.

Ferdinand.

O, das wird hübsch gehen!

Vater.

Noch nicht Alles! — Träfe hingegen der Nachbar die Auflösung, so erzählte der Verfasser der Scharade ein solches Geschichtchen, und gäbe gleichfalls ein Pfand, so oft er zu stottern sich erlaubte.

Lotte.

Gut! ich fange an.

Vater.

Nicht zu eilig, Töchterchen! Ich habe noch etwas hinzuzufügen. Damit wir Andern nun unterdeß nicht so ganz müßig da sitzen mögen, so soll Jeder von uns über das Wort, welches die Auflösung ausmacht, irgend etwas Merkwürdiges sagen, entweder aus der Geschichte, oder aus der Erdbeschreibung, oder aus der Naturgeschichte.

Heinrich.

Das möchte wol selten angehn; oder wir müßten recht eigentlich solche Wörter aussuchen, worüber sich so etwas sagen läßt.

Vater.

Was hindert uns, das zu thun? Aber gesetzt, es ließe sich nichts von der Art anbringen, so soll wenigstens Jeder von euch gehalten sein, einige Fragen über einen solchen Gegenstand zu beantworten, die ich selbst in dem Falle vorlegen werde.

Ferdinand.

Und wer die nicht beantworten kann, der giebt auch ein Pfand; nicht wahr, Vater?

Vater.

Richtig!

Lotte.

Was wollen wir denn aber mit den Pfändern machen?

Vater.

Die wollen wir am Ende einlösen; und ich will immer sagen, was Der thun soll, dem das Pfand gehört. — Nun, ists euch so recht?

Alle.

Ja!

Vater.

So fange an, Lotte, dein Nachbar Ferdinand wird rathen.

Lotte.

Die erste Silbe ist die Benennung eines Buchstabens in unserm Deutschen Abece, die zweite bedeutet eine Meerenge, und das Ganze zeigt Etwas an, ohne welches man nicht recht vergnügt sein kann. Was ist das, Ferdinand?

Ferdinand.

Ho! ho! das ist schwer. Aber wartet ein Bißchen! — Es ist — nein, das war nichts! — I, das verzweifelte Wort! Wo mags doch stecken? — (Nach einer Pause.) Nein, das errathe ich nimmermehr. — Eine Meerenge? — Gibraltar — Calais — Sund — ho! ho! ich hab's, ich hab's! — Gesund!

Vater.

Brav, Ferdinand! das war gut gerathen. Also deine Geschichte, Lotte!

Lotte.

Es braucht doch wol keine lange zu sein?

Vater.

Ganz und gar nicht; wenns nur eine gute ist.

Lotte.

O, ich weiß eine rechte hübsche von der kleinen hochmüthigen Angelika! Aber ich muß erst ein Bißchen darauf denken, sonst möchte ich stottern —

Nun, es war einmahl ein kleines Fräulein, oder eine kleine Gräfinn, ich weiß selbst nicht, die hieß Angelika.

Ferdinand.

So wird sie ja wol von Angelika geheißen haben?

Lotte.

Nein, um Verzeihung! Angelika war ihr Vorname. Das war eine kleine Person, die eine große Närrinn war; warum? das will ich euch erzählen.

Das alberne kleine Ding bildete sich ein, daß sie besser sei, als andere Menschen, weil sie besser als Andere gekleidet ging, und weil ihr Vater ein reicher Mann und ein Baron oder ein Graf war.

Deßwegen verachtete sie nun andere Leute gegen sich, besonders die armen Bedienten ih — ihres Vaters, welchen sie oft recht grob begegnete.

Ferdinand.

Ein Pfand, Lotte! hast gestottert.

Lotte.

Das ist doch verzweifelt! Ich habe mich so in Acht genommen! Da ist meine Nadelbüchse.

Vater.

Gut, nun weiter!

Lotte.

Eines Tages speiseten ihre Aeltern auf einem Schlosse, welches nicht gar weit von ihrer Wohnung lag; und des Abends sollte ein Ball da sein, und zu dem Balle war Angelika auch gebeten.

Sie legte also ihren besten Putz an, und war aufgesetzt — o, man kann nicht schöner!

Ferdinand.

Wie alt war sie denn schon?

Lotte.

Ich glaube, sie war im zwölften Jahre.

Ferdinand.

Dann hätte sie auch noch wol mit abgeschnittenen Haaren gehen können, wie wir!

Lotte.

Ja, du hörst aber wol, daß sie eine Närrinn war, und die Närrinnen gehen ja lieber aufgesetzt, als so!

Ferdinand.

Meinethalben!

Lotte.

Ehe sie in die Kutsche stieg, sagte sie dem Kutscher und den Bedienten erst noch einige Grobheiten, weil man sie zu lange hatte warten lassen; und nun ging's fort, hop! hop! über Stock und Block.

Anfangs ging Alles gut; aber nun kam ein schlimmer Weg, der sehr kothig war und viel Löcher hatte. Da wollte der Kutscher langsamer fahren.

Aber Angelika rief ihm zu: was das Zaudern solle? Ob er wol zufahren wolle?

Der Kutscher fuhr zu, und krack! da lag das eine Rad im Loche und war zerbrochen. Die eine Kutschenthür sprang zu gleicher Zeit auf, die schöne, geputzte Angelika stürzte hinaus, und fiel der Länge nach in tiefen Koth.

Vater.

Wohl bekomms! Da konnte sie sich an das Sprichwort erinnern: Hochmuth kommt vor dem Falle.

Lotte.

O, das ist noch nicht Alles! — Nun rief sie, was sie rufen konnte: Helft, Jakob! helft, Johann! Aber Jo-

hann und Jakob, welche wohl merkten, daß sie keinen Schaden gelitten hatte, schienen sich nur um den Wagen zu bekümmern, und ließen sie ruhig liegen.

Nun fing sie an zu bitten und zu flehen: Ach, lieber, bester Jakob! ach, mein Herzensjohaun, helft mir doch; ich bitte euch gar zu sehr!

O, sagten hierauf Beide, wenn Sie uns so kommen, wer könnte Ihnen dann etwas abschlagen? Und gleich sprangen sie hinzu, und zogen sie heraus.

Aber wie sie nun aussah! Ihr schöner Haarputz, ihr schönes Kleid, ihre schönen, goldgestickten Schuhe — Alles war mit Koth bedeckt, und am Gesicht und an den Händen sah sie auch wie ein Mohr aus.

Nun bat sie, man möge sie doch wieder nach Hause fahren, damit sie sich erst anders ankleiden könne; aber der Kutscher zeigte ihr das zerbrochene Rad, und sie mußte sich bequemen, sich dem Bedienten auf den Rücken zu setzen, und sich, so wie sie war, nach dem Schlosse tragen zu lassen, wo der Ball gegeben werden sollte.

Als sie nun da ankam, und die Leute, die ihren Hochmuth kannten, sie in dem abscheulichen Aufzuge erblickten, Himmel! wie sie da lachten! Man konnte es Allen recht ansehn, daß sie bei sich selbst dachten: gut, daß du für deinen Hochmuth einmahl gezüchtiget worden bist!

Angelika seufzte und weinte, und nahm sich fest vor, künftig keine Närrinn mehr zu sein, und auf ihre schönen Kleider und auf ihres Vaters Geld sich nichts mehr einzubilden.

Ferdinand.

Ob sies auch gehalten hat?

Lotte.

Ja, weiter geht meine Geschichte nicht; ich glaube

es aber wol; denn nun hatte sie ja gesehen, was bei dem Hochmuthe herauskommt.

Vater.

In zweifelhaften Fällen muß man immer das Beste von Andern denken; wir wollen also hoffen, daß sie ihren Vorsatz wirklich in Erfüllung gebracht habe. — Nun, Ferdinand, was weißt du uns über das Wort, welches du gerathen hast, zu sagen?

Ferdinand.

Von der einen Silbe desselben weiß ich, daß der Sund eine Meerenge zwischen der Dänischen Insel Seeland und der Schwedischen Landschaft Schonen ist, wodurch die Nordsee mit der Ostsee zusammenhängt.

Heinrich.

Und ich weiß, wie viel der Sund dem Könige von Dänemark jährlich einbringt.

Lotte.

Wie kann denn eine Meerenge etwas einbringen?

Heinrich.

Du mußt wissen, Töchterchen, daß die Schiffe für die Erlaubniß, da durchzufahren, etwas bezahlen müssen. Das nennt man Zoll geben.

Lotte.

Kann denn der König von Dänemark ihnen wehren, da durchzufahren?

Heinrich.

O ja! Er hat da dicht an der Meerenge eine Stadt, Helsingör genannt, und bei der Stadt eine hübsche Festung, Kronenburg, worauf viele Kanonen stehen; und da müssen die Schiffe alle vorbei, und mit den Kanonen könnte er sie alle in Grund schießen lassen.

Lotte.

O weh! — Na, wie viel bringt denn das dem Könige ein?

Heinrich.

Im Durchschnitt ungefähr zweimahl hundert tausend Thaler.

Lotte.

Daß dich! Ich wollte, daß wir hier auch so einen Sund hätten. — Nun muß Vater noch etwas sagen.

Vater.

Wollt ihr wissen, wie viel Schiffe im vorigen Jahre durch den Sund gegangen sind?

Ferdinand.

Nun?

Vater.

Elf tausend ein hundert und sechzig.

Ferdinand.

Potz tausend! das ist ja viel! — Ist nun nicht die Reihe an mir, etwas aufzugeben?

Vater.

Ja, und ich errathe.

Ferdinand.

Es ist ein zweisilbiges Wort: die erste Silbe bedeutet eine häßliche Eigenschaft an Menschen, Thieren und leblosen Dingen; die zweite ist ein Name, der allen lebendigen Geschöpfen, die auf der Erde sind, zukommt; und das Ganze bedeutet ein ausländisches Thier.

Vater.

Die zweite Silbe habe ich schon; die muß Thier sein; aber was denn für ein Thier? Maulthier? Nicht doch! Maul ist ja keine häßliche Eigenschaft. Rennthier? auch nicht. Nun, was denn für eins? — Aber ich mag mir den Kopf zerbrechen, so lange ich will, ich finde keinen Thiernamen, dessen erste Silbe sich mit einer schlechten Eigenschaft anfinge. Ferdinand, ich ergebe mich!

Alle.

Ah, ein Pfand! ein Pfand! Faulthier, Faulthier heißts!

Vater (sich vor die Stirn schlagend).

Sieh! ich Dummkopf! — Da habt ihr meine Dose. — Also wäre denn die Reihe zu erzählen an mir!

Lotte.

Allerdings! aber recht was Hübsches, Väterchen, was wir noch nicht wissen; hörst du?

Vater.

Ich will sehn, wie ichs mache.

Ein muntres Eichhörnchen sprang von Baum zu Baum, um Buchnüsse auf den Winter einzusammeln.

Ein Faulthier sah es springen und sagte: Hilf Himmel, wie kann man so ein unruhiges Leben führen? Glaube mir, junger Wildfang, man muß seine Kräfte schonen, wenn man so alt werden will, als ich!

Und wie alt, fragte das Eichhörnchen, sind denn Ew. Wohlweisheit schon?

Ich zähle, antwortete jenes, meine vollen funfzehn Jahre schon.

Das wäre! Und was haben Ew. Gemächlichkeit in diesen vollen funfzehn Jahren denn gethan?

Ich bin, erwiederte das Faulthier, in meinem Leben wol auf hundert Schritte weit in die Runde gekommen; ich kletterte in jedem Jahre wol auf zehn Bäume, und stieg nach und nach von allen wieder auf die Erde.

Und außerdem?

Habe ich hübsch ausgeruhet, um neue Kräfte zu neuen Arbeiten zu gewinnen. Dafür bin ich nun auch so rüstig! Wenn du nur drei Tage hier bleiben wolltest, so solltest du sehen, daß ich in dieser kurzen Zeit von dem Zweige, worauf du mich jetzt siehst, bis zur Erde hinabsteigen kann.

Das Eichhörnchen, welches unterdeß wol zehnmahl von einem Baume auf den andern gesprungen war, warf einen verächtlichen Blick auf den alten Faulenzer, und sprach:

Was du in funfzehn Jahren gethan hast, das thue ich alle Tage mehr als einmahl, in funfzehn Minuten. Ich lebe also täglich in einer Stunde mehr, als du in deinem ganzen faulen Leben gelebt hast. Denn lerne, du Träger! leben heißt nicht Athem holen, sondern wirksam sein. Und damit hüpfte es wieder von dannen.

Alle.

O ich! ich! ich!

Vater.

Nach der Reihe! Ferdinand fängt an.

Ferdinand.

Ich weiß, daß es so groß als ein Fuchs ist, einen kleinen Kopf, kleine Augen und ein ganz kleines Schwänzchen hat.

Lotte.

Und ich, daß es so faul ist, daß es einige Tage gebraucht, um auf einen Baum zu kriechen, und lieber wieder herabfällt, als daß es sich die Mühe nähme, hinunterzukriechen.

Heinrich.

Und ich, daß es von Baumblättern lebt und zum Glück gar nicht zu saufen braucht, weil es sonst zehnmahl eher vor Durst umkommen würde, als es eine Quelle erreichte.

Vater.

Und ich, daß sein Vaterland Amerika, besonders Brasilien ist, wo man es Ai nennt, weil es beständig so zu schreien pflegt. Es giebt aber auch dergleichen in Asien, z. B. in Kamtschatka.

Lotte.

Das ging gut; wenn wir nur immer so viel zu sagen wüßten! — Nun, Vater, ist die Reihe an dir.

Vater.

Es ist ein dreisilbiges Wort; die beiden ersten Silben bedeuten ein Element, die dritte einen ansehnlichen Theil der Oberfläche unserer Erde, das Ganze eine Insel. — Nun, Heinrich, was ist das?

Heinrich.

Gleich, gleich! Ich bin schon auf der Spur. Land — Wasserland — Luftland — Feuerland — ach! ich hab's! Feuerland!

Vater.

Richtig! O weh mir armen Koridon! Da muß ich ja schon wieder erzählen! Nun, ich will gleich bei unserm Worte stehen bleiben, und euch etwas von dem sogenannten Feuerlande sagen.

Es ist, wie ihr wißt, eine Insel, und liegt unter dem festen Lande von Südamerika. Es wird das Feuerland genannt, weil zu der Zeit, da man es entdeckte, feuerspeiende Berge darauf waren, welche jetzt wol nicht mehr im Gange sein müssen, weil in den neuesten Reisebeschreibungen ihrer nicht mehr erwähnt wird.

Das Klima ist eins der rauhesten und unfreundlichsten in der Welt. Erinnert ihr euch noch an die Geschichte von Banks und Solander, die ich euch einmahl erzählt habe?

Ferdinand.

Ach, ja! die einmahl vor Kälte beinahe umkamen, da sie hier mitten im Sommer ans Land gestiegen waren.

Vater.

Richtig! Daraus könnt ihr schließen, wie es da im Winter erst aussehen muß!

Die Einwohner dieses Landes sind die armseligsten, erbärmlichsten Geschöpfe von der Welt. Sie haben noch nicht so viel Verstand, als dazu gehört, sich eine ordentliche Hütte zu bauen und ihren Leib durch eine vollständige Bedeckung vor der grimmigen Kälte zu schützen. Ein altes Seehundsfell, um die Schulter geschlagen, ist ihre ganze Bekleidung, und ein wenig zusammengestelltes Gesträuch ihre ganze Wohnung. Und das unter einem solchen Himmel!

Dahingegen sind sie aber auch tausendmahl härter und unempfindlicher, als wir andern Europäischen Weichlinge. Sie machen sich nichts daraus, nackt und bloß im Schnee umherzulaufen, und wenn das Meer ihnen einen faulen Fisch oder Seehund zuwirft, so sind alle ihre Bedürfnisse befriedigt.

Ein Reisender *) sagt von ihnen: die Leute, die wir hier sahn, kamen in ihrer Gestalt und ihrem ganzen Betragen den Thieren näher, als andere Wilde, die uns jemahls vorgekommen waren. Sie waren nackt, und bloß mit einer Seekalbshaut über die Schulter bedeckt. Ihre Speisen, welche kein anderes Thier, als etwa ein Schwein, berühren würde, aßen sie ohne alle Zubereitung. Sie hatten ein großes Stück von einem thranigen, wallfischartigen Fische bei sich, welches einen unausstehlichen Gestank von sich gab. Einer von ihnen zerriß dasselbe mit den Zähnen, und theilte den übrigen davon mit, die es mit der Gierigkeit eines wilden Thieres hinunterschluckten.

Von andern Wilden aus eben dieser Weltgegend erzählt der nämliche Reisende folgende lächerliche Anekdote:

Ich bewog einige derselben, wiewol mit Mühe, bei

*) Byron.

uns an Bord zu kommen. Sobald sie dies gethan hatten, machte ich ihnen einige Geschenke, und in kurzer Zeit schienen sie vollkommen ruhig und unbesorgt zu sein.

Um ihnen eine Unterhaltung zu verschaffen, spielte einer unserer Matrosen auf der Geige, und einige Andere fingen an zu tanzen. Darüber wurden sie so entzückt und so begierig, ihre Dankbarkeit an den Tag zu legen, daß Einer von ihnen in den Nachen sprang, einen Beutel mit rother Farbe holte, und des Geigers Angesicht sehr emsig damit zu beschmieren anfing.

Er wollte ebendieselbe Höflichkeit auch mir erweisen; und da er meine Weigerung, sie anzunehmen, für Blödigkeit hielt, so hatte ich die größte Mühe von der Welt, diese mir zugedachte Ehre abzulehnen. —

Nun, so viel mag für diesmahl genug sein, weil wir sonst nicht fertig werden würden. — Jetzt laßt uns hören, was ihr dabei anzumerken habt.

Ferdinand.

Ja, Vater hat schon alles Merkwürdige davon erzählt; was können wir nun noch davon wissen?

Vater.

Gut, so will ich euch fragen. — Heinrich, wer hat wol das Feuerland entdeckt?

Heinrich.

In der That, das weiß ich nicht!

Vater.

Also ein Pfand; und dann sollst du sehen, daß du es doch gewußt hast.

Heinrich.

Nun, das wäre doch sonderbar, wenn ich etwas wüßte, ohne es zu wissen! Hier ist meine Uhr.

Vater.

Sage mir doch, wer hat die Magellanische Meerenge entdeckt?

Heinrich.

Magellan, der auch zuerst durch dieselbe hindurch, und über das Südmeer nach Ostindien fuhr.

Vater.

Von was für zwei Ländern wird denn die Magellanische Meerenge eingeschlossen?

Heinrich.

Gegen Norden von der untersten Spitze von Amerika, und gegen Süden — sieh, ich Schafskopf! — von dem Feuerlande.

Vater.

Konnte er also die Meerenge entdecken, konnte er durch sie hinsegeln, ohne das Land, welches sie einschließt, zugleich mit zu entdecken? Du siehst, daß ich wahr sagte. — Nun, Lotte, weißt du mir ein merkwürdiges Vorgebirge auf dem Feuerlande zu nennen, welches die äußerste Spitze desselben gegen Süden ist?

Lotte.

Nein, das habe ich ja mein Tage noch nicht gehört!

Vater.

Nun, so sollst du es jetzt hören, aber auch ein Pfand geben. — Es heißt das Kap Horn. Ihr müßt auf diesen Namen merken, denn er kommt oft in Reisebeschreibungen vor, weil man es jetzt für sicherer hält, um dieses Vorgebirge hinum, als durch die gefährliche Meerenge zu schiffen.

Lotte.

Ja, Vater, aber dafür kann ich doch kein Pfand geben, weil ich das noch niemahls gehört hatte!

Vater.

Noch niemahls? Gieb mir doch einmahl deinen Pizarro her. — Was steht denn hier auf der 33sten Seite?

Lotte.

Ja wirklich, du hast es uns schon gesagt! Wie man so was doch ganz wieder vergessen kann! — Nun, hier ist mein Pfand.

Vater.

Jetzt, lieber Ferdinand, möchte ich gern von dir erfahren, in welchem Jahrhunderte Magellan die Meerenge und das daranstoßende Feuerland entdeckte? Gehört hast du es schon; denn ich habe auch dieses Umstandes erwähnt, da ich die Entdeckung von Amerika erzählte.

Ferdinand.

Wann Kolumbus Amerika entdeckte, das weiß ich noch wol; das war im Jahr 1492; aber dies habe ich wirklich vergessen.

Vater.

Also ein Pfand! und Heinrich mag dir aushelfen.

Heinrich.

Es war im Anfange des 16ten Jahrhunderts.

Vater.

Und zwar zu eben der Zeit, da Kortes die Eroberung des Mexikanischen Reiches angefangen hatte. — Nun, Heinrich, laß doch deine Scharade hören.

Heinrich.

Hier ist sie! Es ist ein zweisilbiges Wort; die erste Silbe bedeutet ein Laster, die zweite einen Theil unsers Körpers, und das Ganze einen Menschen, der dem Laster ergeben ist, welches in der ersten Silbe genannt wird. Nun, Lotte?

Lotte.

O, das will ich wol kriegen! Warte nur ein kleines Bißchen. — Ich hab's! Geizhals.

Heinrich.

Getroffen!

Lotte.

Also erzähle!

Heinrich.

Ja, wer nur sogleich etwas wüßte! — Ists auch erlaubt, eine kleine Geschichte in Versen zu erzählen, die ich nicht selbst gemacht habe?

Vater.

Warum das nicht? Nur gut hergesagt!

Heinrich.

Ein Mandarin *) ward wegen Räubereien,
Die Fürsten **) nur sich selbst verzeihen,
Zum Schwert verdammt. Ki-e-fu-en, sein Sohn,
Warf sich vor des Beherrschers Thron,
Und bat um seines Vaters Leben:
Ich weiß, er ist des Todes werth!
Doch mußt du dem Gesetz ein Opfer geben,
Hier ist es; übergieb mich selbst dem Schwert,
Und laß ihn los. — Mit scheinbar strenger Miene
Erwiedert der Monarch: Dein Wunsch sei dir gewährt.
Man führ' ihn auf die Todesbühne! —
Der Jüngling ruft entzückt: Ich küsse deine Hand,
O Kaiser! und springt auf. — Nein, halt! dein Vaterland
Verlör' in dir zu viel; so ruft, und drückt voll Freude
Der Fürst ihn an die Brust. Den Vater schenk' ich dir

*) Edelmann in China.

**) Versteht sich, schlechte Fürsten.

Für deine Kindestreue; nimm von mir
Ein ehrenvolles Halsgeschmeide.
Der Sohn ergreift voll Demuth den Talar
Des Kaisers: Herr! erlaß mir diese goldne Bürde,
Die täglich mich daran erinnern würde,
Daß einst mein Vater schuldig war.

Lotte.

O, daß ist eine nette Geschichte!

Vater.

Das ist sie auch; morgen wollen wir hören, wer von euch Beiden sie auswendig weiß, du oder Ferdinand?

Ferdinand.

O, wir wollen sie wol Beide können.

Vater.

Desto besser! — Nun, was wißt ihr mir denn von einem Geizhalse Merkwürdiges zu erzählen?

Alle.

Nichts!

Vater.

Also muß ich euch etwas abfragen. Sage mir, Lotte, ist es wol einerlei: geizig und erwerbsam zu sein?

Lotte.

O, bei Leibe nicht!

Vater.

Haben aber wol nicht Beide etwas mit einander gemein?

Lotte.

Ja, das wol.

Vater.

Und was denn?

Lotte.

Beide bemühen sich, etwas zu erwerben.

Vater.

Richtig! Aber worin sind denn Beide wol verschieden?

Lotte.

Ich weiß es wol, aber ich kann es nur nicht so sagen.

Vater.

Ich kenne zwei Männer. Beide arbeiten aus allen ihren Kräften, um mehr zu erwerben, als sie täglich nöthig haben. Der eine verschließt seinen Ueberfluß in einen Kasten, und giebt seinen armen Anverwandten und seinem nothleidenden Nachbar keinen Pfennig davon ab, wendet auch nichts davon an seine Kinder, um ihnen eine gute Erziehung geben zu lassen. Der andere hingegen gebraucht Das, was er jährlich über hat, theils zur Verbesserung seines Landes und seines Gartens, theils zur Erziehung seiner Kinder, theils zur Unterstützung für solche Arme, die ihm die nächsten sind; und was ihm dann noch übrig bleibt, das legt er auf Zinsen, um einen Nothpfennig für sich zu haben, und um seiner Frau und seinen Kindern eine Versorgung nach seinem Tode zu hinterlassen. Welcher von Beiden ist der Geizige?

Lotte.

Der erste.

Vater.

Kannst du nun vielleicht sagen, worin der Unterschied zwischen Beiden bestehen mag?

Lotte.

Ja, der Geizige gebraucht nicht, was er erwirbt, der Erwerbsame aber wendet es an.

Vater.

Und zu wessen Besten wendet er es an?

Lotte.

Zu seinem eigenen und zu anderer Leute Besten.

Vater.

Also der Geizige ist?

Lotte.

Der immer nur zu erwerben sucht, ohne das Erworbene zu gebrauchen.

Vater.

Und der Erwerbsame?

Lotte.

Der auch zu erwerben sucht, aber das Erworbene zu seinem eigenen und anderer Leute Besten zu gebrauchen weiß.

Vater.

Nun, Ferdinand, gieb du einmahl Acht! Was urtheilst du über einen gewissen Mann, den ich dir jetzt beschreiben will. Dieser Mann hat alle Jahr 1500 Rthlr. einzunehmen. Er gebraucht davon für sich und sein Haus nothwendig 1000 Rthlr., und behält also 500 Rthlr. jährlich übrig.

Zu diesem Manne kam neulich ein Freund mit blassem Gesichte, und sagte: Helft mir, lieber Freund, oder ich bin mit Weib und Kind ohne Rettung verloren. Wie so? fragte der Mann. Ach! antwortete der Freund, ich habe die Unvorsichtigkeit gehabt, aus der königlichen Kasse, die ich führe, neulich 300 Rthlr. zu nehmen, weil ich glaubte, daß mir in einigen Tagen so viel Geld einlaufen würde, daß ich sie wieder hineinlegen könnte. Nun ist mir aber, wider alle meine Erwartung, das gehoffte Geld ausgeblieben, und morgen schon soll ich die königliche Kasse abliefern. Wenn nun die 300 Rthlr. darin fehlen, so wird man mir meine Stelle nehmen, wird mich noch dazu ins Gefängniß setzen, und mein armes Weib und meine armen Kinder werden in das tiefste Elend gerathen. O, erbarmt euch meiner, und

leihet mir die 300 Rthlr. auf ein halbes Jahr! Nach Verlauf dieser Zeit werde ich sie ehrlich erstatten, und ich werde euch zeitlebens verpflichtet bleiben!

Ferdinand.

Nun, da gab er sie ihm doch?

Vater.

Nein! Er läugnete zwar nicht, daß er 500 Rthlr. baar Geld im Hause habe, aber er sagte, davon könne er ihm keinen Heller geben!

Ferdinand.

Fi, über den garstigen Geizhals!

Vater.

Und du, Heinrich, stimmst du in dieses Fi! mit ein?

Heinrich.

Von ganzem Herzen!

Vater.

Dafür sollt ihr mir Beide mit einem Pfande büßen!

Heinrich.

Wofür?

Vater.

Daß ihr einen ehrlichen Mann auf den bloßen Schein verdammt, ohne euch erst die Mühe genommen zu haben, nachzuforschen, ob sein Betragen wirklich so schlecht auch sei, als es beim ersten Anblicke das Ansehn hat.

Ferdinand.

Aber was könnte ihn denn entschuldigen?

Vater.

Dieses: noch vor kurzer Zeit hatte dieser Mann nicht so viel einzunehmen, als er für sich und seine Familie nothwendig gebrauchte; er sah sich also genöthiget, Schulden zu machen, die er zu bezahlen versprach, sobald er in bessere Umstände versetzt werden würde. In diesen Umständen befand er sich jetzt, hatte die 500 Rthlr.

erspart, um sie seinen Gläubigern zu schicken; und nun wolltet ihr von ihm verlangen, daß er, aus mißverstandener Wohlthätigkeit, den größten Theil dieser Summe, die nicht sein war, einem Mann geben sollte, der sich selbst durch ein pflichtwidriges Betragen in Verlegenheit gebracht hatte? Nein, Kinder, Gerechtigkeit geht vor Wohlthätigkeit; und wer Werke der Barmherzigkeit mit fremdem Gelde ausübt, der ist nicht viel besser, als der Räuber, der dem Einen giebt, was er dem Andern genommen hat.

Heinrich.

Ja, Vater, der letzte Umstand giebt der Sache auch eine ganz andere Gestalt! Hätten wir den voraus gewußt, so würden wir auch anders geurtheilt haben.

Vater.

Das vermuthe ich selbst; aber darin besteht eben euer Unrecht, daß ihr so rasch verdammtet, ohne euch erst zu erkundigen, ob sich nicht irgend ein Umstand finde, der dem Verurtheilten zur Entschuldigung gereichen könne. Dafür sollt ihr mir ein Pfand geben. Und nun laßt sehen, wie viel wir deren haben? — Sieben! Nun, Lotte nimmt sie in die Schürze, und ich, wenn ihr wollt, will sagen, was Jeder thun soll.

Ferdinand.

O ja!

Lotte.

Vater, was soll Der thun, dem dies Pfand gehört?

Vater.

Der soll uns irgend einen großen Mann nennen, und zugleich irgend etwas Merkwürdiges von dem großen Manne erzählen.

Lotte.

Es gehört dir, Heinrich!

Heinrich.

Heinrich der Vierte, der beste König von Frankreich.

Lotte.

Und das Merkwürdige von ihm?

Heinrich.

Das kann ich euch abermahls in Versen erzählen, so wie ich sie gestern in Ramler's Fabellese gefunden habe. Hier ist sie:

Der große Heinrich kroch auf allen Vieren,
Mit seinem Sohn, der auf ihm ritt,
Im Saal umher. Schnell öffnen sich die Thüren!
Der Abgesandte von Madrid
Erscheinet im Gemach, und sieht ihn galoppiren. —
Herr! sind Sie Vater? ruft der Held mit heiterm Muth,
Und liegt noch immer auf den Händen.
Ja, Sire! — antwortet ihm der Don. — Gut, gut!
So kann ich meinen Marsch vollenden.

Lotte.

Was soll Der thun, dem dies Pfand gehört?

Vater.

Der soll uns die merkwürdigste neue Erfindung sagen.

Ferdinand.

Ah! es ist meins. Die Luftmaschine, die Montgolfier erfunden hat.

Heinrich.

Weißt du aber auch noch, wie die beiden ersten Luftschiffer heißen?

Ferdinand.

O ja! Arlandes und Rosier.

Lotte.

Vater, was soll Der thun, dem dies gehört?

Vater.

Der soll uns seinen liebsten Denkspruch sagen.

Lotte.

Ah, es ist mein eigenes! — Nun, was sage ich denn? Ach ja!

Ich will bei jeder kleinen Gabe,
Die mir der Himmel giebt, mich freun;
Ich will den Weg, den ich zu laufen habe,
Mit Blumen mir bestreun.

Vater.

Das thu, liebe Lotte! so wirds dir nie an Vergnügen fehlen. — Nun weiter!

Lotte.

Was soll Der thun, dem dies gehört?

Vater.

Er soll uns sagen, was das Schönste, und was das Häßlichste auf Erden ist?

Lotte.

Nun, so sage du es selbst, Vater; sieh, es ist deins.

Vater.

Nichts Schöneres ist auf Erden, als ein junger Mensch, Jüngling oder Mädchen, welche gut und verständig sind, und Häßlicheres kenne ich nichts hienieden, als einen Greis, der thöricht denkt und lasterhaft handelt.

Lotte.

Was soll Der thun, dem dies Pfand gehört?

Vater.

Der soll uns einen Mann nennen, den er sich zum Muster aufgestellt hat. — Wessen ist's? Ah, Ferdinands! Nun, so laß doch hören!

Ferdinand.

Vater.

Ei, ei, Söhnchen! willst du uns etwa auch davonlaufen, und auf einer wüsten Insel wohnen?

Ferdinand.

Nein, so meine ich es nicht! Ich will ihm nur nachahmen in Dem, was er nachher that, da er sich schon gebessert hatte.

Vater.

Nun, das dachte ich wol; und so hast du dir kein unrechtes Muster erwählt. Aber weiter! — Derjenige, dem das nächste Pfand gehört, soll uns einen Mann aus der Geschichte nennen, der wegen seiner Gerechtigkeit vorzüglich ehrwürdig ist.

Lotte.

Das werden der Herr Heinrich zu sagen belieben.

Heinrich.

Aristides.

Vater.

Sage uns doch etwas mehr von ihm; die Kleinern dürften vielleicht noch nichts von ihm gehört haben.

Heinrich.

Aristides lebte lange vor Kristi Geburt in der Griechischen Stadt Athen. Er bezeigte sich in allen seinen Handlungen so rechtschaffen gegen Jedermann, daß er den ehrenvollen Zunamen des Gerechten erhielt. Aber eben das verdroß die schlechtern Menschen unter seinen Mitbürgern; sie suchten ihn zu stürzen, und brachten es endlich dahin, daß er durch die Mehrheit der Stimmen verwiesen werden sollte. Einer, der den Aristides von Person gar nicht kannte, und doch seine Stimme zur Verbannung desselben geben wollte, begegnete ihm zufälliger Weise, und ersuchte ihn, als einen Unbekannten, daß er ihm doch den Namen Aristides aufschreiben

möge, weil er selbst nicht schreiben könne. Was hat dir, fragte der gerechte Mann, Aristides denn zu Leide gethan? Nichts, antwortete der Kerl, aber es verdrießt mich, daß ich ihn überall den Gerechten nennen höre. Aristides schwieg, schrieb ihm seinen Namen auf, und ging in die Verweisung.

Vater.

Nicht wahr, Ferdinand, das war auch ein Mann, den man sich wol zum Muster aufstellen möchte? — Weiter!

Lotte.

Nun, was soll denn Der thun, dem dies letzte Pfand gehört?

Vater.

Der soll uns noch zu guter Letzt etwas Lustiges zum Besten geben, es sei nun, was es wolle.

Lotte.

Ach, das trifft mich selbst! — Himmel! wie mache ich denn das, um etwas Lustiges hervorzubringen? — Aber halt! da fällt mir etwas ein. Vater, darfs auch wol eine Fabel aus dem A B C Buche sein.

Vater.

Wenn du sie auswendig weißt, und gut hersagen willst, warum nicht?

Lotte.

Es ist die Fabel vom Mops:

Es war einmahl ein dummer, fetter Mops;
Der ging — wie Möpse gehn — auf allen Vieren
Bei hellem Mondschein einst spaziren.
Da kam ein Graben in die Quer; und hops!
Sprang euch der dumme, fette Mops —
Hinüber, meint ihr? — nein,
Er sprang zu kurz, und fiel hinein,

Von wegen seiner schweren Masse.
Und als er endlich der Gefahr;
Da zu ersaufen, ledig war,
So stellt er sich recht mitten auf die Gasse,
Und fängt euch da zu schelten an,
Daß man sein eigen Wort davor nicht hören kann.
Es sollte aber dieses Schelten —
Wem meint ihr wol? — dem Monde gelten;
Und der hatt' ihm doch nichts gethan!
Er schalt ihn einen Bärenhäuter,
Ochs, Esel, Schlingel, und so weiter.

Der Mond — nicht wahr, der schalt doch wieder?
O nein! — sah lächelnd auf den Mops hernieder,
Und fuhr, als gings ihn gar nicht an,
Lustwandelnd fort auf seiner Himmelsbahn;
Und wird seitdem, wie männiglich bekannt,
Doch immer Mond, nie Ochs genannt!

Vater.

Brav! — (Die Mütze abnehmend.) Nun vielen Dank für geleistete Gesellschaft!

Ferdinand und Lotte.

Gleichfalls, gleichfalls! und schönen Dank für gute Bewirthung!

Eine Geschichte vom Weihnachtsabend.

Es war in heilger Weihnachtszeit,
Und bis zum hellen Tage
Hatt' es gefroren und geschneit,
So recht für meine Lage;
Fest Weg und Steg, und hell und klar
Die liebe Sonn' am Himmel war.

Ich ritt zu meinen Aeltern hin;
War guter sieben Meilen;
Ein langer Wald, und Wölfe drin —
Fürwahr, da galts, zu eilen!
Das ging im Trab, Galopp und Paß;
Mein Pferd war üb'r und über naß.

Die Sonne schon gar niedrig stand
Im Busch, ich mitten drinnen,
Und reite rechts, statt linker Hand —
Mir klangs in allen Sinnen:
Was wird das eine Freude sein,
Spreng' ich mit eins den Hof hinein!

Der Seitenweg verlor sich bald
In Dickicht und Gesträuchen;
Es wurde grimmig-schneidend kalt,
Mein Pferd fing an zu keuchen. —
Ach, lieber Gott! erbarm dich mein!
Ich weiß hier weder aus noch ein!

Bin just nicht furchtsam, aber doch —
Mich überfiel ein Grauen.
Die Nacht brach ein, es war kaum noch
Der Weg vor mir zu schauen.
Mich fror, mein Pferd war abgejagt;
Von Wölfen war mir auch gesagt.

Es jagten Schreckensbilder sich
Wild in mir hin und wieder.
Ich stieg vom Pferd' und legte mich
Am Boden horchend nieder,
Ob Hundsgebell, ob Hahnenschrei
Nicht irgend zu vernehmen sei.

All', all' umsonst! Nur dann und wann
Ein Knistern in den Zweigen.
Ich band den müden Schimmel an,
Wollt' auf den Gipfel steigen;
Doch kaum ergriff ich einen Ast,
So brach er unter meiner Last.

Nun krabbelt' ich herum im Schnee;
Mein Zustand war entsetzlich.
Doch steigt die Noth zur höchsten Höh',
Kommt Gott mit Hülfe plötzlich.
Horch auf! horch! hu! ein dumpfer Schall,
Und — hör' ich recht? — ein Peitschenknall!

Was Freude, was ein Lebensschall
Der Knall in meinen Ohren!
Auf raff' ich mich von meinem Fall,
Bin stark, bin neu geboren;
Ich rufe mit dem stärksten Schrei:
He! guter Landsmann! hier! herbei! —

„Wer da?" — Gut Freund! getrost heran,
Bin ein verirrter Reiter;
Weiß hier im Busch nicht Steg noch Bahn,
Und möchte gern noch weiter,
Nach B —, wo ich zu Hause bin,
Sag mir, wie weit ists noch dahin? —

„Drei Meilen gut, und ist schon spat!
Will wol zum Kristnachtsschmause?
Sieht er! vorhin zerbrach mir's Rad,
Komm' drum so spät nach Hause.
Er armer Narr! ihn friert wol sehr?
Nun, reit' er immer hinterher!" —

Hab' treffliche Musik gehört,
Mir war da wohl zu Muthe;
'S ist Gottes Gab' und lobenswerth,
Und hilft bei dickem Blute;
Doch wie mir war, als er so sprach:
Das geigt und singt mir Keiner nach.

Wir kamen glücklich durch den Wald,
Das Dorf lag gleich dahinter.
Des wackern Fuhrmanns Peitsche knallt
Am Thorweg; Weib und Kinder
Stehn, rufen: Vater! Vater! komm!
Bringst Kristkind mit? Sind Alle fromm. —

„Ist da ein Herr! Nimm, Hans, sein Pferd. —
(Nimmts Pferd ein wackrer Bube)
Wohlan! laßt sehn, was Gott beschert?
Hin in die warme Stube!
Trag', Mutter, auf! machs Tischtuch glatt!
Und, Herr, nun ess' er auch sich satt!" —

Ein Liebesmahl, kein König kann
Solch einen Schmaus mir geben.
Bald ging nun auch das Schwatzen an
Von Stadt- und Landmannsleben.
Mir schmeckten Wurst und Sauerkraut,
Als säß' ich neben einer Braut.

Gebt Acht, nun bin ich bald am End'.
Die Mutter schleicht bei Seite.
Im Hui! ein großer Wachsbaum brennt!
Freut euch, ihr Kristenleute!
Die Kinder taumeln sich drum 'rum —
Hätt' ichs gemahlt, viel gäb' ich drum.

Drauf Weib und Kind zu Bette gehn;
Er will ein Pfeifchen schmauchen. —
„Ich möchte doch den Weg versehn;
Werd' einen Führer brauchen.
Reit't mit nach B, — mein lieber Mann!
Ihr sollt da gut zu leben ha'n." —

'S ist morgen Kirchtag. Nein, mein Knecht
Wird ihm's Geleite geben.
„Was bin ich schuldig?" — Herr, ihr sprecht
Kurjos, bei meinem Leben!
Wiegt ihr Gefälligkeit aufs Loth?
Was schuldig? Ein: Bezahl's euch Gott!

„Da, meine Hand, du Ehrenmann!
Und Druck, aus Herzensgrunde.
Dir lohne Der, der lohnen kann,
Mit mancher Freudenstunde.
Mein Dank auf immer dein! Wohlan!
So schlaf denn wohl, du guter Mann." —

Für mich kein Schlaf. Gewacht, geträumt,
Und 'naus in'n Stall zum Schimmel.
Der Knecht sich seine Stute zäumt;
Wir fort bei grauem Himmel
In scharfem Trott. Die Heide lag
Schon hinter uns, da kam der Tag.

Kein Morgenstück! — Bist tausendmahl,
Aurora, schon besungen.
Schau hin! Prospekt hinab ins Thal
Durch grüne Dämmerungen.
Hier schon der Teich — fort, Schimmel! fort!
Das Wohnhaus! Mutters Fenster dort!

Hinab vom Pferd, den Hof hinein,
Geduckt wie Diebsgesellen.
Die Magd sieht aus, fängt an zu schrein,
Und Tiras an zu bellen;
Und Mutter 'raus, mir an den Hals,
Der alte Vater ebenfalls.

Göckingk.

Sämmtliche

Kinder- und Jugendschriften

von

Joachim Heinrich Campe.

Vierte Gesammtausgabe der letzten Hand.

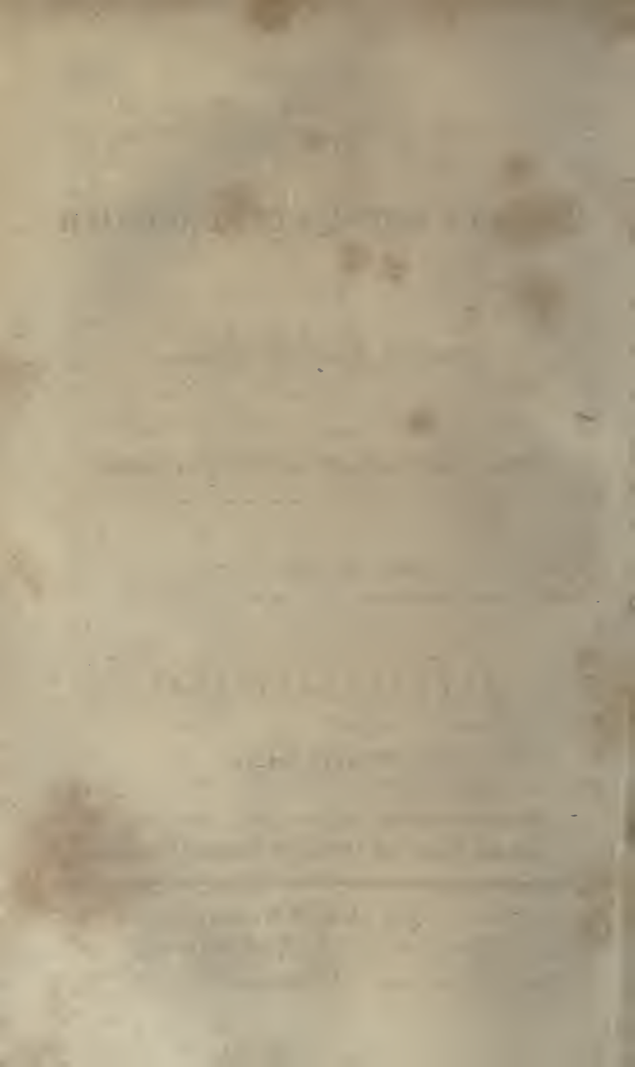
Fünftes Bändchen.

Kinderbibliothek.

Vierter Theil.

In der Reihe die vierzehnte Original-Auflage.

Braunschweig,
Verlag der Schulbuchhandlung.
1831.



Inhalt.

Seite.

Warum man sparsam sein muß?

Sophie.

Du willst ausgehen, liebe Mutter? O wohin?

Mutter.

Ich habe mancherlei nöthig, liebe Sophie, das will ich einkaufen.

Sophie.

Warum thust du das selbst, Mutter? Kannst du nicht die Köchinn oder Lenen hinschicken?

Mutter.

Das könnte ich wol, liebes Mädchen, aber dann müßte ich es mir auch gefallen lassen, vielleicht mehr Geld für die Waaren zu geben, als sie werth sind, weil weder die Köchinn noch Lene gehörige Kenntniß davon haben.

Sophie.

Das ist wol wahr, liebe Mutter; vorgestern kaufte die Köchinn sich Leinwand zu Hemden, wofür sie 4 gr. gab, die viel, viel gröber ist, als die Russische Leinwand, die du neulich für 2 gr. 5 pf. kauftest. Aber du könntest ja die Kaufleute hierher kommen lassen, das wäre doch weit bequemer.

Mutter.

Das würde mir freilich den Weg ersparen, aber auch zugleich den Vortheil rauben, den ich habe, wenn ich in ihre Läden selbst gehe.

Sophie.

Was ist das für ein Vortheil, Mutter?

Mutter.

Der, liebes Kind, daß ich unter einer großen Menge Waaren wählen kann, was mir gefällt; hingegen ist meine Wahl bei einem kleinen Packen, den der Kaufmann mir ins Haus bringt, viel beschränkter.

Sophie.

Weißt du, was ich wünsche, liebe Mutter?

Mutter.

Was denn, mein Kind?

Sophie.

Daß du mich mitnehmest, damit ich auch einkaufen lerne.

Mutter.

Unsre Wünsche begegnen sich. Ich hatte es schon beschlossen, daß du nicht allein heute, sondern auch künftig immer mich begleiten sollest, um den Preis und die Güte der Waaren kennen zu lernen, welches für eine Hausfrau von außerordentlichem Nutzen ist. Durch diese genaue Kenntniß der Waaren können wir unsern Männern viel Geld ersparen, daß uns doppelt angenehm sein muß, weil wir an dem eigentlichen Erwerbe, nach der einmahl eingeführten Ordnung, selten Antheil haben können. Nimm nun geschwind deinen Mantel um; wir wollen gleich gehen.

Sophie.

Ich bin gleich wieder hier, liebe Mutter.

(läuft freudig fort.)

Sophie (in einem Laden).

O liebe Mutter, sieh einmahl das schöne Rosenband; soll ich mir wol einen Besatz davon kaufen?

Mutter.

Wenn er dir nöthig ist, und du von deinem Monatsgelde noch so viel übrig hast, so bin ich es wol zufrieden.

Sophie.

Ach! und die neuen Schnallen! darf ich die nicht auch kaufen, liebe Mutter?

Mutter.

Was ich beim Bande gesagt habe, gilt auch von den Schnallen.

Sophie.

O bitte, bitte, liebe Mutter; sieh einmahl das schöne rothe Tuch mit dem gemahlten Rande! Sind die Blumen nicht so natürlich, daß man sie abpflücken möchte? Und würde es nicht herrlich zu dem Bande passen, das ich eben gekauft habe?

Mutter.

Das würde es. Aber, liebe Sophie, ich glaube, daß du es entbehren kannst; dein weißes Tuch, das sich zu allen Farben schickt, und das noch neu ist, wirst du recht gut zu dem rothen Bande tragen können. Und überdas fürchte ich, würde die Ausgabe dafür deinen Beutel, in den nur erst in fünf Tagen wieder etwas kommt, ganz ausleeren.

Sophie.

Das Tuch ist doch aber gar zu schön; o ich möchte es so gern haben! und, liebe Mutter, in fünf Tagen kann ja eben nichts vorfallen, wozu ich Geld gebrauche; nicht wahr, liebe Mutter?

Mutter.

Doch, Sophie, doch! Oft in noch viel kürzerer Zeit. Aber es sei darum; kaufe es, weil du es für so unentbehrlich hältst. Vergiß aber nicht, was ich dir so eben gesagt habe.

(Sophie bringt die gekauften Sachen im Triumph zu Hause, und zeigt sie, noch ganz vor Freude außer sich, ihrer Freundinn Lotte, die sie eben zum Besuche bei sich vorfindet.)

Lotte.

Hast du etwa gleich das Nesseltuch zu der Schürze mit gekauft, die du deiner Mutter zum Geburtstage sticken willst? O liebe Sophie, wenn du's noch nicht hast, so nimm doch von diesem hier, das ich für meine Mutter sticke, damit unsere lieben Mütter einerlei Schürzen haben; das würde sie einmahl freuen!

Sophie.

Ach, liebe beste Lotte, das Nesseltuch habe ich in dem Augenblicke, da mir das Tuch, die Schnallen und das Band so gut gefielen, ganz vergessen. Was soll ich nun anfangen? Ach! nun kann ich meiner Mutter nichts zu ihrem Geburtstage schenken, der schon den zweiten des künftigen Monats ist! Ich habe alle mein Geld ausgegeben, und leihen darf ich nichts; das haben Vater und Mutter ein für allemahl mir untersagt. O! ich unbesonnene Thörinn!

(Indem sie die letzten Worte ausspricht, kommt die Köchinn ganz außer Athem hereingelaufen.)

Die Köchinn.

O liebe, liebe Mamsells, erbarmen sie sich doch einer armen Frau, die unten in der Küche ist, und die ihren sieben Kindern schon seit gestern Mittag nichts mehr hat zu essen geben können! Wir Bediente haben zwar schon einige Groschen zusammengelegt, aber das ist doch nicht viel; denn sie hat bei dieser erschrecklichen Kälte auch kein Holz, und dazu, o ich bitte sie, dazu geben sie doch etwas von ihrem Taschengelde her; sie können das Geld gewiß nie nützlicher anwenden! Madam ist ausgegangen, sonst würde ichs der sagen, und die gäbe mir gewiß zu einem ganzen Viertel Holz, damit acht Menschen nicht todt frieren dürften.

Sophie wird blutroth, sieht Lotten an, und fängt bitterlich an zu weinen.

Lotte, sehr gerührt, zieht ihre Börse heraus und giebt der Köchinn das verlangte Geld. Die hat es kaum der armen Frau überbracht, als diese mit Freudenthränen ins Zimmer stürzt, vor Sophien niederfällt, und ihre Hand küssen will, aber nicht sprechen kann.

Dies bringt Sophien vollends außer sich.

Ich bin es nicht, liebe Frau, der sie Dank schuldig ist. Dies ist ihre Wohlthäterinn (auf Lotten zeigend); meine Thorheiten haben mich verhindert, dasselbe Glück zu genießen. Aber da, (indem sie eilends ihren noch ausgebreiteten Einkauf zusammenrafft) da, nehme sie dies, verkaufe sie's, so gut sie kann, und kaufe sie ihren armen Kindern Brot dafür.

Indem sie der armen Frau, die sich weigert, die Sachen anzunehmen, sie mit Gewalt aufdringt — kommt ihre Mutter zu Haus. Wie Sophie sie ansichtig wird, fliegt sie auf sie zu, und verbirgt mit vielem Schluchzen ihr Angesicht in ihrem Busen. Lotte muß der erstaunenden Mutter Alles erklären.

Mutter.

Nun, Sophie, hatte ich nicht Recht, wenn ich dir rieth, nichts Ueberflüssiges zu kaufen, und dein Geld hübsch zusammen zu halten.

Sophie.

O ja, liebe beste Mutter, du hattest nur zu sehr Recht! Vergieb, o! vergieb mir nur diesmahl meine Unbesonnenheit! Niemahls sollst du mich wieder so leichtsinnig finden.

Mutter.

Gott gebe, daß du Wort halten mögest!

Elise Reimarus.

Minna.

Der Frühling war gekommen. Schön,
Wie dünner Rosenflor, umfloß,
Im frischen Morgenroth gefärbt,
Ein Nebel sanft das Birkenthal;
Da saß am blühenden Gebüsch
Die fromme Minna, sah die Zweig'
Im schönen Morgennebel sich
So lieblich neigen; und von fern
Stieg aus bethauter Rockensaat
Die frohe Lerche jubelnd auf;
Und leise, leise lispelte
Das Wasser durch die Fluten hin,
Zu tränken den erstorbnen Klee.

Das süße Lied der Nachtigall
Floß ihr im sanften, kühlen Wehn
Nur selten, aber himmlisch=süß,
Vom weißen Schlehenbusch herab.
Die Wiesenblumen nickten ihr
Den stillsten Gutenmorgen zu.

Die Wonne drang mit süßer Macht
In Minna's Engelsseel', und goß
Sich jetzt in frommen Seufzern aus.
Sie faltete mit: Gott! o Gott!
Die kleinen, weißen Händ', und ach!
Ihr Blick, voll schöner Andacht, stieg
Zum rothgestreiften Himmel auf.

Ja! es ist wahr, rief sie, was oft
Mein guter Vater mir gesagt:

Es ist ein Gott, der Alles hier
Um mich herum so reizend schuf.

Und hell und immer heller blüht'
In ihrem rosigen Gesicht
Die stille Seelenandacht auf.
Und schön und immer schöner schwamm
Die fromme Thrän' um ihren Blick,
Wie Thau auf Morgenveilchen bebt.

Wenn Gott schon diese Welt, so fuhr
Der kleine sanfte Engel fort,
So wunderherrlich ausgeschmückt,
Wie unbeschreiblich schön muß es
Bei diesem Gott im Himmel sein!
O, gieb, du guter Gott, daß ich
Zu einem Engel reif', und einst
Aus dieser schönen Frühlingswelt
In jene schönre komme, wo
Mein Mütterchen schon lange wohnt,
Die, ach, in diesem Augenblick
Vielleicht an ihre Minna denkt.

Jetzt trat ihr Vater, welcher sie
Still hinter einem Schlehenbusch
Belauscht, hervor, und hielt in ihr
Sein ganzes Vaterglück im Arm;
Umschlungen hielt er sie so dicht,
Wie sich die Reb' ums Gitter schlingt;
Und eine Thräne zitterte
Von seiner grauen Wimper still
Auf Minna's rothe Wang' herab;
Und sie verbarg ihr schön Gesicht
Errötheud in sein Silberhaar.

Kind, sprach er, frömmer hast du nie
Zu Gott gebetet; und dein Gott
Erhöret dein Gebet gewiß.
Wann du als Engel wirst dereinst
Um deine Mutter schweben, dann,
Dann segne diesen Tag noch, Kind!

Das geduldige Schaf.

Ein Schäfchen war so niedlich,
Der holden Unschuld gleich:
Es war so sanft, so friedlich,
Das Fellchen seidenweich.

Des Pächters wilder Bube
Nahm, weil es ihm gefiel,
Es zu sich in die Stube,
Und trieb damit sein Spiel.

Doch, bald des Spielens müde,
Fand er es nicht mehr schön;
Da ließ er es in Friede
Zu seinem Hirten gehn.

Und als es bei der Herde
Nun aufgenommen ward,
So fand es die Beschwerde
Von mancher Art nicht hart.

Es schien sich vor dem Scheren,
Wie andre, nicht zu scheun;
Denn frühe Leiden lehren
Einmahl geduldig sein.

In deiner Jugend übe
Geduld! Sie thut einst gut;
Vergilt mit sanfter Liebe,
Wenn man dir Unrecht thut!

Morgenlied eines Bauermanns.

Marsch auf, lieb Weibchen, Kind und Hund!
Es kräht schon unser Hahn;
Die Morgenstund trägt Gold im Mund;
Drum flugs euch angethan!

Laut meckert schon der Zottelbart,
So oft der Haushahn kräht,
Und Hämmlein, Lämmlein, kraus und zart,
Schon auf die Weide geht.

Das Lerchlein singt schon auf der Heid'
Im güldnen Morgenschein;
Und ihr — wie schläfrig ihr noch seid!
Schämt euch ins Herz hinein!

Ach Gott, wie warm die Sonn' aufgeht!
Wie labt sich das Gemüth!
O, wie so frisch der Garten steht,
Und Kraut und Blümlein blüht!

Wir wollen nun von Herzen gern
Auf zu der Arbeit stehn,
Und nicht, wie unsre großen Herrn,
Vom Bett zu Tische gehn.

Nach seiner Art zieht Jedes nun
Zu seinem Tagwerk aus,
Der Adler, wie das Haselhuhn.
Der Löwe, wie die Maus.

Drum laßt hinaus ins Feld uns ziehn;
Frisch, Kinder, frisch heran!
Damit die Ameis' und die Bien'
Uns nicht beschämen kann.

Und du, im Himmel, sieh herab
Auf uns und unser Feld,
Und wende Flut und Hagel ab!
Du bist ja Herr der Welt.

Und kommen wir beim Abendroth
Dann heim in Müh' und Schweiß,
So segne, lieber guter Gott!
Auch unsern Topf voll Reiß!

Der Schooßhund.

Stets blieb der Schooßhund, Milord, mager,
So sehr das Fräulein ihn auch pflag,
So mühsam man ihm auch das Lager
Bepolsterte, auf dem er lag.
Er durfte mit zu Tische sitzen,
Und mancher Stuhl war ihm zu hart;
Doch konnt' er niemahls sehn, daß Spitzen,
Dem Haushund, Brot gegeben ward.
Erschrecklich fing er an zu knurren:
Zu Berge sträubte sich sein Haar!

Er ließ nicht eher nach mit Murren,
Eh' Spitz nicht aus der Stube war;
Als ob dem Armen nichts gebühre.
Spitz trug das Alles. Nur ein Wort,
Ein Wink nur nach der Stubenthüre,
Und Spitz geht, mir nichts dir nichts, fort.
Was hat nun der für seine Treue?
Sein Lager ist kein weiches Bett;
Zufrieden liegt er auf der Streue,
Bewacht das Haus, wird dick und fett.
Trotz, daß ihn Leckerbissen nährten,
Wer dennoch Milords Lebenslauf
Sehr traurig; Neid und Mißgunst zehrten
Ihn bei lebend'gem Leibe auf.
Sein Blut fing schäumend an zu kochen;
Er fuhr vom weichsten seidnen Schooß,
Erblickt' er Spitzen bei dem Knochen,
Den er verschmäht, auf Spitzen los.
Umsonst, daß ihn das Fräulein streichelt,
Des Hausgesindes ganzes Chor
Ihm, um des Fräuleins willen, schmeichelt!
Denn elend blieb er nach wie vor!
Was half ihm nun, bei seinem Neide,
Sein Glück? Nie hat es ihn ergetzt;
Und ohne Ruh' und ohne Freude,
Starb er höchst mißvergnügt zuletzt,
Daß er das Spitzen lassen mußte,
Was er, mit einem fröhlichen
Gemüth, nicht zu genießen wußte.
So lohnt der Neid den Neidenden.

Das Laster straft sich schon hienieden.
Der Neider sei ein Beispiel; gebt

Ihm Königreich', ob er zufrieden,
Beim mäß'gen Glücke Andrer, lebt?

Ein leichtes und sicheres Mittel, mit jedem Tage besser und glücklicher zu werden.

Nicht wahr, meine lieben kleinen Leser, ihr wünschet Alle mit jedem Tage besser zu werden, weil euch Allen wohl bekannt ist, daß man dann auch mit jedem Tage glücklicher wird? Aber ihr wißt nur noch nicht recht, wie ihr das anzufangen habt?

Wollt ihr meinen Rath hierüber hören, und wollt ihr ihn auch befolgen, — so will ich ihn euch gern mittheilen.

Seht, liebe Kinder, wenn man von ganzem Herzen gut und glücklich werden will, so wird vornehmlich dazu erfodert, daß man immer recht aufmerksam sei, sowol auf sich selbst, als auch auf andere Menschen, und überhaupt auf Alles, was man sieht und hört rund um sich her.

Ich will euch etwas deutlicher sagen, was ich damit meine.

Man ist aufmerksam auf sich selbst, wenn man sich oft selbst fragt: war das auch recht, was du jetzt dachtest? war das auch vernünftig, was du jetzt wünschtest? war das auch gut und recht gehandelt, was du jetzt thatest? und wenn man über diese Fragen so lange nachdenket, bis man weiß, was man selbst darauf antworten müsse.

Man ist aufmerksam auf andere Menschen, wenn man sich bemüht, irgend etwas an ihnen wahrzu-

nehmen, was gut und löblich ist, und was verdient, daß wir es nachzuahmen suchen.

Man ist endlich aufmerksam auf die Dinge um sich her, wenn man alle seine Sinne gebraucht, um sie so genau kennen zu lernen, als nur immer möglich ist.

Seht, Kinder, eine solche beständige Aufmerksamkeit auf sich selbst, auf andere Menschen und auf die Dinge um uns her, macht uns gewiß alle Tage verständiger und besser, und also auch gewiß alle Tage zufriedener und glücklicher.

Aber ich weiß schon, wie es mit euch geht; wenn ihr euch auch noch so fest vornehmt, etwas zu thun, so habt ihr es morgen gemeiniglich schon wieder vergessen.

Wenn ihr also auch, indem ihr dieses leset, den festen Vorsatz fasset, diejenige Aufmerksamkeit, die ich euch jetzt empfohlen habe, künftig bei allen Dingen anzuwenden, so besorge ich doch, daß ihr diesen guten Vorsatz bald wieder aus der Acht lassen werdet.

Aber ich weiß auch, wie ihr es machen müsset, um das nicht zu thun; und dieses Mittel will ich euch jetzt lehren.

Es war einmahl ein Vater, der hatte zwei Kinder. Da er nun wünschte, daß diese Kinder keinen Tag umsonst leben, sondern jeden Tag etwas zulernen und irgend etwas Gutes mehr annehmen möchten, so nahm er folgende Abrede mit ihnen.

Kinder, sagte er, künftig sollt ihr alle Abend vor oder nach dem Abendessen auf meine Stube kommen.

Was sollen wir denn da machen? antworteten die Kinder.

Da sollt ihr mir, fuhr der Vater fort, allemahl fünf Fragen beantworten, die ich Jedem von euch vorlegen werde.

Was sollen denn das für Fragen sein? erwiederten die Kinder.

Diese, sagte der Vater; erstens will ich euch fragen: was habt ihr heute in euren Freistunden bemerkt, was ihr vorher entweder gar nicht, oder noch nicht recht kanntet? dann: was habt ihr heute in euren Schulstunden zugelernt, was ihr gestern noch nicht wußtet? dann: habt ihr heute irgend etwas gedacht oder gethan, wovon euer Herz euch nachher sagte, daß es nicht recht wäre? dann: habt ihr heute irgend etwas gedacht oder gethan, was euch noch jetzt, indem ihr daran zurückdenkt, Freude macht? und endlich: habt ihr heute in den Reden und Handlungen anderer Menschen irgend etwas Gutes bemerkt, das euch gefiel, und das ihr nachzuahmen wünschtet?

Warum sollen wir denn auf diese Fragen antworten? fragten die Kinder.

Das sollt ihr künftig einmahl erfahren, antwortete der Vater; jetzt wird es euch genug sein, wenn ich euch bloß sage, daß ihr mir durch die Beantwortung derselben alle Abende recht große Freude machen werdet.

Nun gut, sagten die Kinder, das wollen wir denn gern thun.

Gegen Abend kamen sie von selbst zum Vater, und baten, daß er sie nun fragen möchte.

Als nun der Vater hierauf fragte: nun, liebe Kinder, was habt ihr denn in euren Freistunden heute bemerkt? da hatte der Eine noch mehr als der Andre zu erzählen.

Henriette sagte: ich habe gesehn, wie man große Bohnen einmacht, um sie den ganzen Winter hindurch so frisch zu erhalten, als wenn sie eben erst aus dem Garten geholt wären; und nun erzählte sie umständlich Alles, was man damit vornehmen müsse.

Karl sagte: Ich habe bemerkt, was die Beulen bedeuten, welche die Kühe auf dem Rücken haben; und nun erzählte er, er habe an einer solchen Beule gedrückt, und da sei auf einmahl eine große, dicke Made herausgekommen; und da habe man ihm gesagt, eine gewisse Fliege bohre den Kühen ein Loch ins Fell, lege ihr Ei da hinein, und daraus würden denn die großen Maden, die da unterm Felle so lange liegen blieben, bis die Zeit käme, daß sie sich auch in Fliegen verwandeln sollten.

Auf die Frage: was sie heute in den Lehrstunden gelernt hätten, wußten sie wol zehnerlei zu antworten.

Als nun hierauf der Vater weiter fragte: ob sie heute irgend etwas gedacht oder gethan hätten, was sie jetzt bereuten? antwortete Karl nach einigem Nachdenken:

Ich sah heute den Pfirsichbaum unsers Nachbars, der so viele schöne, große Pfirsichen trägt. Da dachte ich: ich wollte, daß der Baum unser wäre! Und das war doch nicht recht, weil man nicht begehren muß, was einem Andern gehört.

Henriette sagte:

Ich hatte heute an meiner Näherei etwas nicht recht gemacht; da zeigte mir Mutter, daß das nichts taugte, und da machte ich ein verdrießliches Gesicht. Das war doch auch gar nicht hübsch von mir!

Das war es freilich nicht, antwortete der Vater, und du mußt dich sorgfältig hüten, daß dir das nicht noch einmahl widerfahre. Wenn man Lust hat, vollkommner zu werden, so muß man jede Zurechtweisung gern und mit Dank annehmen.

Nun, fügte er hinzu, was habt ihr denn heute gedacht oder gethan, was euch jetzt noch Freude macht.

Aber die Kinder schlugen erröthend die Augen nieder, und erwiederten:

O, lieber Vater, das können wir doch unmöglich sagen! Das wäre ja, als wenn wir uns selbst loben wollten.

Nicht doch, ihr Lieben! antwortete der Vater. Wenn ihr mir etwas saget, so ist das eben so, als wenn ihr es nur dächtet, oder zu euch selbst sagtet. Nun darf man ja gar wohl bei sich selbst denken: Dies oder Jenes habe ich heute recht gemacht. Also dürft ihr das in meiner Gegenwart auch gar wohl sagen. Von Loben soll daher gar nicht die Rede sein; ihr sollts nur deßwegen sagen, damit ich mit euch mich freuen möge, daß ihr eure Pflicht gethan habt. Nun?

Nun, sagte Karl, ich habe heute alle meine Sachen in Ordnung gebracht, und mir vorgenommen, sie nie wieder in Unordnung kommen zu lassen.

Das ist gut, antwortete der Vater; und du, Henriette?

Henriette antwortete: und ich habe mir heute vorgenommen, nie wieder ein verdrießliches Gesicht zu machen, wenn man mir sagt, daß ich was nicht recht gemacht habe.

Auch recht gut, sagte der Vater; und Gott helfe euch, daß ihr Beide das immer in Erfüllung bringen möget!

Nun, fügte er hinzu, was habt ihr denn heute an andern Menschen Gutes bemerkt, was ihr nachzuahmen begehrt?

Ich, antwortete Henriette, habe heute von einer armen Tagelöhnerfrau etwas gehört, was mir sehr gefallen hat.

Und was denn? fragte der Vater.

Die arme W** sche, fuhr Henriette fort, die uns heute unsern Flachs ausziehen half, wurde gefràgt, was

die andere Frau, die mit ihr in einem Hause wohnt, denn immer machte? Ob sie etwa zu Hause spinne? — Nein, antwortete sie. Ob sie denn stricke? Nein, sagte sie wieder. Ob sie denn gar nichts thue? O, sagte hierauf die gute Frau, darum müßt ihr mich nicht fragen. I, warum denn nicht? fragte unsre Anne. Deßwegen, sagte sie, weil ich über andere Leute nicht reden mag; ich bekümmere mich nur um mich selbst. War das nicht gut von ihr gesagt, Vater?

Recht sehr gut, antwortete der Vater; denn wenn man von andern Leuten nichts Gutes zu sagen weiß, so ist es am besten, daß man gar nichts von ihnen sagt. Dafür soll die W**sche auch immer zuerst gerufen werden, so oft es wieder etwas bei uns zu verdienen giebt. Erinnert mich daran. — Und du, Karl?

O, ich habe auch etwas recht Schönes bemerkt!

Und was denn? fragte der Vater.

Unsere liebe Mutter ließ heute den Arbeitsleuten, die an unserm Graben arbeiten, sagen, wenn sie Feierabend gemacht hätten, so möchten sie noch auf ein halbes Stündchen in den Garten kommen, um ein paar Beete umzugraben?

Nun, sie kamen doch?

O ja; und da waren sie so fleißig darüber her, daß Jeder von ihnen noch drei große Beete umgrub.

Das war brav.

O, das ist noch nicht Alles! Da sie jetzt fertig waren, wollte die Mutter Jedem ein Trinkgeld geben; aber sie traten Alle zurück und sagten: Nein! wir nehmen nichts.

I, warum denn nicht? fragte die Mutter.

O, antworteten sie wieder, das wäre ja wol recht unartig von uns, wenn wir uns für so eine Kleinigkeit

erst noch wollten bezahlen lassen. Der Herr läßt uns diesen Sommer so viel verdienen, und schenkt uns so manchmahl eine Flasche Brantwein bei unserer Arbeit; und nun sollten wir uns für einen so kleinen Dienst noch bezahlen lassen?

Nicht wahr, Vater, das war doch auch recht schön von diesen Leuten?

Allerdings! antwortete der Vater; und das soll ihnen auch nicht unvergolten bleiben.

Seht, liebe junge Leser, auf eine ähnliche Weise beantworteten diese Kinder alle Abende die fünf Fragen ihres Vaters; und wißt ihr, was die Folge davon war? Sie wurden nach und nach gewohnt, auf sich selbst und auf Alles, was sie sahen und hörten, die größte Aufmerksamkeit zu wenden, weil sie immer begierig waren, etwas anzumerken, was sie des Abends ihrem Vater wieder erzählen konnten.

Dadurch wuchsen sie aber auch zusehends an Verstand und an jedem Guten; so daß ihre Aeltern und Alle, die sie kannten, recht große Freude an ihnen hatten.

Wollt ihr es nun eben so gut haben, so bittet eure guten Aeltern, oder euren Lehrer, daß sie es auch so mit euch machen. Dann sollt ihr einmahl sehen, wie geschwind auch ihr an jedem Guten wachsen, und wie glücklich ihr dann sein werdet.

Seht, liebe Kinder, dies war es, was ich euch zu rathen hatte; werdet ihr diesen Rath nun auch zu befolgen suchen?

Elise Reimarus.

Die Fürsten.

Die großen Fürsten dieser Erden,
Was wollen sie denn Größers werden?
Sie haben ja der Länder g'nung,
Und goldnes Kleid, und goldnen Prunk.

Und Last und Arbeit auch mit Haufen;
Und werden mächtig angelaufen;
Und denken für der Leute Wohl
Sich ihren Kopf so voll, so voll!

Und haben doch an all' der Plage
Nicht satt, und sinnen Tag' auf Tage,
Ob nicht noch mehr zu haben sei
Von schwerer Müh' und Sklaverei.

Ich kann es nimmermehr ergründen,
Was Fürsten am Erobern finden.
Mit jedem Schritte wächst die Pflicht,
Und die Belohnung wächst so nicht.

Drei Vögel hab' ich zu versorgen,
Die kosten oft den halben Morgen;
Wenn nun der Vögel wären zehn,
Könnt' ich wol aus der Stelle gehn?

Und wenns noch solchen Fürsten würde
Wie mir mit meiner Vogelbürde!
Ich habe Lieb' und Dank dafür;
Und was, ihr Fürsten, habt denn ihr?

Overbeck.

Der gestäupte Thierquäler.

Zu Abo, in Finnland, wurde vor einigen Jahren ein Hund übergefahren, und kroch sterbend bis an die Thür eines Lederhändlers.

Der funfzehnjährige Sohn dieses Mannes, ein unbarmherziger Bube, hatte die Grausamkeit, dieses winselnde Mitgeschöpf zuerst mit Steinen zu werfen, und es dann mit einem vollen Topfe siedenden Wassers zu begießen.

Glücklicherweise sah diese entsetzliche Unmenschlichkeit ein gegenüber wohnender Rathsherr. Dieser trug am nächsten Tage die Sache im Rathe vor; seine Amtsbrüder schauderten bei der Erzählung, und es wurde einmüthig beschlossen, den Unmenschen vorzufodern und gefangen zu setzen.

Es geschah; und nach reifer Erwägung des Verbrechens, wurde an einem Markttage, vor vieler Menschen Augen, zu folgender Strafe geschritten.

Ein Büttel entkleidete den Oberleib des Unmenschen, schloß ihn hierauf an den Schandpfahl, und las ihm folgendes Urtheil vor:

Weil du, junger Unmensch! einem der Geschöpfe deines Schöpfers, da es in seiner Todesstunde winselnd dich um Hülfe anflehete, nicht nur keinen Beistand geleistet, sondern sogar mit frevelnder Hand die Schmerzen des sterbenden Thieres vervielfältiget, und es mit vermehrter Qual getödtet hast: so soll dir nun dein verdienter Name an die Brust geheftet, und du sollst dann mit funfzig Geißelhieben gestraft werden.

Er hing ihm hierauf ein schwarzes Blech an die

Brust, worauf mit großen weißen Buchstaben die Worte standen: „Blutdürstiger Unmensch!"

Ein zweiter Büttel zählte ihm hierauf mit einer geflochtenen Drahtpeitsche fünf und zwanzig Hiebe zu, worauf der erste ihm wieder Folgendes vorlas:

Hier, junger Unmensch, fühle nur etwas von den Schmerzen, womit du dein Mitgeschöpf in seiner Sterbestunde quältest; und wenn du einst in deiner eigenen Todesstunde Barmherzigkeit von dem Herrn aller Geschöpfe erflehen willst, so werde menschlicher!

Dann gab der zweite Büttel ihm noch die rückständigen fünf und zwanzig Hiebe, alles Winselns ungeachtet, wodurch der Unmensch Erbarmen von seinen Richtern zu erflehen suchte.

Diese Strafe der Unmenschlichkeit gegen den treuesten Gesellschafter der Menschen, den dankbaren Hund, hatte den besten Erfolg, indem sie ähnlichen Versündigungen gegen Mitgeschöpfe ein Ende machte.

Denn im Sommer pflegten die Finnischen Buben lebendige junge Sperlinge anzunageln, und mit Armbrüsten oder Blaseröhren danach zu schießen. Andere spießten Frösche auf, und hatten ihre unmenschliche Freude an dem Zappeln der armen Thiere. Andere begingen noch andere Grausamkeiten.

Das Alles unterblieb nun.

Denn jetzt fingen sie an, die große Wahrheit zu erkennen: Wer Mitleid fühlt, dem wird Erbarmen widerfahren von Dem, der sich Aller erbarmt!

Und nun fingen sie auch an, zu begreifen, daß es ein Kennzeichen eines wahren Gottesverehrers ist, sich auch der Thiere zu erbarmen.

Möchten doch alle andere junge Leute in allen andern Ländern zu eben dieser Erkenntniß gelangen!

Man sagt, es gebe in Deutschland Kinder, welche Vergnügen daran finden, einem Käfer einen Zwirnsfaden um das Bein zu binden, und ihn dann ohne Unterlaß herumzuschwingen, bis etwa das Bein ausreiße, oder das gequälte Thier den Geist aufgebe.

Sollten solche Kinder durch sanfte Erinnerungen sich nicht wollen bessern lassen, so würde man eine sinnlichere Ueberzeugungsart anwenden müssen, indem man ihnen einen Bindfaden fest um den Finger schnürte, und sie so lange hin- und herzerrte, bis sie geständen, daß sie diesen Schmerz durch Unbarmherzigkeit gegen Käfer tausendfältig verdient hätten. E.

Das gute Rosenmädchen.

Es war der schönste Mondenschein,
Und Hannchen saß, vom Hauche
Des Mai's umlispelt, ganz allein
Am grünen Fliederstrauche;
Da ruhte sie, von ihrem Fleiß,
Oft unter dem Geschlängel
Der schönen Zweige, hell und weiß
Umleuchtet, wie ein Engel.

Da wimmert was vom Zaune her;
Sie sieht es dunkel schimmern.
Gott! denkt das gute Hannchen, wer
Mag da so kläglich wimmern?
Es kommt. Ein alter armer Mann
Hängt da an seinen Krücken.
Wer seid ihr? fragt ihn Hannchen; kann
Ich euch womit erquicken?

Dir sei's, hob die Erscheinung an,
Wer du auch bist, geklaget:
Ich bin ein alter armer Mann,
Den Durst und Hunger plaget.
Mein Sohn war ein Soldat, der mir
Mein Bißchen Brot erworben;
Ihn prügelte sein Offizier,
Davon ist er gestorben.

Der gute Hans! Gott weiß, er war
Kein liederlicher Bube.
Dies Unglück bringt mein graues Haar
Mit Schmerzen in die Grube.
Sieh, Kind! so häng' ich, krank und schwach,
In diesen Lumpen; Keiner
Verschafft mir Brot und Dach und Fach;
Kein Mensch erbarmt sich meiner.

Mein Hüttchen mußt' ich, weil die Pacht
Dazu mir fehlte, räumen;
Halb nackend lieg' ich manche Nacht
Seitdem frei unter Bäumen,
Und bitte, weil ich nichts als Noth
Hinfort zu hoffen habe,
Den lieben Gott um meinen Tod,
Um Ruh' im stillen Grabe. —

Ach süßes Mitleid, fromm und weich!
Schwimmt hell in Hannchens Blicken:
Kommt mit mir, spricht sie, ich will euch,
So gut ich kann, erquicken! —

Das willst du? sprach der Arme, ach!
Du willst dich mein erbarmen? —
Hier ist mein Arm! ihr seid zu schwach,
Ich diene gern dem Armen.

Mein Vater nimmt sich eurer an,
Wenn ich darum ihn bitte. —
Und so führt sie den armen Mann
An ihrem Arm zur Hütte,
Und macht ein Lager ihm, so gut
Es möglich war: Und morgen,
Spricht Hannchen, habt ihr ausgeruht,
So will ich weiter sorgen.

Nun, gute Nacht! — Sie geht zur Ruh,
Am Schlummer sich zu laben.
Froh schließt sie ihre Augen zu,
So wohlgethan zu haben.
Kaum schaut, nach einer süßen Nacht,
Der Tag vom Himmel nieder
Auf Hannchens Fenster, so erwacht
Das gute Mädchen wieder.

Und fröhlich eilet sie, mit Brot
Und Milch, zu ihrem Alten;
Sie kommt und findet ihn — schon todt,
Die Hände fromm gefalten.
Gewiß hatt' er für Hannchen noch
Zu Gott zuletzt gebetet.
Ach! weinte sie, so hat ihn doch
Sein Elend schon getödtet!

Doch wohl ihm! er hat ausgequält! —
Mit nassem Angesichte
Geht sie zum Vater, und erzählt
Ihm weinend die Geschichte.
Der Vater, nur ein Bauersmann,
Drückt ihre Hand in seiner:
Wohl, Kind! Nimm dich des Elends an,
Denn keine Freud' ist reiner.

O, das Gefühl ist gar zu süß,
Wenn wohlgethan wir haben! —
So sprach der brave Mann, und ließ
Die Leiche drauf begraben.
Und Greis und Jüngling, Jeder blickt
Voll Freude nach der Wohnung,
Wo Hannchen sich verbirgt, und schickt
Ihr Kränze zur Belohnung.

Beim nächsten Rosenfeste drängt
Man sich zu Hannchens Hütte;
Beschämt tritt sie heraus, und hängt
Nun schwebend in der Mitte.
So fromm auch noch manch Mädchen war,
So ließ man doch nicht losen;
Schnell lacht in Hannchens blondem Haar
Der schöne Kranz von Rosen.

Im eignen Schmuck der Sittsamkeit,
Die auf der Stirn ihr thronte,
Mit Ruh' und mit Zufriedenheit
Ihr schönes Herz belohnte,

Stand sie so da. Ein Jeder meint
Er seh im Lilienkleide
Die Unschuld selbst; doch Hannchen weint,
Vor Scham und banger Freude.

Und Alles ruft mit Jubelschrei:
Kein Mädchen sei bewährter
In jeder Tugend; keines sei
Der Unschuldskrone werther!
Und Alles jauchzt; nur Hannchen schweigt
Beim frohsten Rundgesange;
Bei jedem Wort des Lobes steigt
Die Röthe ihrer Wange.

So würdig sie ihr Kränzchen trägt,
So würdig auch die Lieder
Des Volks ihr Opfer sind, sie schlägt
Im Tanz die Augen nieder.
Nachdem fand sie oft, ohne Spur
Von Wem? bekränzt ihr Rädchen;
Sprach man von ihr, so hieß sie nur:
Das gute Rosenmädchen!

Wahre Vaterlandsliebe.

Als die Oesterreicher im Jahre 1748 im Besitz von Genua waren, mußte dieser Freistaat große Summen aufbringen. Die Herren der Regierung versammelten sich daher, um hierüber zu rathschlagen.

Kurz vorher ging Herr Grillo, einer der vor-

nehmsten und reichsten Genueser, in das Rathhaus, und bestreute den Vorsaal mit Stricken.

Als er von den Rathsherren gefragt wurde, was diese sonderbare Handlung zu bedeuten habe? so gab er zur Antwort, daß das Volk durch die Kriegskosten schon ganz erschöpft sei, und es daher menschlicher scheine, ihm Stricke zu verschaffen, um sich zu hängen, als die armen Leute mit neuen Abgaben zu beladen, welche sie zur Verzweiflung bringen müßten.

Man gab ihm zur Antwort, das Geld müsse doch nun einmahl aufgebracht werden, und woher es anders kommen solle?

Woher es kommen soll? erwiederte jener; daher, wo es einzig allein zu finden ist: aus den Kisten der Reichen und Großen.

Nun ging er vom Rathhause, und kam mit einigen Bedienten zurück, welche die Summe von 500,000 Lire*) in Gold und Silber trugen.

Diese ließ er vor der Versammlung hinwerfen, und sagte: So schätze sich ein Jeder nach seinen Vermögensumständen, und die gefoderte Summe wird bald aufgebracht werden.

Man folgte seinem Beispiele: die Großen gaben freiwillige Beiträge, und retteten dadurch das gemeine Wesen.

Frühlingsgesang.

Der Frühling kommt wieder
Vom Himmel hernieder

---

*) Lira ist in Italien ungefähr so viel, als bei uns 7 Sgr.

Zum wartenden Thale.
Schon glänzt, in dem Strahle
Des Morgens, der Spiegel
Des Teichs, und am Hügel
Sucht, neben der Mutter,
Das Lämmchen sein Futter:
Und leis' und gelinde
Durchflattern die Winde
Die saatvollen Felder.
Im Schatten der Wälder
Verstummen nicht länger
Die lieblichen Sänger.
Wie schwärmende Träume,
Durchsegeln die Räume
Des Himmels die Schwalben,
Und grüßen die falben
Vergoldeten Wölkchen.
Du fröhliches Völkchen,
Dich möcht' ich beneiden!
O könnt' ich, vor Freuden,
Mit schwärmenden Vögeln
Die Wolken umsegeln!
Ich flöge der Sonne,
Mit jauchzender Wonne,
Auf rosigen Wegen
Frohlockend entgegen.
Dann schwäng' ich mich wieder
Zum Apfelbaum nieder
Auf Blüten, noch röther,
Als Wölkchen am Aether.

Wohin ich nur sehe,
Das Thal und die Höhe

Im Blumengeschmeide,
Ermuntert zur Freude.
Hier girret ein Täubchen!
Ein Nachtigallweibchen
Lockt dort in den Schatten
Den singenden Gatten.
Du Nachtigallweibchen!
Mir grünet ein Läubchen,
Das grünt unvergleichlich
Da lispelt so schmeichlich
Die Luft in dem Laube
Der früheren Traube!
Da horch' in dem Schatten
Die Lieder des Gatten;
Und theilet da Beide
Des Wonnemonds Freude;
Da sollt ihr mich lehren,
Den Schöpfer zu ehren,
Der Frühlinge schmücket,
Geschöpfe beglücket,
Und sanft um ihr Leben
Die Freude läßt schweben.

Overbeck.

Die Akademie der Wissenschaften.

Ein Spiel.

Ich weiß, meine jungen Freunde, wie einem Kinde zu Muthe ist. Denn ungeachtet ich jetzt sechs Fuß hoch bin, und schon eine hübsche Zahl von Jahren hinter mir habe, so war doch einmahl eine Zeit, da auch ich nicht größer und nicht älter war, als ihr jetzt seid.

Auch bin ich nachher immer mit Kindern umgegangen, habe mit ihnen gelernt, gearbeitet, gespielt und geschäkert; Alles zu seiner Zeit, versteht sich, und wie es sich gebührt.

Ich weiß daher, daß es Stunden giebt, in welchen wir Kinder — erlaubt mir immer, daß ich mich mit zu euch rechne! — nicht recht wissen, was wir mit unserer kleinen Person und mit unserer Zeit anfangen sollen.

Da ist z. B. so eine Stunde vor und nach dem Essen, Mittags und Abends, da das Lernen und das Arbeiten nicht so recht mehr von Statten gehen will, und da wir also gern etwas Anders vornähmen, wobei es keines Kopfbrechens und keiner sonderlichen Anstrengung bedürfte.

Wir Landleute sind in solchen Stunden weniger verlegen. Wir haben einen Garten dicht hinter dem Hause; und da müßten Regen und Wind es schon sehr ernstlich darauf anlegen, wenn sie uns abhalten wollten, von Zeit zu Zeit hineinzulaufen, um bald etwas zu pflanzen oder zu säen, bald etwas auszujäten oder zu beharken, bald etwas für die Küche, oder auch wol, nach erhaltener Erlaubniß, versteht sich, für unsern eigenen kleinen Mund zu pflücken.

Machts das Wetter einmahl gar zu arg, und müssen wir denn durchaus im Hause bleiben: nun so giebt es allerlei kleine häusliche Geschäfte, mit welchen man seine Zeit auch ganz artig hinbringen kann.

Da giebts Erbsen oder Bohnen auszukrüllen, Kräuter zu verlesen, türkische Bohnen abzuziehen, Obst zu schälen, und andere dergleichen Beschäftigungen, bei welchen man plaudern und scherzen kann, ohne müßig zu sein.

Aber was fangt ihr armen Stadtkinder in solchen trüben Stunden an?

Gewiß, ihr guten kleinen Leute, ihr habt mich oft gedauert; und deßwegen habe ich mich oft hingesetzt, um etwas für euch zu erdenken, was euch zur Unterhaltung und zum Vergnügen dienen könnte.

Noch gestern Abend, da wir eben wieder solch ein Regenwetter hatten, daß man nicht aus dem Hause gehn konnte, dachte ich an euch; und da ich gerade eine müßige Stunde hatte, so setzte ich mich hin, um ein neues Spiel für euch zu ersinnen.

Ich fand eins, und nannte es — hört einmahl welch ein prächtiger Name! — die Akademie der Wissenschaften. Das will ich euch nun beschreiben.

Habt ihr schon gehört, was eine Akademie der Wissenschaften ist? So nennt man eine Gesellschaft von Gelehrten, die zu gewissen Zeiten zusammenkommen, um über gelehrte Dinge zu sprechen, sich einander ihre Kenntnisse mitzutheilen, und gemeinschaftlich allerlei wichtige Untersuchungen anzustellen.

Erschreckt nur nicht, ihr guten Kinder! Ich meine nicht, daß ihr es gerade eben so machen sollt. Ihr sollt nur etwas treiben, was den Geschäften jener gelehrten Herren einigermaßen ähnlich sieht, ohne eben so mühsam zu sein. Hört nur erst meine Erklärung an.

In einer solchen Akademie ist zuvörderst ein Präsident oder Vorsitzer. Der ist der vornehmste unter Allen, sitzt oben an, und ordnet die Geschäfte, welche zu jeder Zeit getrieben werden sollen.

Die übrigen Mitglieder bestehen aus allerlei Gelehrten. Einige sind Geschichtsforscher, d. i., Leute, welche sich vornehmlich auf die Geschichte gelegt haben; Andere Erdbeschreiber, d. i., solche, welche in der Erdbeschreibung gut bewandert sind; Andere Meßkünstler, deren Hauptfach die Meßkunst oder Mathe-

matik ist; Andere Vernunftforscher oder Philosophen, d. i., Leute, welche viel über Gott, über die Welt, über den Menschen, besonders über die menschliche Seele und über Dasjenige nachgedacht haben, was man thun und lassen muß, um recht gut und recht glücklich zu werden. Wiederum Andere sind Belletristen oder Schöngeister, d. i., solche, welche die schönen Wissenschaften, die Wohlredenheit und die Dichtkunst lieben und sich ganz vorzüglich darin geübt haben. Noch Andere sind Naturbeschreiber, d. i., solche, die sich vornehmlich auf die Naturgeschichte gelegt haben.

In einigen Akademien giebts auch Künstler, z. B. Mahler, Bildhauer, Kupferstecher u. s. w.

Das Spiel nun, welches ich für euch erdacht habe, besteht darin, daß ihr euch zuerst einen Vorsitzer wählt; und wenn ich euch rathen soll, so nehmt ihr dazu die verständigste Person, die ihr haben könnt, etwa euren Vater, oder euren Lehrer, auch wol eure Mutter, wenn sie anders Lust dazu hat; denn seit kurzen hat man angefangen, auch Frauenzimmer zu Präsidenten solcher Akademien zu machen.

Seid ihr mit solcher Wahl zu Stande gekommen, dann müßt ihr zweitens unter euch selbst ausmachen, was nun ein Jeder von euch für ein Fach bekleiden soll. Der Eine muß nämlich ein Geschichtsforscher, der Zweite ein Erdbeschreiber, der Dritte ein Meßkünstler, der Vierte ein Philosoph u. s. w. sein.

Sind eurer mehr, als ich kurz vorher Namen von Gelehrten genannt habe, so können zwei Geschichtschreiber und zwei Erdbeschreiber sein. Dann hat der Eine es nur mit der alten Geschichte, der Andere mit der neuern zu thun; und von den beiden Erdbeschreibern wählt der Eine sich die Erdbeschreibung der alten Welt,

der Andere die Erdbeschreibung der neuen. Naturbeschreiber können drei in diesem Spiele sein, indem der Eine sich auf das Thierreich, der Zweite auf das Pflanzenreich, und der Dritte auf das Steinreich einschränkt.

Ist Jemand in der Gesellschaft, der schon etwas von der Physik oder Naturlehre gehört hat, so kann dieser den Naturforscher vorstellen.

Außer den Künstlern kann auch Einer ein Handwerksverständiger, und noch Einer ein Landwirth sein.

Unterdeß daß diese Rollen nun vertheilt werden, schreibt der Vorsitzer allerlei Fragen aus den genannten Wissenschaften auf Kartenblätter. Ich will ein paar solcher Fragen zur Probe geben. Also:

1) Aus der Geschichte:
 a. Bei welchem Volke, und wie ist die Verfertigung des Glases, die größere Schifffahrt, die Purpurfarbe und die Buchstabenschrift erfunden worden?
 b. Wie und wo starb Karl XII., König von Schweden?

2) Aus der Erdbeschreibung:
 a. Was hat Preußen für Naturgüter, welche Deutschland nicht hat, und was können wir dagegen nach Preußen schicken, woran es dort gebricht?
 b. Welches sind die größten Ströme und die höchsten Gebirge in der Welt, und wo sind sie?

3) Aus der Meßkunst:
 a. Was ist eine gerade Linie?
 b. Was ist ein Winkel?

4) Aus der Philosophie:
 a. Wie sieht unsere Seele aus?
 b. Warum ist es nicht gut, zornig zu sein?

5) Aus den schönen Wissenschaften:

a. Die Akademie verlangt, daß ihr Schöngeist sie mit einer Fabel unterhalte.

b. Die Akademie verlangt, daß er sie durch ein kleines, gut hergesagtes Liedchen belustige.

6) Aus der Naturbeschreibung:

a. Etwas Merkwürdiges vom Pferde.

b. Etwas Merkwürdiges vom Esel.

7) Aus den Künsten und Handwerken:

a. Ein Mahler mahlt die berühmte Schlacht zwischen den Deutschen und dem Römischen Heere des Varus. Er hatte den Pulverdampf so natürlich vorgestellt, daß man glaubte, ihn wirklich aufsteigen zu sehen; und dennoch wurde dieser Dampf von Kennern sehr getadelt; warum?

b. Wer erfand das Schießpulver? wann erfand er es? und wie wird es gemacht?

Bald hätte ich vergessen zu sagen, daß die Gesellschaft auch Einen unter sich zum Geheimschreiber oder Sekretär, und einen Andern zum König ernennt; zu welcher letztern Würde sie etwa Denjenigen erheben kann, der noch zu jung und zu wenig unterrichtet ist, als daß er eine andere Rolle übernehmen könnte. Denn was der König hier zu thun hat, kann ebenfalls auch Derjenige verrichten, der noch weiter nichts gelernt hat, als auf einem Throne zu sitzen und sich Etwas vortragen zu lassen, was er eben nicht zu verstehen braucht. Der Geheimschreiber hingegen muß ein gescheiter Kopf sein.

Endlich muß ich noch erinnern, daß der Vorsitzer eine große Mütze von Papier macht, auf welcher mit leserlichen Buchstaben der Name Midas steht. Wozu dieselbe gebraucht werden soll, wird nachher folgen.

Der Vorsitzer und die Andern setzen sich nun an einen Tisch, und der König auf einen für ihn errichteten

Thron. Der Geheimschreiber sitzt neben dem Vorsitzer.

Vor diesem letzten steht ein Topf, in welchen er die beschriebenen Kartenstücke wirft, und sie durch einander schüttelt. Er giebt hierauf mit einem Stabe, der neben ihm liegt, das Zeichen des Stillschweigens, indem er damit auf den Tisch schlägt. Von diesem Augenblick an ist Alles mausestill.

Und der Vorsitzer beginnt:

Schaut auf, ihr Herren allzumahl!
Wir schreiten jetzt zur großen Wahl
Der großen Frage, die für heut
Uns Stoff zum ernsten Denken beut.

Mit diesen Worten zieht er eins der beschriebenen Kartenstücke aus dem Topfe, und reicht es dem Schreiber. Dieser erhebt sich von seinem Sitze, macht eine Verbeugung gegen den Vorsitzer und die Versammlung, liest die Frage mit lauter Stimme vor, macht abermahls eine Verbeugung, und setzt sich wieder nieder.

Der Vorsitzer überreicht hierauf das Kartenblättchen demjenigen Mitgliede, in dessen Fach die Frage einschlägt, indem er zu ihm sagt:

Erhebe dich, o weiser Mann,
Und zeig' uns deine Antwort an!

Hierauf erhebt sich der Akademiker, macht, wie oben, eine Verbeugung, beantwortet hierauf mit langsamer und vernehmlicher Stimme die auf dem Kartenblättchen stehende Frage, macht abermahls eine Verbeugung, und setzt sich nieder.

Wird die Antwort gebilliget, so klatscht der Vorsitzer mit den Händen, und die ganze Versammlung thut ein Gleiches.

Wird hingegen die Antwort unwahr befunden, oder weiß der Aufgerufene ganz und gar keine Antwort auf die Frage, so erklärt der Präsident ihn für einen Mi-

das, indem er ihm unter folgenden Worten die Midasmütze aufsetzt:

O Midas, Midas, hochgeboren,
Verberge deine langen Ohren
Wohl unter diesem Mützchen fein,
Wird anders Raum für sie da sein!

Die ganze Gesellschaft läßt hierauf ein lautes Hu! Hu! ertönen, erhebt sich von ihren Sitzen, zieht dem Midas die Mütze über die Augen, so daß er gar nichts sehen kann, schließt einen Kreis um ihn, tanzt und singt:

Willkommen, Herr Midas,
O, gehn sie nicht fürbaß!
Es ist hier ja schön.
Man saget, Herr Midas,
Sie hätten so etwas
Apartes zu sehn!
Wir bitten, wir flehn,
O, lassen sie sehn!
O, lassen sie sehn! *)

Am Ende des Liedes steht der Kreis still; Einer aus der Gesellschaft zupft den Midas, jedoch mit Bescheidenheit, am Ohrläppchen, und Midas muß errathen, wer Der sei, der ihn gezupft hat. Trifft er es, so ist er frei, und man verfügt sich wieder zu den Sitzen, um fortzufahren; trifft er es nicht, so fangen Tanz und Gesang wieder von vorn an.

Sobald die Gesellschaft wieder zum Sitzen gekommen ist, giebt der Präsident abermahls das Zeichen zum Schweigen, zieht unter obigen Worten abermahls ein Kartenblättchen hervor, und man wiederholt das ganze

---

*) Die Weise zu diesem Liede findet man am Ende dieses Bändchens.

Verfahren, welches ich jetzt beschrieben habe, so oft, bis der Vorsitzer merkt, daß es Zeit sei, die Sitzung zu endigen.

Damit nimmt der Geheimschreiber alle herausgekommene Kartenblättchen in die Hand, und tritt mit einer tiefen Verbeugung vor Se. Majestät, den König, um von Demjenigen, was man jetzt untersucht und ausgemacht hat, allerunterthänigsten Bericht abzustatten.

Ich will auch hievon ein Beispiel geben, indem ich dabei voraussetze, daß die Akademie diesmahl diejenigen Fragen untersucht habe, die ich oben zur Probe vorlegte.

Der Sekretär redet also den König folgendermäßen an:

„Sire,

Eurer Majestät allerunterthänigste Akademiker haben mir den Auftrag gegeben, den Erfolg ihrer heutigen gelehrten Untersuchungen vor Höchstdero erhabenem Throne in Demuth niederzulegen.

In der Klasse der Geschichte wurde die Frage aufgeworfen: bei welchem Volke und wie die Verfertigung des Glases, die größere Schifffahrt auf offenem Meere, die Purpurfarbe und die Buchstabenschrift erfunden sei? und es wurde ausgemacht, daß wir alle diese Erfindungen den Phöniziern zu verdanken hätten.

Mit der Erfindung des Glases sei es folgendermaßen zugegangen: ein Schiff, mit Salpeter beladen, habe sich dort vor Anker gelegt. Die darauf befindlichen Kaufleute wären ans Land gegangen, um sich daselbst eine Mahlzeit zuzubereiten. Da sie nun keine Steine gefunden, um den Kessel darauf zu setzen, so hätten sie einige Stücke Salpeter dazu gebraucht. Die Glut des Feuers habe diesen Salpeter und den Sand, worauf er gelegen, geschmelzt, und da habe man etwas aus dem Feuer hervorfließen sehen, welches nach geschehener Abkühlung eine Art von Glas gewesen sei.

Man habe hierauf allerlei Versuche angestellt, bis man endlich auf diejenige Art, Glas zu machen, verfallen sei, welche noch jetzt üblich ist.

Die Erfindung der Purpurfarbe sei gleichfalls durch einen Zufall veranlaßt worden. Ein Schäferhund habe aus Hunger eine Purpurschnecke gefressen; der schöngefärbte Saft dieses Thieres habe ihm an der Schnauze geklebt; dies sei bemerkt worden, und man habe hierauf versucht, mit eben diesem Safte Zeuge zu färben.

Für die Klasse der Erdbeschreiber ward die Frage aufgeworfen: was Preußen für Naturgüter habe, welche uns in Deutschland fehlen, und was man, im Gegentheile, in Deutschland habe, woran es in Preußen gebreche? Ew. Majestät getreueste Erdbeschreiber beantworteten diese Frage folgender Gestalt: Preußen habe Bernstein, Elendthiere und vorzüglich schönen Honig; es fehle ihm aber an Salz, an Wein und an edeln Metallen, welche Deutschland hervorbringe.

Auf die Frage: welches die höchsten Gebirge in der Welt seien? antworteten ebendiese Erdbeschreiber: die Kordilleras in Südamerika; und auf die dritte Frage nach den größten Strömen in der Welt, gaben sie den Bescheid: in der alten Welt der Wolgastrom, und in Amerika: der Amazonenfluß und der Missisippi.

Der philosophischen Klasse wurde hierauf die Frage vorgelegt: was für eine Gestalt unsere Seele habe? Aber die erleuchtete philosophische Klasse antwortete: unsere Seele habe gar keine Gestalt, weil sie ein unsichtbarer Geist sei. Und als man sie weiter fragte: warum es nicht gut wäre, zornig zu sein? erwiederte sie: weil der Zorn eine Krankheit der Seele, ein vorüberge-

hender Wahnsinn sei; weil der Zorn auch die Gesundheit des Leibes zerstöre, und weil ein zorniger Mensch Manches rede und thue, was er nachher bereuen müsse.

Die mathematische Klasse — aber ich bemerke in tiefster Unterthänigkeit, daß Ew. Majestät Augenlieder schwer zu werden geruhen, und daß Ihr Höchster Mund die Gnade hat, sich von Zeit zu Zeit gar merklich weit zu öffnen.

Ich sehe dies als einen allergnädigsten Wink für mich an, daß ich aufhören soll, und schließe daher meinen demüthigen Bericht, indem ich mich und die ganze Akademie Ew. Majestät ehrerbietigst zu Füßen lege."

Der Vorsitzer beschließt hierauf die feierliche Versammlung, indem er einige Preisfragen aufsetzt und die Herren Akademiker ermuntert, an der schriftlichen Beantwortung derselben bis zur nächsten Versammlung zu arbeiten. Er bestimmt zugleich den Preis, um welchen gekämpft werden soll.

Tugendhafte Ueberwindung der Begierde nach Leckereien.

Karl hatte an dem Geburtstage eines reichen Mannes eine Rede gehalten, und von diesem dafür einen Dukaten zum Geschenk bekommen.

So viel Geld hatte er noch nie beisammen gehabt, und dies war zugleich das erste, was er, wenigstens gewissermaßen, sich selbst erworben hatte, und was er also als sein Eigenthum betrachten konnte.

Der Knabe taumelte fast vor Vergnügen.

Nachdem nun aber der Rausch der Freude vorüber

war, fing er an zu überlegen: wie er das Geld anwenden wolle?

Sein erster Gedanke war: ich will mir Kirschen, Pflaumen, Aepfel, Birnen, Kuchen, Rosinen und Mandeln dafür kaufen. Das soll schmecken! rief er aus, und drehete sich auf einem Beine herum.

Aber — fuhr er fort mit sich selbst zu sprechen — schmecke gut, währe lange, sagt das Sprichwort. Der Dukaten wird nicht ewig währen; der ist gar bald aufgegessen; und wenn er nun aufgegessen ist, so ist der junge Herr eben so daran, als wenn er nie einen Dukaten gehabt hätte.

Ei nun, man kanns ja eintheilen! Heute für einen Groschen Kuchen, über acht Tage für einen Groschen Mandeln und Rosinen! Da reiche ich mit dem Dukaten — er gilt ja wenigstens drei Thaler — über ein Jahr aus.

Aber wer steht mir dafür, daß ich es bei dieser Eintheilung werde bewenden lassen? Ist das Dukätchen einmahl gewechselt, dann hüpfen die Groschen in der Tasche! Da gehts in acht Tagen oft vor dem Kuchenbäcker vorbei; fange der junge Herr nur erst an zu naschen, da wirds bald nach Mehrem schmecken, und wer weiß, ist in acht Tagen noch ein Groschen davon übrig? Das Bürschchen verdirbt sich wol noch obenein den Magen, nascht sich wol gar krank; und was hat es dann davon? Nichts, als daß es sich Schmerzen, und seiner guten Mutter Angst und Kosten macht.

Meiner Mutter? Das gab mir ein guter Geist ein, daß ich jetzt an meine Mutter dachte.

Hier ging Karl mit schnellen Schritten, ohne sich umzusehen, nach Hause, umarmte seine Mutter, und:

Hier, sagte er, liebe Mutter, ist der erste Dukaten,

den ich erworben habe, verdient kann ich noch nicht einmahl sagen.

Sie haben mich nun zwölf Jahre gespeiset, getränket und gekleidet; ich habe mich auch wol viel tausend Mahl bei Ihnen bedanket, Ihnen die Hand geküßt. Ja, das ist auch was Rechts! Gönnen Sie mir die Freude, daß ich mich jetzt zum erstenmahl durch die That dankbar bezeige. Nehmen Sie den Dukaten; thun Sie sich etwas dafür zu gute. Es ist Ihnen ja, seitdem der Vater gestorben ist, sauer, blutsauer geworden.

Der Mutter stürzten vor Freuden die Thränen aus den Augen, und der Knabe empfand eine Wonne, eine Seligkeit, die er noch nie gefühlt hatte, und die viel tausend Mahl größer war, als das Vergnügen, welches er sonst empfand, wenn er allerlei Naschwerk genoß.

Doch das war noch nicht Alles. Seine Mutter legte den Dukaten so gut an, daß er ihr alle Jahre etwas einbrachte; und der dankbare Sohn genoß, so lange sie lebte, das Vergnügen, zu sehen, wie sich die Mutter dafür erquickte.

Täglich zu singen.

Ich danke Gott, und freue mich,
Wie's Kind zur Weihnachtsgabe,
Daß ich bin, bin! und daß ich dich,
Schön menschlich Antlitz, habe;

Daß ich die Sonne, Berg und Meer,
Und Land und Gras kann sehen,
Und Abends unterm Sternenheer
Und lieben Monde gehen.

Und daß mir dann zu Muthe ist,
Als wenn wir Kinder kamen,
Und sahen, was der heilge Krist
Beschert, und wir dann nahmen.

Ich danke Gott mit Saitenspiel,
Daß ich kein König worden;
Ich wär geschmeichelt worden viel,
Und wär vielleicht verdorben.

Auch bet' ich ihn von Herzen an,
Daß ich auf dieser Erde
Nicht bin ein großer, reicher Mann,
Und auch wol keiner werde.

Denn Ehr' und Reichthum treibt und bläht,
Hat mancherlei Gefahren!
Und Vielen hats das Herz verdreht,
Die weiland wacker waren.

Und all das Geld und all das Gut
Gewährt zwar viele Sachen,
Gesundheit, Schlaf und guten Muth
Kanns aber doch nicht machen.

Und die sind doch, bei Ja! und Nein!
Ein rechter Lohn und Segen!
Drum will ich mich nicht groß kastein
Des vielen Geldes wegen.

Gott gebe mir nur jeden Tag
So viel ich darf zum Leben;
Er giebts dem Sperling auf dem Dach;
Wie sollt' er's mir nicht geben?

Claudius.

Der Mann und das Vögelein.

Eine Fabel.

Ein Vogler fing ein Vögelein;
Das sprach zum Vogler: Sieh, wie klein
Und leicht ich bin! Was nütz' ich dir?
Laß mich zum Walde wiederkehren!
Aus Dankbarkeit will ich dafür
Dir auch ein schönes Sprüchlein lehren.

Wohlan! laß sehn, versetzt der Mann,
Was mir ein Zeisig lehren kann.

Das Vögelein war herzlich froh,
Und sagte zu dem Vogler so:
Mein Spruch ist der: „Ein weiser Mann
Zwar auch zuweilen irren kann,
Allein er nimmt doch den Verstand
Bei allen Dingen erst zur Hand,
Und grämet sich zu keiner Frist
Um Etwas, das nicht möglich ist."

Ein schöner Spruch, versetzt der Mann,
Den jedes Kind mir lehren kann!
Doch sei's! Fort! Ich entlasse dich.

Das Vögelein, sobald es sich
Auf einen nahen Baum gesetzet,
Denkt: Laßt doch sehen, ob der Mann,
Der meinen Spruch so wenig schätzet,
Nun auch die Probe halten kann!

O, fängt es zu dem Vogler an,
O, seht ihn doch, den dummen Mann,
Den gar ein Zeisig äffen kann!
Denn wisse nur, mein Leib enthält
Das größte Kleinod von der Welt,
Den herrlichsten Karfunkelstein.
Zwei Tonnen Goldes waren dein,
Die hast du mit mir fliegen lassen.

Weg fliegt darauf das Vögelein:
Und er — weiß sich vor Unmuth nicht zu fassen.

Als die Frühlingssonne zum ersten Mahl in mein Zimmer schien.

O liebe Sonne, sei gegrüßt!
Hier hab' ich lange dich vermißt!
Nun schenkest du zum ersten Mahl
Mir wieder deinen sanften Strahl.

Ich grüße dich, du schönes Licht,
Mit heiterm, frohen Angesicht;
Du gießest reinen, frohen Sinn
Auf Alles, was da lebet, hin.

Du bist ein Wesen, heiß und rein:
So soll auch meine Seele sein,
Von heißer Menschenlieb' entbrannt,
Von aller Bosheit abgewandt.

Du bist mit Klarheit angethan,
Und wanderst immer rechte Bahn:
Wohl mir, wenn ich, wie du, im Licht
Der Wahrheit geh; dann strauchl' ich nicht.

Du legst dich nimmer, auszuruhn,
Kommst immer wieder, wohlzuthun;
Du achtest weder Stand noch Glück,
Auf Bös' und Gute strahlt dein Blick.

Heil dir, o Licht voll Lieb' und Macht!
Du Bild von Dem, der dich gemacht!
Ich bin sein Ebenbild, wie du,
Wenn ich, gleich dir, nur Gutes thu.

O würd' ich von dir allezeit
Befunden wacker und bereit!
Dann dürft' ich deinen hellen Strahl
Willkommen heißen alle Mahl.

Dann dürft' ich nie zur Erde sehn
Und weg aus deinem Lichte gehn;
Denn unwerth deiner früh und spat
Ist, wer kein gut Gewissen hat.

Abendlied.

Der Mond ist aufgegangen,
Die goldnen Sternlein prangen
Am Himmel hell und klar;
Der Wald steht schwarz und schweiget,
Und aus den Wiesen steiget
Der weiße Nebel wunderbar.

Wie ist die Welt so stille,
Und in der Dämmrung Hülle
So traulich und so hold,

Als eine stille Kammer,
Wo ihr des Tages Jammer
  Verschlafen und vergessen sollt!

Seht ihr den Mond dort stehen?
Er ist nur halb zu sehen,
  Und ist doch rund und schön.
So sind wol manche Sachen,
Die wir getrost belachen,
  Weil unsre Augen sie nicht sehn.

Wir stolze Menschenkinder
Sind doch recht arme Sünder,
  Und wissen gar nicht viel;
Wir spinnen Luftgespinnste,
Und suchen viele Künste,
  Und kommen weiter von dem Ziel.

Gott, laß uns aufwärts schauen,
Auf nichts Vergänglichs trauen,
  Nicht Eitelkeit uns freun!
Laß gut, o gut uns werden,
Und vor dir hier auf Erden,
  Wie Kinder, fromm und fröhlich sein!

Wollst endlich sonder Grämen
Aus dieser Welt uns nehmen
  Durch einen sanften Tod;
Und wenn du uns genommen,
Laß uns in Himmel kommen,
  Du lieber, treuer, frommer Gott!

So legt euch denn, ihr Brüder,
In Gottes Namen nieder!
Kühl ist der Abendhauch.
Verschon' uns, Gott, mit Strafen,
Und laß uns ruhig schlafen,
Und unsern kranken Nachbar auch!

Claudius.

Die Güte Gottes.

Es lebt ein Gott, der Menschen liebt;
Ich seh's, wohin ich blicke,
Am Nebel, der den Himmel trübt,
So wie am Sonnenblicke;

An jeder dunkeln Regennacht,
Wo mir kein Sternchen leuchtet;
Am Monde, wenn er freundlich lacht,
Und meinen Pfad erleuchtet.

Ich seh's, wenn Donnerwolken glühn,
Und Berg und Wald bewegen;
Und seh's, wenn sie vorüber fliehn,
Am sanften, lieben Regen.

Nicht nur, wenn Frühlingslüfte wehn,
Durch Laub und junge Blüte,
Nicht nur, wenn reife Saaten stehn,
Seh' ich des Schöpfers Güte;

Ich seh sie auch, wenn tiefer Schnee
Die starre Flur bedecket,
Und wenn der Nord das scheue Reh
In Felsenklüften schrecket.

Einst sah ich sie bei stetem Glück
In tausend, tausend Freuden;
Nun sieht sie mein bethränter Blick
In kleinen, kurzen Leiden.

Die bestrafte Eitelkeit.

Ein kleines Schauspiel.

Personen:

Herr Arens, ein Kaufmann.
Frau Arens, dessen Gattinn.
Kristel, ihr Sohn.
Jakob, ein junger Bursche vom Lande.
Zwei Gesellschafter.

Erster Auftritt.

(In Herrn Arens Hause auf der Flur.)

Herr Arens und Frau Arens.

Herr Arens.

Da wandelt unser Kristel wieder mit dem Buche in der Hand auf dem Hofe herum! Ich fürchte, ich fürchte, es geschieht mehr aus Eitelkeit, als aus Lernbegierde, daß er sich immer so mit Büchern trägt?

Frau Arens.

Und woher kommt dir diese Besorgniß, mein Lieber?

Herr Arens.

Woher? Bemerkst du nicht, wie er bald hieher, bald dorthin blickt, um zu sehen, ob auch wol Jemand auf ihn Acht habe?

Frau Arens.

Aber seine Lehrer geben ihm doch das Zeugniß, daß

er recht fleißig lernt; und Alle sagen ja, daß er für sein Alter schon sehr viel wisse.

Herr Arens.

Wol wahr; aber wenn meine Besorgniß gegründet ist, daß sein Bißchen Wissen ihn schon eitel gemacht hat, so sollte es mir tausend Mahl lieber sein, wenn er noch gar nichts wüßte, und fein bescheiden geblieben wäre.

Frau Arens.

Noch gar nichts?

Herr Arens.

Ja, Frau! Ein Mensch ohne alle gelehrte Kenntnisse, der bescheiden, arbeitsam und redlich ist, ist ein weit nützlicheres und ehrwürdigeres Glied der menschlichen Gesellschaft, als der größte Vielwisser, dem seine Gelehrsamkeit den Kopf verdreht und das Herz aufgebläht hat.

Frau Arens.

Wir wollen hoffen, daß das bei unserm Kristel nie der Fall sein werde!

Herr Arens.

Der Himmel gebe es! Ich denke, wir thun am besten, wenn wir ihn heute mit aufs Land nehmen, und ihn da ein paar Monate zubringen lassen. — Aber da kommt er ja hergegangen.

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen und Kristel, nachher auch Jakob.

Kristel

(mit dem offenen Buche in der Hand, ohne die Augen davon aufzuschlagen).

Mutter, da ist der dumme Bauerjunge wieder, der immer was zum Verkaufe bringt.

Herr Arens.

Kristel, was berechtigt dich, diesen Burschen dumm zu nennen?

Kristel.

Hat er doch nichts gelernt!

Herr Arens.

Aus Büchern, meinst du? Aber vielleicht hat er andere Dinge gelernt, wovon du nichts verstehst. Oder meinst du, daß Verstand und Geschicklichkeit nur aus Büchern geschöpft werden? Da würdest du eine thörichte Meinung haben. — Du sollst mit uns aufs Land fahren; mache dich fertig, und komm nachher zu mir auf mein Zimmer.

(Geht ab.)

Frau Arens.

Sage dem Jakob, daß er hier warte; ich will die Köchinn herunterschicken.

(Ab.)

Kristel (zu Jakob).

Du! — Hierher! Sollst hier warten.

Jakob (tritt herein).

Gott grüß, junger Herr!

Kristel.

Sein Diener! (Macht ihm eine spöttische Verbeugung.)

(Jakob stellt sich mit seinem Korbe an die Wand, und behält den Hut in der Hand. Kristel geht vor ihm auf und nieder, und grinst ihn an, so oft er bei ihm vorübergeht. Jakob sieht ihn mit großen Augen an, als Einer, der nicht weiß, was der Andere will.)

Kristel.

Du, wie groß ist wol der Mond?

Jakob.

Wie ein Pfannkuchen, Her!

Kristel.

Ha! ha! ha! — Ueber den einfältigen Bauerlümmel!

(Jakob begnügt sich, ihn starr anzusehen, und Kristel fährt fort, auf- und nieder zu gehen.)

Kristel.

Hast du den diesjährigen Musenalmanach schon gelesen?

Jakob.

Muschö, was Sie da nennen, davon steht nichts in unserm Evangelienbuche, und im Katechismus auch nicht.

Kristel.

Ha! ha! ha! — O, über den einfältigen Tölpel! Als wenn der Musenalmanach auch zum Evangelienbuche gehörte!

(Jakob schweigt abermahls, und Kristel geht wieder auf und ab.)

Kristel (auf Jakobs Hände zeigend).

Wo hast du denn das Elephantenleder zu deinen Handschuhen hergekriegt?

Jakob.

Mit Gunst, Herr, es sind nur meine bloßen Hände.

Kristel.

Fi! da könnte man ja Schuhsohlen herausschneiden, so dick ist die Haut darauf!

Jakob.

Von Faulenzen ist sie so dick nicht geworden. Sie haben gut sprechen; das glaube ich. — Und doch, Herr, möchte ich mir Ihr Leben nicht wünschen. Wacker arbeiten, und seinen Nebenmenschen ungehudelt lassen, das geht 'rmit! Adjös!

(Will gehen; wird aber von der Köchinn in die Speisekammer gerufen.)

Kristel.

Ich glaube gar, der Bauertölpel wurde ungehalten. Ei seht doch! — Aber ich soll mich ja reisefertig machen!

(Geht ab.)

Dritter Auftritt.

(Auf dem Lande, beim Eingange des Waldes.)

Herr Arens, Frau Arens, Kristel, ein paar Gesellschafter.

Herr Arens.

Es ist doch wirklich ein schöner Abend! Ich dächte, wir gingen immer hier vorn den Wald entlang, um nicht durch das Gebüsch gehindert zu werden, den Untergang der Sonne anzusehen!

Erster Gesellschafter.

Wie's Ihnen beliebt! — Sie wird heute sehr schön untergehen: der westliche Himmel ist ungemein heiter.

Herr Arens.

Und Alles ist schon so still und ruhig in der Natur! — Hören Sie die Nachtigall?

Zweiter Gesellschafter.

O herrlich! — Wie sie wirbelt und kräuselt! —

Herr Arens

(zu Kristel, der sich mit einem Buche in der Hand etwas entfernt hat).

Kristel! So komm doch hier und bleib bei der Gesellschaft! Hörst du die Nachtigall schlagen?

Kristel.

Ich lese hier etwas, das mir mehr Vergnügen macht.

Erster Gesellschafter (zu Herrn Arens).

Wenn das Ernst ist, so bedaure ich den Kleinen; und wenn's nicht ist — doch das wolle der Himmel nicht, daß er sich nur so stellen sollte!

Herr Arens.

Komm, komm, Kristel, und sei kein Narr!

Kristel
(sich immer mehr entfernend).

O, erlauben Sie mir doch, daß ich meine Wißbegierde befriedigen darf.

Herr Arens.

Nun, so befriedige sie denn, und geh, wohin du willst.

Frau Arens.

Aber, Kind, er könnte sich verirren!

Herr Arens.

Mag er doch, wenn er's nicht besser haben will.

(Gehen Alle vorüber.)

Kristel (ihnen nachsehend).

Nun sind sie weg, und ich brauche mich nicht mehr zu verstellen. (Steckt das Buch in die Tasche.) — Was doch die Fremden von meinem Fleiße denken werden! Ich möchte jetzt wol ein Vögelchen sein, und ihnen nachfliegen, um zu hören, wie sie mich loben werden. Aber still! ich wills noch besser machen. Ich will mich da durchs Gebüsch schleichen, und immer so fortgehen, daß sie mich nicht wieder finden können, und dann glauben, daß ich mich unterm Lesen und Nachdenken verirrt habe. Ich habe einmahl gehört, daß es die Gelehrten so zuweilen machen sollen. Daß dich! da werden sie mich auch für einen Gelehrten halten; und dann wirds an ein Loben gehn! Aber ich glaube gar, sie kommen schon zurück; ich muß nur laufen, daß sie mich nicht sehen. Hurtig!

(Läuft ins Gebüsch.)

Vierter Auftritt.

Die Vorigen, außer Kristel.

Herr Arens.

Wo doch der wunderliche Junge mag geblieben sein!

Frau Arens.

Sagte ichs nicht, Kind, er könnte sich verirren? Himmel, wenn er nur nicht schon zu weit ist!

Herr Arens.

Sei unbesorgt! (rufend) Kristel! — He! Kristel! Wo bist du? Hörst du nicht? Kristel!

Erster Gesellschafter.

Wir wollen uns vertheilen, um ihn aufzusuchen. Bleiben Sie mit Madam hier, ich gehe da hin.

Zweiter Gesellschafter.

Und ich dort hin; sein Sie unbekümmert, wir werden ihn schon finden! (Beide gehn ab.)

Frau Arens (nach einer Pause).

Ich höre nichts. Gott! wenn sie ihn nicht fänden!

Herr Arens.

Nun?

Frau Arens.

Was würde aus dem armen Jungen werden! Und was aus uns, wenn er die Nacht im Walde bleiben müßte?

Herr Arens

Kind, du weißt, daß ich ihn nicht weniger liebe, als du; aber die Wahrheit zu sagen, es würde mich eben nicht sehr betrüben, wenn sie ihn nicht fänden.

Frau Arens.

Wie meinst du das?

Herr Arens.

Ich bin nun völlig überzeugt von dem, was ich diesen Morgen bloß vermuthete, daß der Junge den Kopf voll Eitelkeit und Narrheit hat, und daß er Alles, was er thut, bloß deßwegen thut, um bewundert zu werden. Es ist mir gar kein Zweifel übrig, daß er bloß deßhalb auch vorher sich von uns entfernte, und sich stellte, als wenn

er so verpicht aufs Lesen wäre, damit die Fremden nur von ihm sprechen sollten. Das bekümmert mich mehr, als wenn wir ihn verloren hätten; denn ich sorge, ich sorge, daß die Krankheit seiner Seele, die ich, leider! zu spät bemerkt habe, schon unheilbar geworden sei! Und dann ist er und bleibt er zeitlebens ein unglückseliges Geschöpf! — Vielleicht aber, daß es etwas zu seiner Besserung beitragen kann, wenn er seiner Narrheit wegen eine Zeit lang in der Irre umhergehen und einige Beschwerlichkeiten erdulden muß.

Frau Arens.

Wenn nur die Nacht nicht schon hereinbräche! Gott! da kommen sie wieder, und bringen ihn nicht. Ich Unglückselige!

Die beiden Gesellschafter.

Alle unsere Mühe ist vergeblich gewesen. Er ist nirgends zu finden. Wir wollten Ihnen nur sagen, daß Sie nicht länger auf uns warten möchten, denn wir wollen jetzt den ganzen Wald durchlaufen, und nicht eher nach Hause kommen, als bis wir ihn gefunden haben.

Herr Arens.

Meine Herren, ich bitte Sie, geben Sie sich weiter keine Mühe. Ich habe meine Ursachen, warum ich wünsche, daß mein Sohn sich in dieser kleinen Verlegenheit selbst helfen möge.

Frau Arens.

Aber, Kind, bedenke doch —

Herr Arens.

Ich habe Alles bedacht; der Junge ist schon elf Jahr alt. Wenn er seinen Verstand gebrauchen will, so kann er sowol aus dem aufgehenden Monde, als auch aus der Richtung des Abendwindes schließen, wohin er sich wenden muß, um wieder nach Hause zu finden.

Frau Arens.

Aber wenn er nun —

Herr Arens.

Und wenn er nun auch nicht so klug wäre, sich nach diesen Merkmahlen zu richten, und also die ganze Nacht im Walde zubringen müßte: mag's! Die Nächte sind jetzt nicht sehr kalt, der kleine Wald ist überall ganz sicher, und vor Hunger wird er auch nicht gleich sterben. — Hat er sich selbst aus Narrheit in Verlegenheit gebracht, so mag er sich nun auch selbst wieder heraushelfen. Sei nur ruhig, gutes Weib! Es ist besser, etwas, auch mit Gefahr seines Lebens, zu wagen, als ihm durch zu große Sorgfalt eine Gelegenheit zur Verbesserung zu entziehen. Komm, Liebe; kommen Sie, meine Freunde; ich bin sein Vater, und weiß, was ich thue.

Fünfter Auftritt.

Kristel (allein); hernach Jakob.

Kristel (tief im Walde hin- und herlaufend).

Was habe ich gemacht? — Ich Unglücklicher! Wie werde ich mich durchfinden? Es ist schon Nacht; und ich weiß nicht, wohin ich mich wenden soll. — (Er ruft.) Vater! Vater! — Wehe mir! Es antwortet Keiner. O ich armer, armer Mensch, was soll ich nun anfangen? (Er weint.) — Vater! o lieber Vater, wo sind Sie? Antworten Sie doch ihrem armen unglücklichen Sohne! — Himmel! Was regt sich da im Gebüsch! Wenns ein Wolf wäre! O Jammer! Hülfe! Hülfe!

Jakob (der auf das Geschrei herbeiläuft).

Was giebts hier? Wer schreit da? (Indem er Kristel gewahr wird.) Aber sieh, sieh! Ei in aller Welt, junger Herr, wie kommen denn Sie hierher?

Kristel (seine Hand ergreifend).

O mein herzenssüßer, liebster Jakob! Ich habe mich verirrt.

Jakob

(macht anfangs große Augen, und bricht endlich in ein lautes Lachen aus).

Ha! ha! ha! — Ei zum Geier, Herr, für wen sehen Sie mich denn an? — Ich? Ihr herzenssüßer, Ihr liebster Jakob? Hi! hi! hi! — Gewiß, Sie irren sich; ich bin ja nur ein dummer Bauerlümmel! Wissen Sie denn nicht? Fi! lassen Sie meine garstige Hand los, die ist ja von Elephantenleder!

Kristel.

O, mein bester Freund, verzeihe er meine Beleidigungen, und bringe er mich aus Barmherzigkeit wieder zu meinem Vater. Er soll auch ein gutes Trinkgeld erhalten.

Jakob (vor ihm auf- und niedergehend).

Haben Sie schon den diesjährigen Musenalmanach gelesen?

Kristel

(schlägt vor Scham und Reue die Augen nieder).

Ach!

Jakob.

(den Finger an die Nase legend, und zum Himmel sehend).

Aber sagen Sie mir doch, mein liebes gelehrtes Herrchen, wie groß mag wol eigentlich der Mond sein?

Kristel (schluchzend).

Ach! — aus — Barm — Barm — he — her — herzig — keit —

Jakob.

Nun sieht der Herr, daß man ein dummer Bauertölpel sein, und doch zu vielerlei nützen kann, und also deßwegen nicht verächtlich ist! Was gäben Sie nicht

jetzt darum, wenn Sie, statt zu wissen, wie groß der Mond ist, den rechten Weg wüßten, und, so wie unser Eins, sich nichts daraus machten, obs Tag oder Nacht ist, ob Sie Einer begleitet oder nicht?

Kristel.

Ich erkenne ja mein Unrecht, und verspreche ihm, daß ich nie, nie wieder so thöricht sein will.

Jakob.

Schon gut, aber das könnte wol nur eine Nothbuße sein, die nicht Stich hielte. Der Herr muß erst ein wenig fühlen, was es auf sich hat, eines ehrlichen Mannes Kind für einen Pudelhund zu halten, mit dem man umspringen kann, wie man will, ohne daß ein Hahn danach krähet. — Aber damit Sie sehen, daß ein braver Bauer nicht rachgierig ist, so will ich Sie diese Nacht bei mir behalten, da wo ich die Pferde hüte, und Sie morgen früh wieder zu Ihrem Vater bringen. Kommen Sie, ich will Schlafkammer und Bettstelle mit Ihnen theilen.

Kristel.

O, mein gütiger Freund!

Jakob

(unter einem Eichenbaume sich niederlegend).

Nun, Herr, bedienen Sie sich Ihrer Freiheit.

(Indem er sich einen Stein unter den Kopf rückt.)

Kristel.

Wo ist denn seine Schlafkammer?

Jakob.

Wir sind mitten drin! — Und dies hier (auf den grünen Boden schlagend) ist mein Bett. Nehmen Sie Platz.

Kristel.

Ach! sollen wir denn so unter freiem Himmel liegen?

Jakob.

Ich versichere Sie, junger Herr, der König selbst hat

keine solche Bettsponde. Schauen Sie nur über sich, unter welchem schönen Betthimmel wir hier schlafen! Sehen Sie, er ist ganz mit Karfunkeln besetzt, und dort (auf den Mond zeigend) ist unsere Nachtleuchte. — Nun, wie ist Ihnen?

Kristel.

Ach! liebster Jakob, mich friert und hungert gar zu sehr!

Jakob.

Nun, dazu kann Rath werden. Machen Sie doch ein Feuer an; und hier sind ein paar Kartoffeln, die bereiten Sie sich zu, so gut Sie es gelernt haben.

Kristel.

Lieber Gott! Wie soll ich das anfangen? Ich habe ja kein Feuer, und Kartoffeln habe ich nie gekocht.

Jakob (lachend).

Ei! Stand denn nichts davon in ihren Büchern?

Kristel.

Nichts, lieber Jakob.

Jakob.

Nun, so sollen Sie denn gleich sehen, daß ich gelehrter, als Sie und alle ihre Bücher bin! — Ein klein wenig Geduld! (Holt sein Feuerzeug aus der Tasche und schlägt an.) Pink! da haben wir schon Feuer; und nun (indem er eine Handvoll trockenes Gras nimmt, den glimmenden Zunder hineinthut, und es hin- und her schwenkt, bis es Flamme fängt) soll der Herd bald bestellt sein! (Er legt Reisholz auf das brennende Gras.) Da sehen Sie! — Nun hier unsere Braten! (Legt die Kartoffeln ans Feuer.) Ich stehe dafür, sie sollen gewiß gut schmecken.

Kristel.

O mein Freund, wie soll ich ihm vergelten, was er für mich thut?

Jakob.

Als wenn ichs deßwegen thäte! Schade was fürs Vergelten! Ists nicht schon Lohn genug, wenns Einem so wohl dabei ist? — Aber warten sie ein wenig; mittlerweile, daß die Kartoffeln braten, hole ich Ihnen ein paar Bund Heu von der Wiese; da sollen Sie drauf schlafen wie ein Prinz.

(Geht.)

Kristel.

Ich Unbesonnener! Wie konnte ich doch so dumm und so ungerecht sein, diesen Menschen zu verachten? — Was bin ich gegen ihn? Wie klein werde ich in meinen eigenen Augen, wenn ich sein Betragen gegen das meinige halte? — Aber das soll mir auch nie wieder begegnen! Von nun an will ich keinen Menschen mehr gering schätzen, und nicht mehr so eitel und so hochmüthig sein, als ich gewesen bin. —

Jakob (bringt ein paar Bund Heu).

Da! — Und nun laß sehen, was unsere Braten machen? — O, sie sind schon fix und fertig! Nehmen Sie, nehmen Sie, weil sie warm sind; so schmecken sie am besten!

Kristel.

Aber er wird mit essen?

Jakob.

Dasmahl nicht: es ist gerade für Sie, junger Herr.

Kristel.

Aber —

Jakob.

Lassen Sies gut sein; ich esse fürwahr nicht mit! Mich hungert nicht. — Nun, wie schmeckts?

Kristel.

Vortrefflich, lieber Jakob!

Jakob.

Gelt! es schmeckt hier besser, als in der Stadt.

Kristel.

O viel, viel besser!

Jakob.

Nun, wenn Sie fertig sind, so legen Sie sich hier nieder. (Er breitet das Heu aus.) Ich will denn schon sehen, daß das Feuer nicht ausgehen soll. (Kristel legt sich.) So! und damit decken Sie sich (indem er seine Jacke auszieht und sie ihm auflegt). Und nun gute Nacht!

Kristel.

Guter Jakob, ich möchte weinen, daß ich ihn so verkannt habe.

Jakob.

Nichts mehr davon! Gute Nacht, gute Nacht! Morgen weckt uns die Lerche. (Kristel schläft ein, und Jakob bleibt bei ihm sitzen, um das Feuer zu unterhalten.)

Sechster Auftritt.

(Gegen Morgen.)

Kristel (noch schlafend) und Jakob.

Jakob (ihn anrührend).

Nun, Herr Schlafkamerad, wirds jetzt genug sein? Die Lerche trillert schon ihren Morgengesang, und die Sonne wird gleich hinter dem Berge hervorkommen. Wollen wir uns nun aufmachen, um zu Ihren Aeltern zu gehen?

Kristel (sich die Augen reibend).

Ja — ja — gleich! — Guten Morgen, lieber Jakob!

Jakob.

Schönen Dank! Wie haben Sie geschlafen?

Kristel (aufstehend).

Recht gut, mein Lieber. Da hat er sein Kamisol wieder, und tausendmahl Dank —

Jakob.

Es ist gern geschehn. Nun marsch! nach Hause! Ich führe Sie.

Siebenter Auftritt.

(Herrn Arens Landhaus.)

Herr Arens, Frau Arens, die beiden Gesellschafter, nachher Jakob und Kristel.

Herr Arens.

Gieb dich zufrieden, liebe Frau; es wird, wills Gott! Alles gut gehen; ich will einige Leute nach ihm ausschicken. — Aber wer pocht draußen? (Die Thür aufmachend.) Sieh, sieh!

Frau Ahrens (ihren Sohn erblickend).

Gott sei Dank! — O du unartiges Kind, was hast du uns diese Nacht für Kummer gemacht!

Kristel.

Verzeihung, liebste Mutter, und Sie, bester Vater! Verzeihung! (ihnen die Hand küssend.) Sie erhalten Ihren Sohn besser wieder, als Sie ihn verloren hatten.

Herr Arens.

Wie das?

Kristel.

Ich bekenne, daß ich ein eitler Geck gewesen bin. Was würden sie Demjenigen geben, der mich gebessert hätte?

Herr Arens.

Alles, was in meinem Vermögen steht.

Kristel.

Sehen Sie hier (auf Jakob zeigend) meinen lieben

Lehrmeister, meinen Wohlthäter, meinen Erretter! Ihm habe ichs zu verdanken, daß ich aufgehört habe, ein Narr zu sein.

Herr Arens.

Wenn das wahr ist, mein lieber Jakob, so sollst du, so lange ich lebe, ein Jahrgeld von funfzig Thalern genießen.

Jakob.

O nein, Herr, das verdiene ich nicht; Sie machen, daß ich gar nicht sprechen kann.

Herr Arens.

Kommt, laßt uns hier hinein zum Frühstück gehn; und dort, Kristel, erzähle uns Alles, was mit dir vorgegangen ist! Wie glücklich wirst du deine gute Mutter und mich machen, wenn du uns überzeugst, daß deine Besserung aufrichtig und von Dauer sei! (Kristel nimmt Jakobs Hand, und sie gehen Alle in das Nebenzimmer.)

Gespräch.

Hinz und Kunz.

Hinz.

Hast eine edle That gethan!
Dafür will ich dir lohnen,
Vor Mann und Weib, und Weib und Mann,
Die in Europa wohnen,
Dich loben öffentlich darob.

Kunz.

Werd' ich denn edler, besser durch das Lob?

Hinz.

Wie? edler? besser? — Nein!

Kunz.

So laß das Loben lieber sein.

Der gute Sohn.

Der Herr von R... hatte sich, als Preußischer Werboffizier, eine Zeit lang zu Ulm in Schwaben aufgehalten. Er sollte jetzt wieder zurück zu seinem Regimente gehn.

Am Abend vor seiner Abreise meldete sich noch bei ihm ein schön gewachsener junger Mensch, und verlangte, angeworben zu werden. Er hatte ganz die Miene eines guten, wohlerzogenen Jünglings; aber er zitterte, indem er vor den Offizier trat, an allen Gliedern.

Der Offizier schrieb dieses einer jugendlichen Furchtsamkeit zu, und fragte, was er besorge?

Daß Sie mich abweisen, war seine Antwort; und indem er dieses sagte, rollte ihm eine Thräne über die Wangen.

Nicht doch, sagte der Offizier. Sie sind mir vielmehr außerordentlich willkommen. Wie konnten Sie so etwas besorgen?

Weil Ihnen das Handgeld, welches ich fodern muß, vermuthlich zu hoch kommen wird.

Und wie viel verlangen Sie denn? fragte der Offizier.

Keine niedrige Habsucht, antwortete der junge Mensch, sondern ein dringendes Bedürfniß zwingt mich, hundert Gulden zu fodern; und ich bin der unglücklichste Mensch auf der Welt, wenn Sie sich weigern, mir so viel zu geben.

Hundert Gulden, antwortete der Offizier, sind freilich viel, aber Sie gefallen mir; ich glaube, daß Sie Ihre Pflicht thun werden, und will nicht mit Ihnen handeln. Hier sind sie! Morgen reisen wir von dannen. — Und so zahlte er ihm die hundert Gulden aus.

Der junge Mensch war entzückt.

Er bat darauf den Offizier, daß es ihm erlaubt sein

möchte, nach Hause zu gehen, um erst noch eine gewisse heilige Pflicht zu erfüllen, und versprach, in einer Stunde wieder da zu sein. Dieser traute seinem ehrlichen Gesichte, und ließ ihn gehen.

Aber weil er in seinem ganzen Betragen etwas Außerordentliches und Geheimnißvolles bemerkt zu haben glaubte, so trieb ihn seine Neugierde an, ihm von fern zu folgen.

Und da sah er ihn spornstreichs nach dem Stadtgefängnisse laufen, wo er anpochte und hineingelassen wurde.

Der Offizier verdoppelte seine Schritte und hörte, da er an die Thür des Gefängnisses kam, den jungen Menschen mit dem Kerkermeister reden.

Hier ist, hörte er ihn sagen, das Geld, um dessentwillen mein Vater gefangen sitzt! Ich lege es hier nieder; und nun führe er mich geschwind zu ihm, um ihn aus seinen Banden zu befreien. — Der Kerkermeister that, was er verlangte.

Der Offizier blieb noch ein wenig stehen, um ihm Zeit zu lassen, vor seinem Vater allein zu erscheinen; dann folgte er ihm nach.

Welch ein Anblick! Er sieht den jungen Menschen in den Armen seines Vaters, eines ehrwürdigen Greises, der ihn fest an sein Herz gedrückt hält, und ihn mit heißen Thränen benetzt, ohne ein Wort zu reden. Es vergingen einige Minuten, ehe der Offizier von ihnen bemerkt wurde.

Gerührt ging dieser endlich auf sie zu, und sagte zu dem Alten: Beruhigen Sie sich; ich will Sie eines so braven Sohnes nicht berauben. Lassen Sie mich Theil nehmen an dem Verdienste seiner Handlung. Er ist frei; und es reuet mich die Summe nicht, wovon er einen so edelmüthigen Gebrauch gemacht hat.

Vater und Sohn fielen ihm zu Füßen. Der Letzte weigerte sich anfangs, die ihm angebotene Freiheit anzunehmen. Er bat den Offizier, ihn bei sich zu behalten; sein Vater, sagte er, bedürfe seiner nun nicht mehr, und er möchte einem so gutherzigen Herrn nicht gern beschwerlich gefallen sein.

Aber der großmüthige Offizier bestand darauf, daß er bleiben sollte, führte Beide an seiner Hand aus dem Kerker, und nahm bei seiner Abreise das frohe Bewußtsein mit, zwei Unglückliche, die es zu sein so wenig verdienten, glücklich gemacht zu haben.

An die Sonne, beim Aufgange.

Sei mir gegrüßt zu meines Gottes Ehre,
Du, seiner Schöpfung Königinn!
Steig auf und geuß aus deinem Flammenmeere
Erstaunen vor dich hin!

Daß alle Welt anbetend niederfalle
Vor Dem, der dich so schön gemacht,
Der Menschen schuf, und väterlich für Alle
Mit seiner Allmacht wacht!

Daß überall, bis zur entferntsten Zone,
Die staunend deine Größe sieht,
Zufriedenheit und Lieb' und Eintracht wohne,
Die jetzt den Erdkreis flieht.

Und so sei du, was du ihm stets gewesen,
Dem Erdenvolke Gottesblick,
Dem Lande Frucht, dem Kranken froh Genesen,
Dem Armen Trost und Glück. —

Auch mir, wenn ich in Unmuth aufwärts blicke,
Weil Gottes Weg' ich nicht versteh,
Geuß Heiterkeit ins kranke Herz, und schicke
Mir Kraft, daß ichs besteh'!

Und lehre mich, in Freudigkeit hienieden
Mich jeder schönen Tugend weihn;
Voll Duldsamkeit, bereit zum sel'gen Frieden
Und mild, wie du, zu sein!

Der alte Landmann an seinen Sohn.

Ueb' immer Treu' und Redlichkeit
Bis an dein kühles Grab,
Und weiche keinen Fingerbreit
Von Gottes Wegen ab.

Dann wird die Sichel und der Pflug
In deiner Hand so leicht;
Dann singest du beim Wasserkrug,
Als wär' dir Wein gereicht;

Dann wirst du, wie auf grünen Au'n,
Durchs Pilgerleben gehn;
Dann kannst du sonder Furcht und Grau'n
Dem Tod' ins Auge sehn.

Dann suchen Enkel deine Gruft,
Und weinen Thränen drauf,
Und Sommerblumen, voll von Duft,
Blühn aus den Thränen auf.

Hölty.

Des Morgens.

Da bist du ja, du gute Sonne! wieder
So hold, als ich dich gestern sah;
Blickst allbelebend auf mich nieder,
Und ich — o sieh! bin auch schon da;

Kann dich gehüllt im Strahlenmantel sehen,
Herauf den schönen blauen Pfad
In voller Herrlichkeit des Himmels gehen,
Womit dich Gott bekleidet hat;

Kann, wie durch deines großen Schöpfers Milde
Du Leben um dich spreitest, sehn;
Sehn, wie die jüngst entschlummerten Gefilde
Bei deinem Anblick lächelnd stehn;

Kann, so wie du, mit liebevollem Blicke
Auf Gottes schöner Schöpfung ruhn
Kann auch zu seiner lieben Menschen Glücke
Mein Theilchen heute gleichfalls thun.

Nur so, wie du, ein Segen seiner Erden,
Du großes, wunderbares Licht,
Wie du, voll Himmelskraft, wohlthätig werden,
Dies, liebe Sonne, kann ich nicht.

Doch kann ich deinen guten Schöpfer oben,
Den großen Quell von deinem Licht,
Mit dieser meiner Menschenseele loben;
Und dies, o Sonne! kannst du nicht.

Daß ich dies kann, — o! es ist Himmelswonne!
Ich tausch' um allen deinen Glanz,
Um deine Herrlichkeit, du große Sonne!
Nicht einen Strahl aus meinem Kranz.

Karoline Rudolphi.

Das Nordlicht.

Ach, welch ein Glanz im blauen Sterngefilde!
Willkommen, lieblich's Rosenlicht,
Am späten Abendhimmel! Wie so milde
Dein Blick die schauerlichen Wolken bricht!

Willkommen aus des Nordpols kalten Zonen,
Aus Grönlands todtenlanger Nacht,
Auch uns, die wir im mildern Lichte wohnen,
Uns, welchen freundlicher die Sonne lacht!

Der Aberglaube sieht in deinen Strahlen,
Die mild von Osten bis zum West
Mit Rosenglanz den blauen Aether mahlen,
Krieg, Ueberschwemmung, Hunger, Pest;

Ich aber weide mich an deiner Schöne,
An deiner wundervollen Pracht,
Und ruf' aus meiner Leier neue Töne,
Und singe, bis der Morgenstern erwacht.

Karoline Rudolphi.

Der leichtsinnige Knabe,

ein Schauspiel für Kinder.

Personen.

Herr Güldberg.
Lore, Güldberg's Tochter.
Ludwig, Güldberg's zehnjähriger Sohn.
Wilhelm, Güldberg's Neffe, der von ihm erzogen wird; eine Waise von gleichem Alter.
Luise, } zwei kleine Mädchen, die bei Loren zum
Settchen, } Besuch kommen.
Jonas, ein Bergmannsknabe und kleiner Spielmann, ungefähr acht Jahr alt.

Erster Auftritt.

Ludwig und Wilhelm.

Wilhelm (am Tische sitzend und schreibend).

Nun, lieber Ludwig, wirst du die ganze Stunde mit Spielen hinbringen?

Ludwig (herumhüpfend).

Nur noch ein klein Bißchen!

Wilhelm.

Aber du bedenkst nicht, daß wir um vier Uhr unserm lieben Herrn Trautmann die Uebersetzung bringen sollen.

Ludwig.

Nur noch ein klein Bißchen!

Wilhelm.

Der gute Mann! Er kann sich so freuen, wenn wir unsere Sachen gut gemacht haben!

Ludwig (noch immer herumspringend).

O, nur noch ein klein Bißchen!

Wilhelm.

Da schlägts schon drei Viertel; ich habe nur noch einen Strich zu thun, so bin ich fertig. Da!

Ludwig (läuft zum Schreibzeuge).

O weh mir! Schon drei Viertel? Wie kann ich nun noch fertig werden!

Wilhelm.

Sagte ich es dir nicht?

Ludwig.

Nun, ich will so geschwind machen, als ich nur kann; vielleicht werde ich doch noch fertig. — Sieh! Schon drei Zeilen! Juchhei! Das geht fix! (Springt bei diesen Worten auf, wirft das Dintenfaß um, und besudelt das ganze Blatt.) O weh mir armen Koridon! Was habe ich gemacht!

Wilhelm.

Du bist doch recht unbesonnen, Ludwig!

Ludwig.

Ich habe es wirklich nicht mit Fleiß gethan.

Wilhelm.

Mit Fleiß? Wer denkt daran? Kann man so was auch mit Fleiß thun? — Aber doch aus Leichtsinn, lieber Ludwig; aus Unbesonnenheit! Du weißt, das ist dein gewöhnlicher Fehler.

Ludwig.

Nun, ich will geschwind wieder anfangen; es soll doch noch wol gehn. (Schreibt wieder einige Zeilen; wackelt darauf mit dem Stuhle, indem er sich auf ein Wort besinnt, und schlägt rücklings über.) Au!

Wilhelm.

Wieder was Neues! Ludwig, Ludwig, da hättest du den Hals brechen können!

Ludwig.

Der verzweifelte Stuhl!

Wilhelm.

Der verzweifelte Leichtsinn und der arme Stuhl! solltest du sagen. Sieh! die Lehne ist zerbrochen. Das wird Mutter auch keine Freude machen.

Ludwig.

Ich bin ein armer Junge. — Und was wird nun aus meiner Uebersetzung werden? Lieber, bester Wilhelm! Du mußt mir helfen! mußt mich deine Uebersetzung abschreiben lassen!

Wilhelm.

Abschreiben lassen! Was würde dir das helfen?

Ludwig.

I, daß nur Herr Trautmann nicht unzufrieden wird!

Wilhelm.

Meinst du, daß er es nicht merken würde? Und wenn er es nicht merkte, dürften wir es ihm wol verschweigen? Fi! Das wäre ja Betrug.

Ludwig (weinend).

Aber was soll ich denn nun machen? — Was wird Herr Trautmann sagen, wenn du deine Uebersetzung bringst, und ich keine?

Wilhelm.

Sieh, Freund, Alles, was ich thun kann, ist, daß ich in Herrn Trautmann's Augen nicht besser sein will, als du. Da! (er zerreißt seine eigne Uebersetzung.) Nun wollen wir hinaufgehn, und dem lieben Manne freimüthig sagen, daß wir heute faul gewesen sind, daß wir aber dafür morgen doppelt fleißig sein wollen.

Ludwig.

Bist doch ein guter Junge, Wilhelm! (ihn streichelnd.)

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen und Lore.

Lore.

Lieber Wilhelm, Herr Trautmann will so gut sein und dir erlauben, daß du hier unten bleibest. Luise und Jettchen kommen zu mir, und da sollst du uns Gesellschaft leisten.

Ludwig.

Und für mich hast du nicht gebeten?

Lore.

Nein, Ludwig.

Ludwig.

Und ich bin doch dein Bruder, und der nur dein Vetter!

Lore.

Schlimm genug, daß der Bruder es danach macht, daß man ihn nicht eben so lieb, als den Vetter, haben kann!

Ludwig.

Was habe ich dir denn gethan?

Lore.

Mir möchtest du thun, was du wolltest; wenn du nur dir selbst nicht so sehr schadetest, indem du machst, daß kein Mensch mehr Freude an dir hat.

Ludwig.

Was thue ich denn?

Lore.

Was du thust? Nichts mit Bedacht, Alles aus Leichtsinn, Alles aus Unbesonnenheit! Kaum bist du ins Zimmer getreten, so kann man darauf wetten, daß etwas Unangenehmes vorfallen wird! Bald wird etwas zerbrochen, bald etwas zerrissen, bald etwas beschmutzt; bald

lärmst du, daß Einem die Ohren gellen, bald verderbst du uns unsere Spiele, bald fängst du gar an zu zanken. Alle unsere kleinen Freunde scheuen sich deßwegen vor unserm Hause, und es ist ein rechtes Wunder, daß Luise und Jettchen heute zu uns kommen wollen. Nicht wahr, Wilhelm, er wird kein guter Mensch werden, wenn er so fortfährt?

Wilhelm.

Wir wollen hoffen, daß er sich bessern werde. Nicht wahr, Ludwig, du willst nicht so unbesonnen sein?

Ludwig.

Nein, nie wieder!

Wilhelm.

Nun, liebes Lorchen, so vergiß seine bisherige Aufführung! Ich will mit ihm zu Herrn Trautmann gehen, und bitten, daß es ihm auch erlaubt sein möge, unten zu bleiben. Er wird sich gewiß gut aufführen; ich stehe für ihn. (Geht mit Ludwig ab.)

Lore.

Ich wünsche, daß du wahr sagest.

Dritter Auftritt.

Lore (allein).

Der Wilhelm ist doch ein guter Junge! — Möchte Ludwig doch auch so werden! (Sie setzt die Stühle zurecht, wischt den Tisch ab, und liest kleine Papierstückchen auf, die auf dem Boden liegen.) Nun ist doch wol Alles ordentlich? — Ich meine, ja. — (Es wird angeklopft, sie springt nach der Thüre.)

Vierter Auftritt.

Lore, Luise und Jettchen.

Lore.

Ah! Willkommen, liebes Luischen! Willkommen, liebes Jettchen! (Sie umarmen einander).

Luise.

Ist mir doch, als wenn ich dich in einem Jahre nicht gesehen hätte!

Jettchen.

Es ist auch lange genug! Gewiß beinahe drei Wochen.

Lore.

Wenigstens fehlt nicht viel daran; vergangenen Sonntag waren es gerade vierzehn Tage, daß ich bei euch war.

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen, Wilhelm und Ludwig.

(Wilhelm begrüßt die Fremden anständig, Ludwig kommt singend und springend herein, und hüpft, ohne auf die fremden Kinder Acht zu haben, auf den Stuhl, der neben seiner Schwester steht.)

Ludwig (singend).

Heißa, lustig! ich bin Hans,
Du bist meine Hanne!

(Er versucht, seiner Schwester auf die Schultern zu springen, drückt sie nieder, und fällt selbst vom Stuhl auf sie herab.)

Wilhelm.

Ludwig, Ludwig! Was machst du nun wieder?

(Alle springen zu, um Loren wieder aufzuhelfen.)

Ludwig.

Eine Kleinigkeit! (Dreht sich auf einem Beine um, und fängt wieder an zu hüpfen).

Luise.

Wir beklagen dich, armes Lorchen. Hast doch keinen Schaden gekriegt?

Lore.

Ich denke nicht. Verzeiht, liebe Kinder, daß ihr so was habt ansehen müssen! Ich kann, wie ihr seht, nicht dafür.

Jettchen (sie streichelnd).

Wenns dir nur nicht weh gethan hat!

Lore.

Es ist schon vorüber; setzt euch, meine Lieben.

(Wilhelm setzt Jeder einen Stuhl.)

Luise.

Bemühen Sie sich doch nicht.

Wilhelm.

Gar keine Bemühung!

Lore.

Ach! Wilhelm thut's gern. (Sie reicht ihm die Hand.) Ich wollte, mein Bruder lernte ihm etwas von seiner Gefälligkeit ab.

Ludwig.

O, ich will heute der gefälligste Mensch unter der Sonne sein! Sollst nur sehen! (Eine Magd bringt eine Kanne voll Milch, eine Zuckerdose und Tassen.) Ich will zum Beispiel gleich einschenken.

Lore.

Damit wieder was zerbrochen werde! Daß überlaß mir. (Sie schenkt ein, und reicht die Zuckerdose herum.) Wer von euch trinkt mit Zucker?

Luise.

Wir danken; wir sind gewohnt, ohne Zucker zu trinken.

Ludwig.

So will ich für euch mitnehmen. (Er greift in die Schachtel, und nimmt ein Stück über das andere heraus, daß ihm endlich die Schwester die Schachtel wegnehmen muß.)

Lore.

Schämst du dich nicht, Ludwig? —

Ludwig.

Ich that's nur des Spaßes wegen. Sieh, daß es mir nicht darum zu thun ist — (Er gießt seine halb ausgetrunkene Tasse mit dem übrigen Zucker wieder in die Kanne, und geht so ungeschickt dabei zu Werke, daß die Kanne umfällt, und die Milch auf Jettchens Kleid verschüttet wird.)

Jettchen.

Daß Gott! — Was wird Mutter sagen, wenn ich so zu Hause komme! Was fangen wir nun an?

Lore.

O, über den Menschen! (zu Ludwig.) Was stehst du? Geschwind ein Glas Wasser! (Ehe Ludwig sich von der Stelle bewegt, ist Wilhelm schon hinausgesprungen.)

Luise.

Ich habe immer gehört, das Beste wäre, es mit einem reinen Tuche zu trocknen. Hier ist mein weißes Schnupftuch. — (Sie treten zu Jettchen; Luise hält, und Lore reibt; indeß setzt sich Ludwig an den Tisch, und trinkt, als wenn nichts vorgefallen wäre. Wilhelm kommt mit einem Glase Wasser.) Wir brauchen kein Wasser, lieber Wilhelm! Indeß danken wir. Am Ende ist's Zitz, der läßt sich wieder auswaschen.

Lore.

Es geht recht gut heraus. Siehst du, Luischen, ich glaube kaum, daß man etwas bemerkt — (Sie hälts ihr vor.)

Luise.

Nein; wenn ichs nicht vorher wüßte.

Jettchen.

O, das ist gut! Ich bin ganz erschrocken gewesen. Mutter hat so viel Geld für das Kleid hingeben müssen.

Lore.

Nun setzt euch wieder, Kinder! und du (zu Ludwig) bleib uns weit genug vom Leibe. (Sie will einschenken, findet aber die Kanne leer; sie sieht Ludwig an). Nun, das ist doch auch so unhöflich, als man sich nur in der Welt etwas vorstellen kann! (Zu den Andern) Könnt ihr denken, daß er unterdeß die ganze Kanne ausgetrunken hat? (Wilhelm wirft einen unwilligen Blick auf Ludwig, und geht hinaus.)

Luise.

Laß es gut sein, Lorchen! Ich trinke keinen Tropfen mehr.

Jettchen.

Und mir hat der Schrecken die Lust benommen.

Lore.

Aber nun; was fangen wir denn an? Wollen wir nicht ein Bißchen spielen?

Luise.

Meinethalben; aber was?

Ludwig.

O, ich weiß herrliche Spiele! Blindekuh, — Sieh dich nicht um, der Wolf geht um — Wie — —

Luise.

Mit Ihnen zu spielen, müssen wir verbitten.

Ludwig.

I, warum denn?

Luise.

Weil uns unsere Arme und Beine, unsere Nasen und Augen zu lieb sind.

Lore.

Ach! da kommt unser Wilhelm wieder — der soll sagen, was wir spielen wollen.

Sechster Auftritt.

Die Vorigen und Wilhelm.

Luise.

Gut, lieber Wilhelm, daß Sie kommen! Sie sollen uns ein Spiel angeben.

Wilhelm.

Ich habe draußen einen kleinen Spielmann stehen; wollen Sie, so soll er uns etwas vorsingen, oder zu einem Tänzchen aufspielen.

Lore.

Einen kleinen Spielmann? Einen kleinen Spielmann? Wer ist er denn?

Luise.

Allerliebst! Das muß wahr sein! Wilhelm weiß seine Gesellschaft vortrefflich zu unterhalten.

Jettchen.

Ach! Singen und Tanzen ist mein Leben!

Wilhelm.

Wir verdienen dazu einen Gotteslohn. Es ist ein armer kleiner Bergmann mit einer Geige. Ich gebe ihm einen Groschen, den ich erspart habe, und er hat mir versprochen, eine Stunde dafür zu spielen.

Luise.

Nein! nein! wir legen zusammen.

Jettchen.

Ja, wir legen zusammen.

Wilhelm.

Nun, darf ich ihn hereinbringen?

Lore.

Freilich, guter Wilhelm! Wo hast du ihn?

Wilhelm.

Draußen vor der Thür. (Er geht ab.)

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen.

(Eine Magd bringt einen Teller mit Kuchen. Ludwig will ihn ihr aus der Hand nehmen, wird aber von Loren daran gehindert.)

Ludwig.

Nun, ich wollte ihn nur zerschneiden!

Lore.

Ich will schon dafür sorgen; es möchte damit gehen, wie mit der Milch. (Sie schneidet ihn in Stückchen, und reicht ihn herum.)

Ludwig

(nachdem Alle genommen, und noch ein Stückchen übrig bleibt.)

Wer soll denn das haben?

Lore.

Sollten wir denn unserm guten Wilhelm nichts aufheben?

Jettchen.

Eher wollte ich selbst mein Stück wieder zurückgeben.

Luise.

Und ich das meinige.

Achter Auftritt.

Die Vorigen, Wilhelm, Jonas, der eine Geige unter dem Arme hat.

Wilhelm.

Da bringe ich meinen Spielmann.

Lore.

Wo bist du her, mein Kind?

Jonas.

Von J'han Gürgenstadt im Aerzkebürg.

Luise.

Hast du denn noch Aeltern?

Jonas.

De Mother läbt nömmer, ober'n Vohter hob iech nah.

Jettchen.

Und warum kommst du denn so weit her?

Jonas.

Je, mei armer Vohter is staarblind; her kah nischt meh erwärbe. Do giehe mer nu rüm, und iech muß'n durch mei Bissel Fiddeln Brud schoffen.

Lore.

Nun, willst du denn etwas hören lassen?

Jonas.

Warum net? Jech spiel rächt härzlich gärn fer su hübschen Mummesellchen und Musjehs; mei Spielen bedet nur net viel.

Wilhelm.

Spiele, so gut du kannst! Für uns wirst du immer gut genug spielen. (Jonas stimmt die Geige, Jettchen reicht unterdeß Wilhelm den Teller mit dem übrigen Kuchen. Er dankt ihr, und behält den Teller in der Hand. Jonas geigt erst allein die Melodie eines Liedchens; dann singt er es dazu.) Nu, Glück auf!

Jech bin än armer Bärgma' Gunge
Und hob g'wiß net zu beißen viel;
Doch hob iech äne frische Lunge
Und do mei kläues Geigenspiel.
Singen und Spielen erquickt wul das Läben,
Doch sul's mich äch ä Bissel erfreun,

Se müßt ihr mer was zu brocken gäben,
Denn Bug'n und Kehl wüll'n geschmieret sein.

Wilhelm.

Aha! armer Schelm; ich merke, du bist hungrig. Warte! Warte! da hast du mein Stückchen Kuchen!

Jonas.

Nä, nä, mei schüner junger Härr! her ißt wul selberst; ä Bissel Salz und Brud thut's ah.

Wilhelm.

Du sollst aber; das kann ich auch so gut, als du, essen.

Jonas.

Nu, so sog jech'm schün Dank. Ober iech wärd's itzt net assen, sundern's men armen Vohter mietnämme: fer ihn kömmt net leichtling ä su guter Bissen.

Lore.

Für deinen armen Vater? Schade, daß ich mein Stück schon aufgegessen habe!

Luise.

Warum ist er doch nicht ein Bißchen eher gekommen!

Jettchen.

Ich habe noch die Hälfte von meinem; da, bringe das deinem armen Vater auch mit.

Jonas.

O nä d'ch, nä d'ch! — beholt Si's, schüne Mumsell! Her hot an än Stückel schu genug. — Mer ißt sulche Leckerbisla net, daß mer sich dra sot ißt.

Jettchen.

Iß denn lieber dies selbst auf.

Jonas.

Nä, nä; sul iechs gu nämme, su lass'n Sie mers immer lieber in mei Schnupftüchel wickle, und met hehm nämme. (Er sucht.) — Je, vertrackt! hob iech doch ka's in mei Kittel; gäben Sie mer ner ä Papierl?

Lore.

Ich will dir ein reines Tüchelchen suchen; wir wollen den Kuchen indeß ins Fenster setzen.

Jonas.

Ae rächt, ä rächt, mei hübsch Mumsellchen! Itzt bin ichs Fiddelns, und nets Essens wägen do.

Wilhelm.

Nun, was willst du uns denn nun zum Besten geben?

Jonas.

Je nu, wull'n Sie epper na ä Liedl hoben? Iech ka ä vurnehms. Es klapt zwor net su fei, wie unsere Bärgknappenliedlä, ober's is, gläb iech, doch gut gemähnt. (Er geigt und singt wechselsweise.)

Ich fahr' in tiefe Schachten ein,
Wovor das Herz dir bebt,
Indem mein Arm durch Erz und Stein
Mir tiefre Wege gräbt;

Und fürchte nicht den nahen Tod,
Den jedes Element
Mir tief im finstern Abgrund droht,
Wo nur mein Lämpchen brennt;

Nicht dieses schroffen Felsens Wut,
Der auf mich nieder hängt,
Nicht diese wilde Wasserflut,
Die sich durch Felsen drängt;

Auch nicht das Feuer, welches hier
In blauen Flammen raucht,
Und selbst das Gift nicht, das nach mir
Des Todes Odem haucht.

Kühn reiß' ich diesem Erdengrund
Die harten Adern auf,
Und bring' aus tiefem, finstern Schlund
Der Erde Mark herauf.

Und von dem Silber, von dem Gold,
Das, ach! durch meinen Schweiß
Die Erde ihren Herren zollt,
O, was gewinnt mein Fleiß?

Oft kranke Glieder, und zur Noth
Den schweren Bettelstab,
Ein Bißchen Salz und trocken Brot,
Und meist ein frühes Grab.

(Die Kinder hören weichherzig zu, treten immer näher, und trocknen sich die Augen. Ludwig springt unterdeß herum, kommt zu dem Kuchen, und ißt ihn auf.)

Wilhelm (ergreift Jonas bei der Hand).
Armer Kleiner! du bist also wol recht unglücklich?

Lore.
Das häßliche Geld; das macht alles Unheil!

Jonas.
Ah nä! Mer kähft gu Alles dermiet; und wenns ödle Bärgwärk net wär, su hätt'n mer gu net zu läben. 'S is freilich wul viel von dem wohr, was's Liedl sogt; ober je nu, wenn mer halter ner Brud hot, so hungert mer doch net; is mer krank, su sorgt der liebe Gott äh fer unser än, und is mer tudt, su braucht mer nischt mer, als ä Bissel Aerd, und das find mer überall.

Lore.
Guter Junge! du bist also mit deinem Zustande zufrieden?

Jonas.

Je warum net? Wenn iech mei ohlten Vohter nur noch ä Zeit lang beholt, su ist Alles schu gut. — Sal iech epper nach ä Stück'l uffstreich'n?

Wilhelm.

Ich dächte nicht, wenns Ihnen so gefällig wäre; der arme Schelm wird gern sonst noch was verdienen wollen. (Er sucht seinen Groschen.)

Luise.

Das meine ich auch; aber wir müssen Alle für ihn zusammenschießen. Hier, lieber Wilhelm, ist mein Groschen!

Jettchen.

Und hier meiner!

Lore.

Da, Wilhelm, sind zwei Groschen! Behalt den deinigen.

Wilhelm.

Nein, das Vergnügen lasse ich mir nicht nehmen. (Er nimmt Alles zusammen und giebts Jonas.)

Jonas.

Nä, das is ze viel! das is ze viel! Her hot mer ner ä Gruschen versproch'n, mei liebes junges Härrl!

Wilhelm.

Nimm, nimm! Es macht uns Freude, daß wir dir etwas mehr geben können.

Jonas.

Se segn's Ihnen der liebe Gott. (Zu Loren.) Ober se wulten gu der Güte sein, und mer ä Bissel Papierl zum Strizel gäbe, das Sie mer verehrt hoben.

Lore.

Bald hätt' ichs vergessen. — — (Sie geht an eine kleine Kommode und nimmt ein Schnupftuch heraus.) Da! es ist ein Bißchen dünne; dazu aber wirds wol gut genug sein.

Jonas.

Nä, nä! 's ist viel ze gut; dos dorf iech net nämme.

Lore.

Nimm, nimm nur! Meine Mutter hat mir erlaubt, es zu verschenken.

Jonas.

Nu, se vergält's Gott! vergält's Gott! (Er geht ans Fenster, um den Kuchen zu holen, und legt seine Geige indeß auf die Erde.)

Lore.

Wart', ich will dir helfen einpacken.

Jonas (traurig).

'S is nischt mehr do!

Lore.

Nun, was ist das? Ludwig, Ludwig, gewiß hast —

Ludwig (betroffen).

Ja, ich habe es in Gedanken aufgegessen. — Ich dachte nicht daran, daß es für ihn sein sollte.

Lore.

O über den Menschen! Fi, Bruder, wie kannst du —

Jonas.

Sei se ner net büs, mei hübsches Günferle! 'S wil nischt sogen. Iech bildete mer ner äne Fröd ei, ma's armen Vohters wägen.

Wilhelm (äußerst unwillig).

Daß ich Narr doch für ihn bitten mußte! — Liebstes Lorchen — leihen Sie mir —

Lore

(zieht ihr Beutelchen heraus; eben das thun auch Luise und Lettchen).

Ich hatt' es mir schon vorgenommen; da!

Luise.

Und dies! —

Jettchen.

Und dies noch — (Jede giebt Wilhelm ein Geldstück in die Hand, und Wilhelm reicht Alles Jonas.)

Wilhelm.

Da nimm, und kaufe ein ander Stück Kuchen, um deinen Vater zu erfreuen.

Jonas.

Gruhßer Gott, gruhßer Gott! dus is go ze viel!

Wilhelm

(reicht ihm wehmüthig die Hand).

Ach, daß ich dir nicht auch etwas geben kann! Aber — ich bin eine Waise, und lebe von fremden Wohlthaten; — meinen Groschen hast du.

Jonas.

Ach! mei härzliebster gunger Härrl! — Hot her mich nit dohär gebracht? Jech wullt, her nähm sen Gruschen wieder!

Wilhelm.

Betrübe mich nicht, und — geh!

Jonas (faltet die Hände).

Nu! se erhalt' Sie Gott gesund, und laß se sei gruhß warden.

Ludwig (der eine Weile nachgedacht hatte).

Warte, warte ein Bißchen! ich muß dir auch was holen! (Er läuft, indem er dieses sagt, nach der Thür, springt aus Unvorsichtigkeit auf die Geige, die noch auf dem Boden liegt, und tritt sie in Stücken.) O weh! (Läuft erschrocken zur Thür hinaus.)

Jonas

(der sich nach seiner Geige umsieht).

Je, dos Gott erbarm! dos Gott erbarm! Jech bin verloren! Jech bin ganz rugenirt!

(Die Kinder drücken ihr Erschrecken und ihre Betrübniß aus.)

Jonas.

O jemine! Mei ganz Bissel Reichthum — womit iech mich und mei armen Vohter ernährte — da sähn Sie ämohl mei klä's Geigel — 's in Stücken: O je, mei armer Vohter! o iech armer Schelm! (Er schluchzt und ringt die Hände.)

Lore.

O, der böse Bube! — In der That — ich weiß nicht — ich habe nichts mehr! — Wenn ich nur zu meiner Sparbüchse könnte. — Lieber Wilhelm! —

Luise.

Ich habe noch ein paar Groschen bei mir; hier!

Jonas (noch immer weinend).

Ah, wul gut und Dankes währt; ob'r davur ka iech na kän Geig kafen. — O mei armer Vohter! — der hotte se schu über funfzehn Gahr gehot —

Jettchen.

Da — Alles, was ich bei mir habe! (Sie schüttelt ihr Beutelchen aus, worin aber nur etwas kleine Münze ist.)

Lore (geht nach ihrem Nähepulte).

Hier ist mein silberner Fingerhut! Geh, armer Mensch, und verkaufe ihn; einer von Messing vertritt bei mir auch die Stelle.

Wilhelm.

Warte, Freund! ich will dir auf einmahl helfen. (Er bückt sich, macht seine silbernen Schuhschnallen aus und giebt sie ihm.) Ich habe noch ein Paar tombackene. — Dafür kriegst du gewiß ein paar Thaler; sie sind noch von meinem seligen Pathen. (Lore hält ihm den Fingerhut und Wilhelm die Schuhschnallen vor: er aber weigert sich, sie anzunehmen.)

Jonas.

'S giht net! iech därf net! Mei Vohter gläbte, iech hätt' gemaust, wovur mich unser Herrgott bewohr!

Lore.

Du mußt — meinen Fingerhut!

Wilhelm.

Meine Schnallen — du wirst mich böse machen. — Nimm, nimm —

Lore.

Ja, wo du nicht nimmst —

Jonas.

Se muß iech — ach! — du gruhßer Gott! Se sul iech Sie nu um's Ihrige bringe?

Wilhelm.

Sei du unbekümmert! Gott kann mir mehr, als die Kleinigkeit, wieder geben, Du und dein Vater, ihr braucht Brot; mir gab er es reichlich, und ich habe keinen Vater zu ernähren.

Lore.

Geh nur, geh, daß du zu deinem Vater kommst.

Jonas.

Se nämme Sie wen'gstens Ihr Fingerhütl wieder!

Lore.

Nichts, nichts, nichts!

Luise.

Vielleicht kommst du auch an unser Haus, da will ich deiner auch schon gedenken.

Jettchen.

Ja, wir wohnen in der Peterstraße.

Jonas.

Ach! Se gute härzle Leutl schicken miech zähn Mahl unruhiger wag, als iech gekumme bi — hätt' iech ner mei Geig ganz beholten, nimmer — nimmer hätt' ichs genumme.

Wilhelm.

O, du quälst uns! Geh nur diesmahl! Unser Vater möchte kommen.

Jonas.

Su? Ihr Härr Vohter? — un dän erworten Sie nu itzt?

Lore.

Geh, geh!

Jonas (geht weinend ab).

Ach! — ach! se sul ichs nu nämme? Ob'r wenn sie epper Verdruß drüber hätten — die goldigen, lieben gungen Härzen!

Neunter Auftritt.

Lore, Luise, Jettchen, Wilhelm.

Luise.

Wie bedaure ich Sie um ihre Schuhschnallen!

Jettchen.

Sie geben uns ein gutes Beispiel —

Wilhelm.

O, das hat mir unser Lorchen gegeben.

Lore.

Gewiß, Vetterchen, wenn ich dich nicht recht schwesterlich liebte, so wäre ich nicht werth, einen solchen Vetter zu haben. Du hast mich durch dein Beispiel schon viel besser gemacht, als ich vorher war, ehe dich mein Vater zu uns nahm.

Wilhelm (hält ihr den Mund zu).

Fi, Lorchen! du beschämst mich! — Aber müssen wir nicht dem Vetter sagen, wie sich Ludwig heute wieder betragen hat? Er machts doch gar zu arg!

Lore.

Ich weiß nicht — er wird sich so sehr darüber kränken — Ah! da ist er selbst —

Zehnter Auftritt.

Die Vorigen, Güldberg, Jonas.

(Die Kinder treten ein wenig betroffen auf ein Häufchen; Lore und Wilhelm sehen den kleinen Jonas unwillig an.)

Güldberg (zu den beiden fremden Kindern).

Ah! willkommen, meine Lieben! Wie gehts? Besuchen Sie einmahl meine Kinder? Wie befinden sich Ihre lieben Aeltern?

Luise.

Recht wohl, Herr Güldberg.

Jettchen.

Und lassen Ihnen viele Grüße sagen.

Güldberg.

Da ist mir vor dem Hause der kleine Bergmann angelaufen, und will nicht ablassen, mit mir zu sprechen. Ich weiß nicht, was er haben will. — (Zu dem Knaben) Nun, Kleiner, was ist denn dein Anbringen?

Jonas (zu Loren und Wilhelm).

Ah, mei härzige liebe kläne Herrschaft, vergäb Sie mers um Gottes willen! Jech ka' es ober net verschweigen, un's wär wul äne Sünd, wenn iechs wider Wissen und Willen Ihres Härrn Vohters behielt. Jech wahs schu, Kinner hoben nischt wegzugäben.

Güldberg.

Was habt ihr denn mit ihm gehabt?

Jonas.

Ah! nischt Büs's, ner ze gut! — Das liebe Härrl do ruft miech von der Gaß her, doß iech durch ä Bissel Fiddeln die Ahnern erlustriren sul. Do wor nah än ahnrer Musjeh, ober keen su guter Musjeh —

Güldberg.

Er meint gewiß Ludwig?

Jonas.

Nähm's der Härr doch jo net ibel, daß iechs sog; ob'r wer ka nu anners? Iech spiel uf, was iech ka; nu de gunge Herrschaft is äh se gut un giebt mer ä Stückele Kuchen, ä Tüchl, 's nein zu wickele, un nä ä ganz Pfötl vul Gald; wie viel wäs iech net.

Güldberg.

Nun!

Jonas.

Nu, da kümmt de ahnre Musjeh, der net su gut is, un ißt mer'n Kuchen uf, dän iech mei armen staarblinden Vohter mitbringen wult. Doch das möcht sei; ob'r do iechs Geigl uf den Buden gelegt hob, wil her nauslaufen un tritt mer's in kleine Stückchen enzwei.

Güldberg (zu Loren und Wilhelm).

Ist das wahr, Kinder? (Beide schlagen die Augen nieder und schweigen.)

Jonas.

Der Musjeh hot's net gern gethan, gläb iech; wul'n net büs uf'n wärden. —

Güldberg.

Es soll dir gutgethan werden, mein Sohn! Bist du fertig?

Jonas.

Na net, lieber Härr! Höre Sie ner! — Iech steh in Todesangst, und do de liebe klän Herrschaft — o die gute Härzenspüpple! — se hoben net su viel, mer mei Schoden gut ze thun — do giebt mer das schüne Güngferle hier ihr silbern Fingerhütl, und das gute Härrl seine silbern Schuhschnallen. Ober nä, dos ka iech net übers Härz bringe — mei Vohter dächt wul gor, iech hätt's gestulen! Iech hürte, daß ihr Papa hämkummen sulte, un gläbte, daß iechs ihm sogen müßt; denn iech

wäs schu, doß Kinner uhne's Vohters Erläbniß nischt weg=
zugeben hoben. Nä, Gott bewohr miech! Hob iech schun
käne Geig mehr — o mei Geig! un mei armer Vohter!

Güldberg.

Gott! — Ich weiß nicht — soll ich dich, oder soll
ich euch, meine guten Kinder, zuerst umarmen? — Doch
dich — dich zuerst, redliche Seele! — Komm näher
an mein Herz! — Aeußerste Armuth, äußerste Versuchung
— und doch so ehrlich — (Er umarmt ihn.)

Jonas.

Is es denn suen Wunder, rächt zu thun? Der liebe
Gott wils jo su hoben. Nä, »unrecht Brud gedeit
net,« hot mer immer mei Vohter und Mother vorge=
prädigt; un wenn Sie anners se gut sein wullen, se
kennen Sie mer än anners Geigel kähfen, do is där
Schoden geheilt. — Do sind die Schuhschnallen un's
Fingerhüthl wieder!

Güldberg.

Weißt du was, junger Freund! bleib bei uns! Du
sollst hier meinem Wilhelm zur Hand sein; wir wollen
dann schon weiter sehen.

Jonas.

Ah! dem Engel do? — O! — iech erstick vär Fräd.
(Er springt nach Wilhelms Hand, um sie zu küssen. — Traurig.)
Ober nä! — iech müßt mei armen Vohter allähn loſ=
sen; nä — wovon sult her läben? Iech sult vul ahf
hoben, un er hungern? Nä, 's giht net!

Güldberg.

Guter Knabe! wer ist dein Vater?

Jonas.

Ae'n olter stockblinner Bärgma, den iech durch mei
Geigen ernähre. Freilich ists net viehl mehr, als ä Bißl
Brud un ä Kukähs, ober der liebe Gott giebt immer

fer än Tog genug, un fer'n nächsten sorgen wir net; do sorgt är wieder.

Güldberg.

Nun, ich will deinen Vater auch versorgen, und wenn er Lust hat, ihn ins Spital kaufen, wo er einer guten Pflege genießen wird.

Jonas

(mit einem lauten Freudengeschrei — läuft wie außer sich umher).

Oh — oh — dos Gott erbarm! dos Gott erbarm! Mei armer Vohter! — nä, su äne Fräd wird her net überläben — nä, iech kah net länger bleib'n — iech muß'n hulen, iech muß'n herbringen — O — h der härze liebe Vohter! O — h! (Läuft fort.)

Güldberg

(trocknet sich die Augen, und den Kindern sieht man Thränen über die Wangen rollen).

O meine Kinder! Welch ein glücklicher Tag für uns! Euch verdank' ich diese Freude. (Er setzt sich.) Kommt, kommt in meine Arme! (Alle hängen sich an ihn, und es herrscht eine rührende Stille.) Du, lieber Wilhelm (indem er ihm die Hand an die Backe legt, die Wilhelm feurig küßt) bist von heute an mein Sohn, mein wahrer Sohn! Du bist es werth, in meinem Herzen und in meiner Fürsorge einerlei Platz mit meinen andern Kindern zu haben. Du sollst ihn haben, mein Sohn! (Er umarmt Wilhelm von neuen, der sprachlos an seinem Halse hängen bleibt.) — O, wäre doch mein Ludwig erst, wie du! — Wo ist er denn, der leichtsinnige Junge?

Lore.

Da er die Unvorsichtigkeit beging, die Geige zu zertreten, lief er erschrocken zur Thür hinaus.

Luise.

Da kommt er!

Elfter Auftritt.

Die Vorigen, Ludwig.

(Ludwig tritt mit niedergeschlagenen Augen herein, und hat eine abgeschnittene goldene Tresse in der Hand. Er sieht sich nach Jonas um; da er die andern Kinder in den Armen seines Vaters erblickt, bleibt er beschämt stehen.)

Güldberg.

Warum kommst du nicht näher, Ludwig?

Ludwig.

Ich kann nicht — lieber Vater.

Güldberg.

Warum nicht?

Ludwig.

Weil ich nicht verdiene, von Ihnen geliebt zu werden, wie die Andern.

Güldberg.

Sagt dir das dein Herz? (Ludwig weint.) Komm zu mir! Ich weiß, was du gethan hast.

Ludwig.

Nein, — Sie können nicht Alles wissen — sonst würden Sie ja so gütig nicht mit mir sprechen. Ich habe Strafe verdient; strafen Sie mich, lieber Vater!

Güldberg.

Weßwegen?

Ludwig
(kann anfangs vor Weinen nicht reden).

Ich — will Ihnen selbst Alles sagen. — Erst bin ich immer herumgesprungen, da ich die Uebersetzung machen sollte, und da wurde ich nicht fertig damit. — Wilhelm war so gut, seine Uebersetzung zu zerreißen, weil er nicht besser scheinen wollte, als ich —

Güldberg (streichelt Wilhelm).

Guter Junge!

Ludwig.

Da bat er Herrn Trautmann, daß er mir auch erlauben möchte, unten zu sein, und sagte, ich würde mich heute gewiß gut aufführen. — Da wir aber herunter kamen, sprang ich auf den Stuhl, und riß Schwester Loren nieder, daß wir Beide auf die Erde fielen.

Güldberg.

Davon habe ich ja nichts gehört!

Ludwig.

Ach! es ist noch nicht Alles! Nachher begoß ich Jettchen mit einer Tasse Milch, und unterdeß, daß die Andern abtrockneten, dachte ich nicht daran, und trank die übrige Milch aus.

Güldberg.

Und das Alles aus Unbesonnenheit, weil du nicht daran dachtest, daß es unschicklich sei?

Ludwig.

Ja, lieber Vater! — Nachher aß ich den Kuchen auf, den sie dem kleinen Bergmanne gegeben hatten, und da ich hinlaufen wollte, um auch etwas für ihn zu holen, trat ich ihm die Geige entzwei.

Güldberg.

Und was sagt dir denn dein eigenes Herz, indem du Alles überdenkest?

Ludwig (weint wieder heftiger).

A — ach!

Güldberg.

Ich bin gewiß, daß du keines von Dem, was du gethan hast, mit Absicht thatest: du bedachtest nur nicht, was du thatest, handeltest leichtsinnig, unbesonnen. Aber wie viel Mißvergnügen hast du dir und Andern dadurch

zugezogen? Und wie viel ärger noch hätte Alles ausfallen können, wenn nicht Glück, oder vielmehr die göttliche Vorsehung, dabei beschäftiget gewesen wäre, größeres Unglück abzuwenden? Deine Schwester und du selbst hättet Schaden an eurer Gesundheit leiden können; der arme Bergmannsknabe und sein alter blinder Vater wären beinahe in Hunger und Elend gerathen; und das durch dich — bedenke einmahl — durch dich! — Merke dir, mein Sohn: kindischer Leichtsinn und Wildheit sind zwar selbst noch keine wirkliche Laster, aber sie können in Laster ausarten, und richten oft eben so viel Unheil an, als diese. Fährst du so fort —

Ludwig.

Nie, nie, bester Vater, will ich wieder so sein!

Güldberg.

Gott gebe, daß dein Vorsatz dauerhaft sei! — Was soll denn die Tresse?

Ludwig.

Ich habe sie von meinem Hute geschnitten, um sie dem armen Bergmannsknaben zu geben. Ich suchte Sie im ganzen Hause, um es Ihnen erst zu sagen, aber ich fand Sie nicht; und ich hatte doch nichts Anders.

Güldberg.

Nun, darüber brauchst du dich am wenigsten zu entschuldigen. — Kommt, liebe Kinder, jetzt wollen wir zu eurer lieben Mutter gehen, und ihr sagen, was heute für ein Festtag für uns ist. Wie bedaure ich dich, Ludwig, daß dein Herz an unserer Freude keinen vollen Antheil nehmen kann!

Des Morgens im Saatfelde.

Schon reift die Saat des Schnitters Hand entgegen,
Die Aehre neigt sich, schwer von deinem Segen,
Allvater, deiner Unermeßlichkeit!
Ach! wie du giebst, mit welcher, welcher Milde!
So geben, so beglücken, deinem Bilde
So ähnlich sein, welch eine Seligkeit!

Du giebst der offnen Erde dein Gedeihen,
Und winkst dem Landmann, Samen einzustreuen;
Er kommt auf deinen Wink herbei und streut.
Dann strömen deine Wolken Thau und Regen,
Und deine Sonn' ergießt den milden Segen,
Dann keimt der Halm, und schoßt und steht bereit.

Und deine Sonn' erzeuget seine Aehren,
Und deine Wolken träufeln, sie zu nähren,
Daß Mark in ihren vollen Körnern reift.
Die segenschweren Häupter wollen sinken,
Sie wanken taumelnd hin und er, und hwinken
Dem Sä'mann, daß er rasch die Sens' ergreift.

Dann kommt der Mensch, und füllt die weite Scheune.
Er nimmt und sammelt froh, und nennts das Seine,
So stolz und kühn, als hätt' er sichs verschafft.
Dann kommt der Mensch, und nimmt und ißt, und Stärke
Durchströmt sein Blut, zum Schaffen seiner Werke;
Er nimmt und ißt, und geht einher in Kraft.

Dann kommen deine Vögel, Gott, und nehmen
Aus deinen milden Händen, und beschämen
Den sorgenvollen menschlichen Verstand.

Dann kommen deine Thier', und du giebst Allen,
Und sättigst, was da lebt, mit Wohlgefallen!
Und neues Leben strömt aus deiner Vaterhand.

Ach, wie du giebst, mit welcher, welcher Milde!
So geben, so beglücken, deinem Bilde
So ähnlich sein, welch eine Seligkeit!
O Menschen! Brüder! schon auf dieser Erden,
Schon hier könnt ihr, kann ich Gott ähnlich werden,
Und trinken diesen Kelch der Seligkeit!

Karoline Rudolphi.

Das Pferd und der Esel.

Einst trug auf seinem schmalen Rücken
Ein Esel schwere Last,
Die fähig war, ihn todt zu drücken.

Ein ledig Pferd ging neben ihm. Du hast
Auf deinem Rücken nichts, sprach das geplagte Thier;
Hilf, liebes Pferdchen, hilf! Ich bitte dich, hilf mir!

Was helfen! sagt der Grobian;
Du bist ein fauler Bauch; greif deine Knochen an!
Trag zu!
Ich sterbe, liebes Pferd!
Die Last erdrückt mich; rette mich!
Die Hälfte wär' ein Spiel für dich!
Ich will nicht, sprach das Pferd.
Kurz, unter dem zu schweren Sack
Erlag der Esel. Sack und Pack
Schmiß man sogleich dem Rappen auf,
Des Esels Haut noch oben drauf.

Der Löwe und der Fuchs.

Herr Löwe, sprach ein Fuchs, ich muß
Es dir nur sagen; mein Verdruß
Hat sonst kein Ende:
Der Esel spricht von dir nicht gut.
Er sagt: was ich an dir zu loben fände,
Das wiss' er nicht; dein Heldenmuth
Sei zweifelhaft; auch gebst du keine Proben
Von Großmuth und Gerechtigkeit!
Du würgetest ohn' Unterscheid;
Er könne dich nicht loben.

Ein Weilchen schwieg der Löwe still;
Dann sprach er: Fuchs, er spreche, was er will;
Denn was von mir ein Esel spricht,
Das acht' ich nicht!
Nur Den, der gegen Andre mich zu reizen wagt,
Und Den, der Schmeichelei ins Angesicht mir sagt,
Den haß' ich, kann vor Augen ihn nicht sehen:
Elender, fort! sonst ists um dich geschehen!

Pfeffel.

Johann, der Seifensieder.

Johann, der muntre Seifensieder,
Erlernte viele schöne Lieder,
Und sang mit unbesorgtem Sinn
Den Tag bei seiner Arbeit hin.

Zu beißen hatt' er oft nur wenig;
Doch war er froher als ein König,
Und seiner hellen Stimme Kraft
Durchdrang die ganze Nachbarschaft.
Man horcht, man fragt: wer singt schon wieder?
Wer ists? Der muntre Seifensieder.

Es wohnte neben diesem an
Ein reicher, fauler, feister Mann,
Der prassend oft die halbe Nacht durchwachte,
Und dann zur Nacht den lichten Morgen machte.
Doch schloß er kaum die müden Augen zu,
So stört' ihn schon in seiner Ruh,
Durch laute, frohe Morgenlieder,
Johann, der muntre Seifensieder!

Drob zürnt der reiche, faule Mann,
Und hebt, wenn Jener singt, voll Unmuth an:
Der Geier hole deine Lieder,
Du Stör-im-Schlaf, du Seifensieder!
Ach, wäre doch, zu meinem Heil,
Der Schlaf hier, wie die Austern, feil!

Den Sänger, den er früh vernommen,
Läßt er zum Nachmittage kommen,
Und spricht: Mein lustiger Johann,
Wie geht es euch? wie fangt ihrs an?
Ein Jeder rühmt mir eure Waare!
Sagt, wie viel bringt sie euch im Jahre?

Im Jahre, Herr? Mir fällt nicht bei,
Wie groß im Jahr mein Vortheil sei.
So rechn' ich nicht: ein Tag bescheret,

Was der, der auf ihn folgt, verzehret.
Das kommt im Jahr (ich weiß die Zahl)
Drei hundert fünf und sechzig mahl.

Schon recht; doch könnt ihr mir nicht sagen,
Was wol ein Tag pflegt einzutragen?

Mein Herr, ihr forschet allzusehr!
Der eine weniger, der andre mehr;
So wie's denn fällt. Mich zwingt zur Klage
Nichts, als die vielen Feiertage:
Ja, wer die alle roth gefärbt,
Der hatte wol, wie ihr, geerbt;
Dem war die Arbeit wol zuwider;
Gewiß, der war kein Seifensieder!

Der reiche Mann, gar sehr erfreut
Ob dieser guten Nachricht, beut
Dem liederreichen Nachbarsmann
Viel schöne, blanke Thaler an.
Nur, daß er künftig nicht mehr singe
Und um den Morgenschlaf ihn bringe.

Johann versprichts; läuft hocherfreut
Mit seinen Thalern hin, und scheut,
Wie Diebesaugen, Aller Blicke,
Ist ganz betäubt von seinem Glücke,
Zählt, streichelt, küßt sogar sein Geld,
Und wähnt sich nun den Glücklichsten der Welt.

Um seinen lieben Schatz zu hüten
Und schnöden Dieben Trotz zu bieten,
Verwahrt er ihn bei Tag und Nacht

In einem wohlbeschlagnen Kasten;
Doch so auch kann er noch nicht rasten,
Weil ihm jetzt Alles Argwohn macht.
Sobald sich nur der Haushund reget,
Sobald der Kater sich beweget,
Springt er erschrocken auf, und glaubt,
Man hab' ihn wirklich schon beraubt;
Bis, oft gestoßen, oft geschmissen,
Sich endlich beide packen müssen.

Er sieht zuletzt, je mehr er spart,
Daß Sorge sich mit Reichthum paart,
Sieht alle Ruhe, alle Freuden
Sich ohne Rückkehr von ihm scheiden;
Ihm schmeckt kein Essen, schmeckt kein Trank,
Und Seufzer hört man, statt Gesang.

Zuletzt erwacht sein vor'ger Sinn;
Schnell läuft er zu dem Nachbar hin,
Und spricht: Herr, lehrt mir beßre Sachen,
Als, statt des Singens, Geld bewachen!
Nehmt eure Thaler wieder hin,
Und laßt mir meinen frohen Sinn!
Mag, wer da will, euch euer Geld beneiden;
Ich tausche nicht mit euren Freuden.
Mir ward, statt Geld und Geldesklang,
Ein froher Sinn und froher Sang.
Was ich gewesen, werd' ich wieder:
Johann, der muntre Seifensieder!

Der Winter.

Wohl mir, bei dieser rauhen Zeit!
Ich darf vor keiner Kälte beben;
Mich schützt mein Dach, mich wärmt mein Kleid,
Und Speis' und Trank erfreun mein Leben;
Auf weichen Betten drückt die Ruh
Mir sanft die müden Augen zu.

Doch weh dem Armen, dem anitzt
Das Glück sogar das Nöthige versaget,
Den weder Kleid, noch Dach beschützt,
Und der zu betteln doch nicht waget,
Den Krankheit hin aufs Lager streckt,
Auf dem kein weiches Bett ihn deckt!

Was zauderst du, o Bruderherz,
Mit Hülf' ihm liebreich zuzueilen!
Fühl' seine Nothdurft, seinen Schmerz,
Um, was du hast, mit ihm zu theilen!
Wer seiner Brüder Noth vergißt,
Verdient nicht, daß er glücklich ist.

Der Blinde und der Lahme.

Von ungefähr muß einen Blinden
Ein Lahmer auf der Straße finden,
Und jener hofft schon freudenvoll,
Daß ihn der Andre leiten soll.

Dir, spricht der Lahme, beizustehen?
Ich armer Mann kann selbst nicht gehen!
Doch scheints, daß du für eine Last
Noch sehr gesunde Schultern hast.

Entschließe dich, mich fortzutragen,
So will ich dir die Stege sagen;
Dann wird dein starker Fuß mein Bein,
Mein helles Auge deines sein.

Der Lahme hängt mit seinen Krücken
Sich auf des Blinden breiten Rücken;
Vereint wirkt dann dies schwache Paar,
Was einzeln Keinem möglich war.

Der Hund mit dem Fleische.

Mit einem Stückchen Fleisch, das er dem Koch genommen,
Springt Spitz, Verfolgern zu entkommen,
In einen klaren Fluß. Er schwimmt, und sieht hinein;
Sieht sich und auch das Fleisch. — Ihm dünket dieser Schein
Ein andrer Hund mit Fleisch zu sein;
Gleich tritt bei ihm die Gier, auch dies zu haben, ein.
Besiegt von der Gewalt des Neides,
Schnappt er nach jenem: — weg war Beides!

Ein Geiziger ist nimmer satt,
Und so verliert er oft auch das noch, was er hat.

Utz.

Die treue Magd.

Es lebte noch vor kurzen eine Witwe — wo? habe ich nicht erfahren können — die von ihrem sonst ansehnlichen Vermögen nach dem Tode ihres Mannes das Meiste verloren hatte. Nur eine kleine Summe Geldes war ihr übrig geblieben, von deren Zinsen sie nothdürftig leben konnte.

Durch das Umwerfen eines Kaufmanns, den man für sehr reich und völlig sicher hielt, verlor sie auch diesen letzten kleinen Rest ihres Vermögens. Ihre Umstände waren nun sehr traurig, denn Alter und Schwachheit hatten sie zu aller Arbeit unfähig gemacht, und es blieb ihr also nichts übrig, als entweder sich in ein Armenhaus aufnehmen zu lassen, oder betteln zu gehen.

Zwar hatte sie in einer benachbarten großen Stadt einen nahen Verwandten, der reich genug war, um sie ernähren zu können; aber unglücklicher Weise gehörte dieser zu der Klasse jener verwahrloseten Menschen, die für fremde Leiden zu wenig Gefühl haben. Er ließ sie hülflos.

In dieser Noth warf eine geringe Magd, die sie bei sich hatte und die sie nunmehr abschaffen wollte, auf einmahl sich zu ihrem Schutzengel auf. Das liebreiche Betragen, welches diese Person von ihrer Frau während ihres vormahligen Wohlstandes erfahren hatte, flößte ihrem guten Herzen den Vorsatz ein, sich dankbar zu bezeigen.

Nein, sagte sie daher, auf den Antrag ihrer Frau, sich eine andere Herrschaft zu suchen, ich verlasse Sie nicht, so lange Sie leben. Sie haben mir viel Gutes erwiesen, und es hat mich oft genug gekränkt, daß ich nichts weiter für Sie thun konnte, als was meine Schuldigkeit war.

Lohn gebrauche ich nicht, denn ich habe mir von Ihrer vormahligen Freigebigkeit auf viele Jahre Kleider gesammelt. Außerdem habe ich noch 25 schöne harte Gulden, die ich an unsern Nachbar ausgeliehen habe. Auch kann ich nähen und stricken; erhält also der liebe Gott mich nur gesund, so will ich schon für uns Beide Brot schaffen.

Die arme Witwe war über diese Erklärung äußerst gerührt, und nahm, weil das gute Mädchen darauf bestand, die treuen Dienste desselben dankbar an.

Die Magd hielt mit Freuden Wort, und ernährte zwei Jahre lang die Witwe und sich selbst durch die Arbeit ihrer Hände, bis jene starb.

Die Treue dieses guten Mädchens ist schon jetzt nicht unbelohnt geblieben.

Kurz vor dem Tode der Witwe war auch der reiche Vetter gestorben, und ihr, als seiner einzigen Verwandtinn, fiel nun sein ganzes Vermögen zu.

Aber für sie selbst kam diese Hülfe zu spät, denn sie war schon so schwach, daß sie unmittelbar darauf starb, ohne einmahl verordnen zu können, wie es mit der Erbschaft gehalten werden sollte.

Das ganze Vermögen fiel also der fürstlichen Kasse zu. Aber glücklicher Weise hatte der Fürst von dem edelmüthigen Betragen der Dienstmagd Nachricht erhalten.

Eine solche That, sprach er, muß nicht unbelohnt bleiben. Die ganze Erbschaft soll ihre sein.

Sie erhielt sie; und Alle, welche davon hörten, freueten sich über die Gerechtigkeit des Fürsten und über die wohlverdiente Belohnung des guten Mädchens.

Lied eines Schiffenden,

nach überstandenem Sturme.

Blau und gülden ist der Himmel,
Still und ruhig Wind und Meer,
Und im scherzenden Gewimmel
Spielen Fische um mich her.

Unser Herz ist ruhig wieder,
Froh, als wären wir zu Haus,
Und es schallen unsre Lieder
In das hohe Meer hinaus.

Noch vor wenigen Minuten,
Da der wilde Sturmwind blies,
Glaubten wir in Meeresfluten
Unsern Untergang gewiß.

Schreckliche Orkane heulten
Durch die düstre Wetternacht;
Rothe Flammenblitze theilten
Himmel, Wogen und die Nacht.

Jetzt empor gehoben flogen
Wir hinauf in hohe Luft;
Wurden jetzt hinabgezogen
In des Meeres tiefste Gruft.

Donner rollten, schwarze Fluten
Bäumten kühn sich himmelan;
Kindlich flehten wir den guten,
Starken Gott um Rettung an.

Und es schwiegen Sturm und Wetter,
Und es schwand die düstre Nacht.
Jauchzend danken wir dem Retter,
Dessen Auge uns bewacht.

Groß, wie seiner Himmel Pfade,
Zahllos, wie der Sterne Heer,
Ist des Weltenschöpfers Gnade,
Unergründlich, wie das Meer!

Walle, rother Wimpel, walle!
Ueber uns, in Gottes Hand,
Von dem hohen Maste schalle
Bald der Ruf des Wächters: Land!

Mühlpfort.

Das Schwerste und das Leichteste.

Einer von den sieben klugen Männern in Griechenland, welche die sieben Weisen genannt wurden, hieß Thales. Dieser wurde einmahl gefragt: was das Schwerste und was das Leichteste sei?

Das Schwerste, antwortete Thales, ist, sich selbst und seine Fehler recht zu kennen; das Leichteste ist, an andern Leuten Fehler wahrzunehmen.

Eben dieser Thales grüßte einmahl einen Mann, der ihm begegnete, sehr höflich. Der Mann aber ging stolz vorüber, und dankte ihm nicht einmahl.

Die Freunde des Thales meinten, das müsse er übel nehmen, weil es für ihn, als einen so berühmten Mann, ein Schimpf sei, für seinen Gruß keinen Dank zu erhalten.

Aber Thales fragte sie: ist es mir schimpflich, daß ich höflicher bin, als jener?

C.

Der Knabe und die Mücken.

Mein Vater geht ins Holz, wie ich gemerket habe!
So sagte Fritz, ein kleiner muntrer Knabe,
Und hüpft', indem er dieses sprach,
Dem Vater schon von weiten nach.

Kaum trat er in den Busch, als hier ihn eine Mücke,
Dort wieder eine schmerzlich stach.
Er schalt, und lief ein gutes Stücke,
Dem bösen Schwarme zu entfliehn;
Allein je mehr er lief, je mehr verfolgt' man ihn.

Ha! sprach er, laßt ihr nicht das Ding im Guten bleiben,
So sollt ihr sehn — ich will euch schon vertreiben!

Und muthig nahm er seinen Stab,
Und schlug in ihren Schwarm; doch ließen sie nicht ab;
Und stachen sie zuvor aus bloßer Lust zu stechen,
So stachen sie nunmehr, um sich zu rächen.

Verwundet im Gesicht, auf beiden Händen roth,
Eilt Fritz dem Vater zu, und klagt ihm seine Noth:

O, sieh mahl, Vater! das heißt stechen!
Ich hab's bald so, bald so versucht!
Ich lief, ich schlug; und doch half weder Schlag noch Flucht.

Fritz, hub der Vater an, du hasts nicht recht versucht
Geh künftig ruhig fort, so kann ich dir versprechen,
Sie werden weniger dich stechen.
Denn wer mit kleinen Feinden ficht,
Der hat vor ihnen nimmer Friede,
Am klügsten ists, man achtet ihrer nicht;
So werden sie zuletzt des Streitens selber müde.

Von einem merkwürdigen Korbmacher.

Im vorigen Jahrhundert lebte in Deutschland ein Edelmann, um dessen Tochter sich ein reicher und vornehmer Herr bewarb. Der Vater fragte ihn: wie er denn seine Tochter ernähren wolle, wenn er sie geheirathet habe?

Er antwortete: er werde sie so halten, wie es sich für ihren Stand schicke. — Aber wovon? fragte der Alte wieder.

Nun, erwiederte der Jüngling, Sie wissen ja, daß ich große Güter besitze, die meine Aeltern mir hinterlassen haben.

Ich weiß, fuhr der Alte fort; aber ich möchte wissen, ob Sie denn nichts haben, das sicherer ist als alle Güter, und was Ihnen Niemand rauben kann?

Jüngling.

Ich verstehe Sie nicht recht.

Edelmann.

So muß ich mich denn wol deutlicher erklären. Können Sie ein Handwerk?

Jüngling.

Nein!

Edelmann.

Nun, so können Sie auch der Mann meiner Tochter nicht werden.

Jüngling.

Und die Ursache?

Edelmann.

Weil ich diese keinem Andern, als einem Solchen zu geben gedenke, der ein Handwerk, oder eine Kunst versteht, wodurch er sich und seine Frau ernähren kann, wenn seine Güter einmahl verloren gehen sollten.

Jüngling.

Darf ich mir ein Jahr zur Frist ausbitten?

Edelmann.

Meine Tochter wird bis dahin ledig bleiben.

Der Jüngling eilte, suchte den besten Korbmacher auf, begab sich bei ihm in die Lehre, und ward mit einem halben Jahre geschickter, als sein Meister war. Mit einem von ihm verfertigten schönen Körbchen in der Hand, ging er nun wieder zu dem Edelmanne, und erhielt, was er wünschte.

Einige Jahre hernach entstand ein Krieg. Beide, Vater und Schwiegersohn, wurden von ihren Gütern vertrieben, mußten Alles, was sie hatten, in Stiche lassen, und nach Holland flüchten.

Und da ernährte nun der junge Mann seinen Schwiegervater sowol, als auch seine eigene Familie, durch sein Korbmachen. Noch jetzt schreiben die Holländer es diesem jungen Deutschen Edelmanne zu, daß man so künstliche Korbarbeiten bei ihnen machen kann.

Merkt euch diese Geschichte, ihr jungen Leser, und bemühet euch gleichfalls, wer auch eure Aeltern sein mögen, irgend ein Handwerk oder eine Kunst zu lernen, wodurch ihr einmahl euch ernähren könnt, wenn alles

Andere verloren geht. Dies wird überdas seinen vielfachen Nutzen haben, auch wenn ihr nie Gebrauch davon zu machen nöthig haben solltet.

Wie glücklich würden viele Tausende der Französischen Ausgewanderten (in den Jahren 1789 — 1792) sich geschätzt haben, wenn man in ihrer Jugend ihnen diesen Rath gegeben hätte, und wenn er von ihnen wäre befolgt worden!

Die Schlange und der Aal.

Betrachte mich einmahl,
Sprach eine Schlange zu dem Aal,
Bin ich nicht wunderschön?
Ist jemahls eine Haut so schön bemahlt gesehn?
Zwar dein' ist glatt, doch mein' ist glatt und schön!

So? fragt der Aal, bin ich nicht schön, wie du?
Bin ich nur glatt? Wie gehts denn zu,
Frau Nachbarinn,
Daß ich so wohl gelitten bin,
Da Jedermann vor deiner Schönheit graut,
Und, wenn er deine bunte Haut
Im Grase sieht,
Erschrickt und flieht?

Die wunderschöne Schlange spricht:
Man flieht? Warum? Das weiß ich nicht.

Ich aber weiß es, sagt der Aal,
Auch wissen es die Menschen alle:
Auswendig gleißest du, wie Silber oder Stahl,
Inwendig bist du Gift und Galle!

Reiselied.

Auf, nehmt die Stäb' in eure Hand,
Die Pilgertaschen um!
Mit euch zieh' Unschuld übers Land
Und Freud', ihr Eigenthum!

Die jugendliche Fröhlichkeit,
Mit eintrachtsvollem Sinn,
Bereitet euch den Weg, und streut
Jetzt Rosen vor euch hin.

Schaut um euch die Natur — wie schön
Glänzt sie jetzt überall,
In vollen Feldern, reichen Höhn,
In Wiesen, Wald und Thal!

Hier blickt ein Dorf aus Bäumen vor,
Die reicher Segen beugt,
Da dort ein stolzer Thurm empor
In blauer Ferne steigt.

Hier strömt ein fischereicher Fluß,
Dort spiegeln helle Seen.
Und, schaut des Menschen Kunst! sein Fuß
Kann sicher sie begehn.

Wohin sich euer Auge dreht,
Seht ihr des Landmanns Schweiß,
Für uns auch thut er, was ihr seht —
O, segnet seinen Fleiß!

Ein guter Pilger wird nicht matt,
Zeigt sich der Weg oft wild;

Geduld und Muth bahnt ihm den Pfad,
Und er wird wieder mild.

Des Lebens Reise geht auch so
Auf sanft' und rauher Bahn,
Bald unmuthsvoll, bald wieder froh,
Berg ab und Berg hinan;

Jetzt von der Sonne Wärm' und Pracht
Geschmeichelt und erquickt,
Und jetzt von wilder Stürme Nacht
Verfinstert und gedrückt.

Der Träge zaudert, steht und zagt,
Geht mehr zurück, als fort,
Und kommt, stets wartend, bis es tagt,
Nie zum gewünschten Ort.

Allein der Muthge reißet sich
Fort, fort in kühnem Trab,
Verlacht den Sturm, den Dornenstich,
Klimmt Felsen auf und ab,

Und dringt dann in den Tempel ein,
Allwo Zufriedenheit
Und Glück in ewgem Sonnenschein
Ihm Siegeskränze beut.

Frisch dann, ihr muntern Brüder, auf!
Hebt muthig Hand und Fuß!
Zur Ruhe führt ein kühner Lauf,
Und Arbeit zum Genuß.

Schall.

Abendlied,

nach zurückgelegter Reise.

Vollendet, Brüder, ist der Lauf!
Erreicht der Reise Ziel!
Groß war des Tages Last, doch auch
Der Freuden waren viel.

Jetzt lagert euch zum Pilgerschmaus,
Laßt ruhen Hand und Fuß!
Zur Ruhe führt ein kühner Lauf,
Und Arbeit zum Genuß.

Ha! dieser Trunk und dieses Obst
Soll kühlen unser Blut!
Soll wiederbringen unsre Kraft
Und geben neuen Muth!

Zwar ist, was ihr hier vor euch seht,
Nicht, was der Schlemmer preist,
Doch mehr noch, als der Mensch bedarf,
Und als ihm Gott verheißt.

Saht ihr, wie heut' am Silberbach
Der braune Schnitter saß,
Und, froh bei Milch und schwarzem Brot,
Der Arbeit Last vergaß?

Was ihm — ihr saht's — Erquickung gab,
Genüg' uns Allen hier!
Denn, Brüder, Menschen Menschen sind —
Und, wohl uns! sind auch wir!

Der Schlemmer nur braucht köstlich Brot
Und theuren Perserwein,
Und lächerlicher Künste viel,
Um einmahl satt zu sein.

Dafür fehlt ihm, was unser ist,
Gesundheit, Kraft und Muth;
Gefühl für Freundschaft und Natur,
Und jedes wahre Gut.

Nicht kann er kämpfen unsern Kampf,
Nicht siegen unsern Sieg,
Den Kampf mit dieses Lebens Müh,
Den Sieg im Lasterkrieg.

Nicht kann er fühlen, so wie wir,
Der Schöpfung große Pracht,
Nicht öffnen seine Brust, wie wir,
Vor Gottes Güt' und Macht.

Denn Weichlichkeit entnervt den Leib,
Zerstört des Lebens Glück,
Und schreckt von jeder guten That
Den kranken Geist zurück.

Genießt denn, Brüder, was ihr seht!
Gewinn ists, mäßig sein.
Genießt, und mischet frohen Dank
Und lauter Freuden drein!

Dann gehen wir zu unserm Freund,
Der thätge Menschen liebt,
Zum Schlaf in unsre Kammer ein,
Die sichre Ruh' umgiebt;

Und schlafen eine süße Nacht,
Nach mühevollem Lauf;
Und morgen wachen wir vergnügt
Zu neuer Arbeit auf!

Schall.

Timm.

Eine Meklenburgische Geschichte.

In Mamerow, einem Dorfe im Herzogthume Meklenburg-Schwerin, wohnten ein Schulmeister und ein Weber nahe bei einander. Der Letzte hieß Timm.

Beiden ging es kümmerlich; denn ihr Verdienst war sehr klein, so daß sie nur mit genauer Noth sich und ihre Kinder davon ernähren konnten. Und Timm hatte der Kinder viele.

Gemeinschaftliche Noth und gemeinschaftliche Gutmüthigkeit machten, daß sie sehr gute Nachbarschaft und genaue Freundschaft hielten. Die Kinder ahmten den Aeltern nach; außer den Schlafstunden waren sie fast immer beisammen, und es war den Aeltern durch die lange Gewohnheit geworden, als gehörten ihnen die Kinder alle gemeinschaftlich zu.

In wessen Hause sie zur Zeit des Vesper- oder Abendbrotes eben waren, da kriegten die eigenen und des Nachbars Kinder so viel zu essen, als Vorrath da war; und wenns in dem einen Hause mangelte, so gab das andere her, was es vermochte; so daß der Schulmeister oft zu sagen pflegte: wenn er den Nachbar Timm nicht hätte, so müßte er oft hungerig mit seinen Kindern zu

Bette gehen; und Weber Timm sprach eben so von seinem Nachbar Schulmeister.

Auf solche Weise hatten sie sich einander manches Jahr geholfen, als des Schulmeisters Frau starb. Dieser Verlust ging Allen sehr nahe, und der herzliche Antheil, den Timm mit seiner Familie daran nahm, vereinigte sie noch mehr.

Der Schulmeister hatte zwar nur zwei Kinder, allein das eine war beständig kränklich, und so gebrechlich, daß es ohne die Hülfe Anderer nichts vermochte. Dieses Kind war für Alle eine große Last, weil es nicht nur selbst nichts schaffen konnte mit seinen Händen, sondern auch noch überdies zwei andere Hände, die seiner warten mußten, zum Erwerben unbrauchbar machte.

Indeß, da die Mutter des Kindes, die es so herzlich geliebt, und nach ihrem besten Vermögen gepflegt hatte, gestorben war, so nahm Timm's Frau sich seiner so vorzüglich an, daß es den Verlust seiner leiblichen Mutter kaum fühlen konnte.

Der Schulmeister weinte oft heiße Dankthränen auf die Hand der Timm, wenn er neben ihr saß, ihr die Hand drückte, und sagte, daß er vor Gottes Thron ihr das gedenken wolle, was sie an ihm und seinem Kinde thue.

Doch fühlte er auch, daß die Last zu groß war, die sich diese Frau, aus Freundschaft und Mitleiden, selbst aufgebürdet hatte, und entschloß sich, wieder zu heirathen.

Er machte seinen Vorsatz kund; derselbe wurde gebilliget, und man sann nun gemeinschaftlich auf eine eben so gute Frau, als die erste gewesen war, und die, wo möglich, auch seine Umstände etwas verbessern könnte.

Die Wahl fiel endlich auf eines Jägers Tochter im benachbarten Dorfe. Nachbar Timm übernahm es, Anwerbung darum zu thun; und es wurde Alles in kurzer Zeit so weit fertig, daß die Hochzeit schon auf einen gewissen Tag bestimmt war — nur daß sie, leider! nie vollzogen wurde.

Der Schulmeister hatte überlegt, daß, wenn seine Braut und sein Schwiegervater zu ihm kämen, er ihnen doch ein Bißchen warmes Essen vorsetzen müsse. Nun hatte er aber kein Stückchen Holz im Hause. Er nahm also sein Beil, sagte dem Nachbar Timm seine Absicht, und ging allein in den Wald, um sich etwas trocknes Holz hin und wieder abzuhauen.

Es wurde Abend, es wurde Nacht, und der Schulmeister kam nicht wieder. Den Timm befremdete dies, weil der Schulmeister ihm nicht gesagt hatte, daß er die Nacht ausbleiben werde. Er vermuthete indeß, daß sein Schwiegervater ihm vielleicht im Gehölz begegnet sei, und ihn mit sich zu Hause genommen habe.

Den andern Morgen kamen des Schulmeisters Braut und Schwiegervater, ihn zu besuchen. Sie fanden ihn nicht, und fragten also Weber Timm nach ihm. Dieser wurde äußerst bestürzt, und erzählte ihnen, was ihm der Schulmeister gesagt hatte. Man entschloß sich augenblicklich, ins Holz zu gehen und ihn zu suchen, weil er sich vielleicht verirrt haben möchte.

Allein, welch ein gräßlicher Anblick! Der Schulmeister war auf einen Baum gestiegen, um sich einen starken, trocknen Zweig abzuhauen, hatte aber eine so unvorsichtige Stellung genommen, daß der Zweig ihm aufs Genick geschossen war, und er, von demselben zerquetscht, im Baume hing.

Das Geschrei, Weinen und Wehklagen der Gesell-

schaft dauerte eine Weile fort, bis Timm sagte: laßt uns Hand anlegen, daß wir den Unglücklichen herunterbringen. Ich kann die gräßliche Gestalt nicht länger sehen, und will nicht, daß Andere ihn so sehen sollen.

Man trug den todten Körper nach Hause, und berichtete, was vorgefallen war, an das herzogliche Amt. Dieses ließ vor der Hand das wenige Hausgeräthe des Schulmeisters in Sicherheit bringen, und überließ dem ehrlichen Timm, der es sich ausgebeten hatte, die Kinder bis auf weitere Verfügung, die in der nächsten Woche gemacht werden sollte.

Ein paar Tage darauf kam Timm zur Stadt, ging zu dem Beamten A..., und bot demselben ein Geschenk an, das freilich nur sehr klein war, aber doch aus solchen Dingen bestand, die er zur höchsten Nothdurft selbst brauchte; und dies Geschenk deßwegen, damit er ihm doch die Kinder seines unglücklichen Nachbars nicht nehmen möge: er wolle sie gern umsonst erhalten und erziehen, und wenn er ja glaube, daß das nicht angehe, oder ihm zu viel werden möchte, so bitte er ihn um Gottes Willen (wobei die hellen Thränen ihm die Backen herunterrollten) ihm doch nur das gebrechliche Kind nicht zu nehmen.

Die Wangen glühten dem guten Beamten, der nie gewohnt war, von seinen Untergebenen Geschenke anzunehmen, über diese seltene Gutherzigkeit und Großmuth. Er drückte gerührt dem edlen Timm die Hand, und versprach, daß wenigstens das gebrechliche Kind bei ihm bleiben solle. Das ihm angebotene Geschenk gab er mit etwas Geld zurück, und verlangte von Timm, daß er zu ihm kommen solle, so oft er ferner Unterstützung nöthig hätte.

Freilich nur ein kleines Geschichtchen, aber voll der

schönsten Züge. Leute, die in ihren gemeinschaftlichen kümmerlichen Umständen sich dieselben durch Freundschaft und Mithülfe zu erleichtern suchen; — Menschen, die selbst sich ihren nöthigen Unterhalt entziehen wollen, um ein fremdes gebrechliches Kind nur bei sich behalten zu können, von dem sie doch nichts, als Last und Kosten haben werden, und um dessentwillen sie in Zukunft noch mehr Hunger und Kummer werden leiden müssen: welch ein rührender Anblick! — Freilich auch ein niederschlagender Zug, daß der Arme durch Geschenke seiner Bitte Nachdruck geben zu müssen glaubt! Aber völlige Schadloshaltung an dem rechtschaffenen Beamten, der nicht nur nicht nimmt, was ihm angeboten wird, sondern es auch mit Wucher zurückgiebt. Der Name dieses ehrwürdigen Mannes ist Ackermann.

C.

Thomas Morus.

Die Tugend, meine Kinder, wird zwar schon in dieser Welt mit großer Glückseligkeit belohnt, aber zuweilen findet doch die weise göttliche Vorsehung für nöthig, auch guten und frommen Menschen eine kurze Zeit lang Leiden aufzuerlegen, die sie zu einer größern Glückseligkeit nach diesem Leben vorbereiten sollen.

Es ist euch gut, dies schon jetzt zu wissen, damit es euch nicht zu sehr befremde, wenn auch euch einst Unglücksfälle treffen sollten, von welchen ihr euch bewußt sein werdet, daß ihr nicht durch eigene Verschuldung sie euch zugezogen habt. Deßwegen erzähle ich euch folgende Geschichte:

Thomas Morus war von redlichen, aber ar=

men Aeltern geboren. Schon als Kind machte er sich durch seine Folgsamkeit und freundliche Gemüthsart bei Allen sehr beliebt, und als Knabe übertraf er alle seine Mitschüler an Fleiß, an Artigkeit, an Liebe zur Ordnung in allen seinen Sachen, an Dienstfertigkeit, an Bescheidenheit, und vornehmlich an einer reinen, ungeheuchelten Gottesfurcht.

Dadurch machte er sich denn, wie natürlich, alle Menschen zu Freunden, und Jedermann suchte ihm fortzuhelfen.

Da er sich frühzeitig außerordentliche Geschicklichkeiten erworben hatte, so wurde er auch frühzeitig zu Aemtern befördert, welchen er mit der größten Treue und Rechtschaffenheit vorstand.

Er erstieg, ohne daß er es ängstlich suchte, eine Ehrenstufe nach der andern, und erhielt endlich gar die Stelle eines Kanzlers von England, welches in diesem Lande eine der vornehmsten Würden ist.

Ein Anderer hätte dadurch eitel werden können, aber Morus blieb nach wie vor der bescheidene Mann, der er gewesen war, und verwaltete diese höchste Würde mit eben der uneigennützigen Rechtschaffenheit, die er bis dahin immer bewiesen hatte.

Er hätte sich bereichern können, aber seine Uneigennützigkeit ging so weit, daß er als Kanzler nur ein kleines Landgut von sehr geringen Einkünften besaß.

Da seine Söhne sich einmahl darüber beklagten, daß er so wenig für sich und seine Familie zu erwerben suche, antwortete er: das thue ich um euretwillen, damit ihr einst den Segen des Himmels von mir erben möget.

Leuten, die viel Gewalt in Händen haben, werden oft Ungerechtigkeiten zugemuthet, zu welchen man sie durch Geschenke zu bewegen sucht. Auch Morus war dieser Versuchung mehr als einmahl ausgesetzt, aber er

widerstand ihr jedes Mahl mit seiner unbestechlichen Rechtschaffenheit und Gottesfurcht.

Selbst sein König konnte ihn nicht bewegen, etwas zu reden oder zu thun, was ihm seiner Pflicht zuwider zu sein schien.

Ein sehr angesehener und reicher Mann, der mit einem armen Manne einen Prozeß führte, wollte ihn einst mit einer großen Summe Geldes bestechen, daß er das Urtheil zu seinem Vortheile abfassen möge; aber Morus antwortete ihm mit edlem Unwillen:

»Wozu dieses Geschenk? Wenn Sie Recht haben: so brauchen Sie mir ein gutes Urtheil nicht erst abzukaufen; haben Sie aber Unrecht, so können alle ihre Reichthümer, so können alle Schätze der Welt mich nicht bewegen, zu ihrem Vortheile zu entscheiden.«

Bei einer so strengen Gerechtigkeit, die er in allen seinen Handlungen bewies, konnte es nicht fehlen, daß er sich manchen schlechten Menschen zum Feinde machte, den es verdroß, daß er zu seinem Vortheile keine Ungerechtigkeit begehen wollte.

Darunter waren nun auch einige angesehene und mächtige Männer, die sich wider ihn verbanden, und nicht eher ruheten, bis sie ihn zu Falle brachten.

Sie stellten allerlei falsche Klagen gegen ihn an, und wußten die Sache so weit zu treiben, daß der unschuldige, der rechtschaffene, der edle Morus — zum Tode verurtheilt wurde.

Er hörte sein Todesurtheil mit der größten Gelassenheit an, nahm von seinen ungerechten Richtern auf die edelste Weise Abschied, bat Gott, daß er den König künftig vor ähnlichen Ungerechtigkeiten bewahren möge, und kehrte wieder in sein Gefängniß zurück.

Hier wartete seiner ein Auftritt, der einem Manne

von minderer Standhaftigkeit das Herz hätte brechen müssen. Er fand seine geliebteste Tochter, die Frau von Roper, vor, die nach dem Gefängnisse gekommen war, um ihren unglücklichen Vater noch einmahl zu sehen.

Unfähig zu reden, stürzte sie ihm in die Arme, und blieb wie leblos an ihm hangen. »Mein Vater! — o mein Vater!« Dies war Alles, was sie mit schwacher sterbender Stimme von Zeit zu Zeit hervorbringen konnte. Morus umarmte sie auf das zärtlichste, und suchte sie zu trösten.

Mein Leiden, sprach er, kommt von Gott; denn ich habe es mir nicht selbst zugezogen. Gottes Schickungen aber sind immer weise und gut, ungeachtet wir das nicht immer begreifen können. Also wollen wir uns seinem heiligen Willen unterwerfen, und mit Geduld ertragen, was sein unerforschlicher Rath über uns verhängt hat.

So fuhr er eine ganze Stunde fort, seine Tochter zu trösten. Und er that dies mit einer so unverstellten Gelassenheit, als wenn die Sache ihn selbst nicht anginge.

Den Abend brachte er mit Gebet und frommen Betrachtungen hin, und schlief darauf die ganze Nacht hindurch so ruhig, als wenn ihm nichts begegnet wäre.

Am folgenden Morgen trat einer seiner besten Freunde, Jakob Pope, ins Gefängniß, um ihm anzukündigen, daß das Todesurtheil in einigen Stunden an ihm vollzogen werden solle. Aber er zerfloß dabei in Thränen, und konnte die schrecklichen Worte nicht über die Zunge bringen.

Morus hingegen blieb unerschüttert; er tröstete seinen Freund mit der Hoffnung eines bessern, ewigen Lebens, in welchem sie sich wiederfinden würden, und trug

ihm auf, seine Feinde von ihm zu grüßen, und ihnen zu sagen, daß er ohne Haß gegen sie die Welt verlasse.

Da die angesetzte Stunde gekommen war, ging er mit gesetzter Stille nach dem Blutgerüste, und ließ bis auf den letzten Augenblick keine Spur von Furcht oder Kleinmüthigkeit blicken.

Nach der Gewohnheit des Landes hielt er von dem Gerüst herab noch eine Rede an das versammelte Volk, worin er es zur Frömmigkeit und zur Zufriedenheit mit den Wegen der Vorsehung auf eine so rührende Weise ermahnte, daß Alle, die ihn hörten, in Thränen zerflossen.

Selbst dem Scharfrichter, welcher zitterte, indem er sein Amt verrichten wollte, sprach er Muth ein; er erlaubte sich sogar, um den Mann beherzter zu machen, einen Scherz den man getadelt hat, weil man seine Absicht dabei verkannte. –

Guter Freund, sagte er, nehmt euch in Acht, daß ihr meinen Bart nicht mit verletzt; denn dieser wenigstens hat kein Verbrechen begangen.

Hierauf kniete er nieder, legte den Kopf auf den Block, und bot seinen Hals dem Hiebe dar, der seinem schuldlosen Leben ein Ende machte.

Des Morgens im Walde,

am 26sten Jenner.

Wie sie da stehn, voll Kraft vom Herrn,
Die hohen Tannen, nah und fern!
Wie schön der Morgensonne Glanz
Bemahlt den dichten Nebelkranz!

Ach! wie in ihrer Winternacht
Die Flur im Silberschimmer lacht!
Deß freuen sich die Vögelein,
Und jubeln durch den lichten Hain.

Gott, deiner Werke sind so viel,
Und deine Güte hat kein Ziel;
Sie hat in jeder Jahreszeit
Der Freuden rund um uns gestreut.

Zwar ruhn, verhüllt im dichten Moos,
Die Blumen noch im Erdenschooß,
Und harren still der Schöpferkraft,
Die sie zum neuen Leben schafft;

Zwar schmückt noch nicht den Schattenbaum
Sein grünes Feierkleid, und kaum
Wagt schüchtern sich die Knosp' hervor,
Wo er den Blätterschmuck verlor;

Und doch — der herrlichen Gestalt
Des Winters! — schaut den Tannenwald,
Wie er da steht, und unbewegt
Sein edles Haupt zum Himmel trägt!

Wie ihn der rasche Wind durchsaust,
Und kalt durch seine Wipfel braust!
Er steht und trinkt das Sonnenlicht,
Und achtet all' des Sausens nicht.

Wer gab zu dieser Dämmrung, wer
Nur einen Zweig, ein Pflänzchen her?
Wer lieh ihm dieses Winterkleid,
Das aller Stürme Wuth nicht scheut!

O, kommt und opfert unserm Gott,
Der ihm zu werden hier gebot!
Kommt, Menschen, fühlt die Seligkeit,
Die Gottes schöne Schöpfung beut!

Karoline Rudolphi.

Denke nichts Arges von deinem Bruder.

Ein braver Offizier wurde verabschiedet, weil sein König Frieden gemacht hatte, und seiner Dienste nicht mehr bedurfte.

Der Mann gerieth dadurch in große Noth, weil er nun nichts hatte, wovon er hätte leben können. Er ging daher zu dem Minister des Königs, um ihn zu bitten, daß er ihm doch wieder ein Amt geben möge.

Der Minister, welcher ihn als einen geschickten und ehrlichen Mann kannte, versprach für ihn zu sorgen, und bat ihn, die Mittagsmahlzeit bei ihm einzunehmen.

Bei der Tafel zog der Minister eine goldene Dose von sehr köstlicher Arbeit hervor. Jedermann bewunderte sie als ein Meisterstück in ihrer Art, und sie ging von Hand zu Hand den ganzen Tisch herum.

Nach einiger Zeit wollte der Minister wieder Taback nehmen, aber er konnte die Dose in seiner Tasche nicht finden. Auch konnte er sich nicht besinnen, daß er sie vorher, da sie rund um den Tisch gegangen war, wieder bekommen habe.

Die ganze Gesellschaft war bestürzt; und einer von den Gästen meinte, es könne sie wol Jemand von ihnen in Gedanken beigesteckt haben. — Jeder durchsuchte darauf seine Taschen, aber Keiner sagte, daß er sie gefunden habe.

Da sagte ein anderer Gast: es müsse der ganzen Gesellschaft daran gelegen sein, daß die Dose wiedergefunden werde. Sein Rath sei also, daß Einer nach dem Andern aufstehe, und seine Taschen vor Jedermanns Augen umkehre. Er selbst machte den Anfang.

Alle Andre folgten seinem Beispiele. Da aber die Reihe an den abgedankten Offizier kam, weigerte sich dieser, Ebendasselbe zu thun.

Man sagte ihm, er werde dadurch sich sehr verdächtig machen; aber er antwortete, daß sein ganzes vorhergehendes Leben ihn wider den Verdacht eines Diebstahls schützen könne, und blieb bei seiner Weigerung.

Da zweifelte nun kein Mensch, daß er der Dieb sei, und Alle sahn ihn mit Verachtung und Unwillen an. Er ertrug diese Schmach mit Geduld, und ging nach aufgehobener Tafel zu Hause.

Am Abend, da der Kammerdiener des Ministers Kleid weglegen wollte, fand er die vermißte Dose in dem einen Schooße, wohin sie durch ein Loch in der Tasche gesunken war. Der Minister freuete sich über die gerettete Unschuld eines ehrlichen Mannes, und gab Befehl, daß am folgenden Morgen der Offizier wieder zu ihm genöthiget werde.

Dieser erschien, und der Minister, der ihm mit offnen Armen entgegenging, erzählte ihm die Geschichte der wiedergefundenen Dose. Dann bat er ihn, er möge ihm doch die Ursache sagen, warum er gestern seine Taschen nicht habe umkehren wollen?

Jetzt, antwortete der Offizier, da wir allein sind, kann ich sie Ihnen wol sagen; gestern konnte ichs nicht weil ich besorgen mußte, daß unter den Fremden Einer oder der Andere sein möchte, der mir aus meiner unverschuldeten Armuth ein Verbrechen machte.

Da ich gestern zu Ihnen kam, wußte ich nicht, daß ich bei Ihnen speisen würde. Ich hatte mir daher unterweges eine Wurst zur Mittagsmahlzeit gekauft, weil ich nicht Geld genug habe, mir andere Speisen zubereiten zu lassen. Diese Wurst würde Jedermann gesehen, und Mancher würde darüber gelacht haben, wenn ich die Tasche umgekehrt hätte. Deßwegen weigerte ich mich, es zu thun.

Der Minister umarmte ihn von neuen, und versprach, sogleich an den König zu schreiben, und um eine Stelle für ihn zu bitten. Dann ließ er die ganze gestrige Gesellschaft wieder zu sich einladen, und da diese versammelt war, nahm er den Offizier bei der Hand, und trat mit ihm ins Zimmer.

Jedermann erstaunte. Aber der Minister zeigte ihnen die wiedergefundene Dose, sagte, wo sie gefunden worden sei, und stellte ihnen den Offizier als einen sehr würdigen und rechtschaffenen Mann vor, den der König in einigen Tagen nach seinen Verdiensten belohnen werde.

Diese Geschichte habe ich euch, meine kleinen Leser, erzählt, um euch zu warnen, daß ihr doch ja nicht leicht etwas Böses von eurem Nächsten argwöhnen möget, auch wenn ihr noch so viel Ursachen dazu zu haben glaubt. Denket immer, der Schein trügt, und — es ist besser, Andere für zu gut, als für zu schlimm zu halten.

C.

Kindliche Liebe und Wohlthätigkeit.

Der junge Robert wartete mit seinem Kahn am Ufer des Hafens zu Marseille, ob nicht Jemand kommen

werde, um sich für ein Trinkgeld von ihm fahren zu lassen.

Ein Unbekannter kam, und setzte sich hinein, wollte aber gleich wieder aussteigen, und sagte zu Robert, den er nicht für einen Schiffer hielt: weil der Herr des Schiffes nicht dasei, so wolle er in einen andern Kahn steigen.

Dieser gehört mir, sagte Robert; wollen Sie aus dem Hafen hinausfahren?

Nein, antwortete der Unbekannte, es bleibt nur noch eine Stunde Tag; ich wollte nur einige Mahle in dem Hafen auf und ab schiffen, um der Kühlung und des schönen Abends zu genießen. Aber Sie sehen ja gar nicht aus, wie ein Schiffer, und haben auch eine ganz andere Sprache.

Robert.

Sie haben Recht; ich bin auch nicht von diesem Stande, und treibe dies Handwerk nur an Sonntagen und Festtagen, um desto mehr Geld zu verdienen.

Der Unbekannte.

Pfui! welch ein Geiz für Ihr Alter! den hätte ich bei Ihnen nicht vermuthet.

Robert.

Ach! wenn Sie wüßten, warum ich so sehr wünsche, viel Geld zu verdienen, so würden Sie mir keine so schlechte Gemüthsart zutrauen.

Der Unbekannte.

Es kann sein, daß ich Ihnen Unrecht that; aber Sie hätten sich auch deutlicher ausdrücken müssen. Lassen Sie uns unsere Lustfahrt machen; Sie sollen mir unterdeß Ihre Geschichte erzählen. — (Nach einer Weile) Nun wohl, mein Freund, so sagen Sie mir denn, was haben Sie für Bekümmernisse? Sie haben mich sehr geneigt gemacht, Theil daran zu nehmen.

Robert.

Ich habe nur einen Kummer, lieber Herr, nämlich den, daß mein guter Vater in Gefangenschaft ist, ohne daß ich ihn bis jetzt daraus erlösen konnte.

Der Unbekannte.

Wie? In Gefangenschaft? Erzählen Sie doch —

Robert.

Er hatte sich ein kleines Kapital erworben. Dafür kaufte er sich einen Antheil an der Ladung eines Schiffes, das nach Smirna segeln sollte. Er wollte bei dem Verkaufe dieser Waaren selbst zugegen sein, und fuhr also mit ab.

Allein das Schiff wurde unterwegs von einem Seeräuber weggenommen, und nach Tetuan in dem Lande Fetz, auf der Afrikanischen Küste, gebracht. Da muß nun mein armer Vater mit seinen Reisegefährten in der Sklaverei leben. Man fodert 2000 Thaler für seine Befreiung; aber, lieber Gott! wo hätten wir so viel Geld hernehmen sollen?

Indessen arbeiten meine Mutter und meine Schwestern Tag und Nacht, um mit der Zeit so viel zu verdienen. Ich mache es eben so bei meinem Herrn, als Juwelierer, und überdas suche ich, wie Sie sehen, die Feiertage noch besonders zu nützen.

Wir leben so sparsam, als es nur immer möglich ist; nur ein einziges kleines Zimmer dient uns armen Unglücklichen zur Wohnung.

Ich war anfangs gesonnen, selbst hinzureisen, und meinen Vater dadurch loszukaufen, daß ich mich statt seiner zum Sklaven anböte. Aber meine Mutter, die meine Absicht, ich weiß nicht wie, erfuhr, versicherte, daß sie gar nicht ausführbar sei, und ließ allen Schiffsherren, die nach der Levante fahren, verbieten, mich an Bord zu nehmen.

Der Unbekannte.

Bekommen Sie denn auch zuweilen Nachricht von Ihrem Vater? Wissen Sie, wer sein Herr zu Tetuan ist, und wie man ihm in seiner Sklaverei begegnet?

Robert.

Sein Herr ist Aufseher über die Gärten des Königs; man begegnet ihm sehr gelinde, und die Arbeiten, zu welchen man ihn gebraucht, sind nicht über sein Vermögen. Aber wir sind nicht bei ihm, um ihn zu trösten, ihm seine Arbeiten zu erleichtern; er ist fern von uns, fern von einer geliebten Gattinn und drei Kindern, die er immer sehr zärtlich liebte.

Der Unbekannte.

Und was für einen Namen führt Ihr Vater zu Tetuan?

Robert.

Er hat seinen Namen nicht verändert; er nennt sich noch Robert, wie zu Marseille.

Der Unbekannte.

So! so! — Robert also, bei dem Aufseher der königlichen Gärten?

Robert.

Ja, mein Herr.

Der Unbekannte.

Ihr Unglück rührt mich; Ihre Gesinnungen scheinen ein besseres Schicksal zu verdienen. Auch getraue ich mir, es Ihnen zu versprechen; setzen Sie nur Ihre Zuversicht auf Gott.

Der Unbekannte schwieg, und saß die ganze Zeit über, wie im tiefsten Nachdenken, ohne weiter ein Wort zu sprechen.

Da es dunkel ward, ließ er sich wieder ans Land setzen, drückte beim Aussteigen dem jungen Robert

seinen Geldbeutel in die Hand, und lief so eilig davon, daß dieser ihm nicht einmahl danken konnte.

In dem Geldbeutel fanden sich sechzehn Pistolen und zehn Thaler Silbermünze. Wie gerührt war der junge Robert durch diese außerordentliche Freigebigkeit! Er lief des andern Tages die ganze Stadt durch, um seinen Wohlthäter aufzusuchen und ihm zu danken; aber umsonst! er war nirgends zu finden.

Die Familie fuhr indeß fort, unermüdet zu arbeiten, um, wo möglich, die nöthige Summe zusammenzubringen.

Eines Tages, da sie eben in Begriff waren, ein sparsames Mittagsmahl, das aus Brot und trocknen Früchten bestand, zu sich zu nehmen, sahn sie auf einmahl — wie groß war ihr Erstaunen! — ihren lieben Vater Robert, sehr wohl gekleidet, ins Zimmer treten. Er überfiel sie mitten in ihrem Kummer und Elende.

Ach, meine Frau! Ach, meine lieben Kinder! rief er aus, und stürzte Jedem um den Hals. Wie ist es euch möglich gewesen, mich so bald zu befreien, und zwar auf die Art, wie ihr es gethan habt?

Seht, wie ihr mich ausgestattet habt! und dann noch die funfzig Pistolen, die man mir auszahlte, als ich ins Schiff stieg, wo meine Ueberfahrt und meine Kost schon vorher bezahlt waren! Um Gottes Willen, sagt mir, wie ist es möglich gewesen, daß ihr so viel verdientet in der äußersten Dürftigkeit, worin ich euch sehe?

Das Erstaunen der Mutter nahm ihr anfangs die Kraft zu antworten; sie konnte nur ihren Mann umarmen und in Freudenthränen zerfließen. Die Töchter thaten eben dasselbe. Der junge Robert aber blieb unbeweglich auf seinem Stuhle sitzen. Er hatte Sinn und Sprache verloren, und fiel endlich ohnmächtig nieder.

Nach und nach ward die Mutter ihrer Sprache

wieder mächtig; sie umarmte noch einmahl ihren Mann, und sagte, indem sie auf ihren Sohn zeigte:

Sieh da deinen Befreier! Wir brauchten 2000 Rthlr. zu deiner Befreiung; erst etwas über die Hälfte haben wir zusammen, und den größten Theil dieser Summe haben wir der Arbeit und Liebe unsers Sohnes zu danken.

Dieses edle, treffliche Kind hat wahrscheinlich Freunde gefunden, die, durch seine Tugend gerührt, ihm das Geld zu deiner Befreiung vorgeschossen haben. Ihm sind wir ohne Zweifel unser Glück schuldig. Er hat uns noch dazu überraschen wollen.

Siehe, wie er das Glück, dich wiederzusehen, empfindet. Aber laßt uns eilen, ihn wieder zu sich selbst zu bringen! —

Die Mutter fliegt zu ihm hin; seine Schwestern eilen herbei. Nur mit vieler Mühe bringt man ihn aus seiner Ohnmacht zurück. Sogleich wirft er seine matten Blicke auf seinen Vater; aber es fehlt ihm noch an Vermögen zu sprechen.

Der Vater hingegen schweigt auf einmahl ganz betroffen still, steht in Gedanken, wendet sich darauf mit bestürzter Miene zu seinem Sohn und spricht:

Unglücklicher! Was hast du gethan? Wie konnte meine Befreiung deiner Mutter ein Geheimniß bleiben, wenn sie nicht durch irgend eine schlechte That erkauft war? Wie konntest du in deinem Alter und in deinem Stande so viel Geld erwerben, ohne dich irgend eines schrecklichen Unrechts schuldig zu machen? Ich zittere, die Wahrheit zu hören; aber sage sie frei heraus, und laß uns sterben, wenn du hast aufhören können, ein ehrlicher Mann zu sein.

Beruhigen Sie sich, mein Vater, antwortet der

junge Robert, indem er mit Mühe aufsteht; umarmen Sie Ihren Sohn, er ist dieses schönen Namens nicht unwerth.

Nicht mir, nicht uns Allen haben Sie ihre Freiheit zu verdanken. Ich kenne unsern Wohlthäter, meine Mutter! Jener Unbekannte, der mir seine Börse gab — gewiß ist er es! Er that so viele Fragen wegen meines Vaters an mich. Ich will ihn aufsuchen, wo er auch sein mag; er soll kommen, seiner Wohlthaten zu genießen, sie mit uns zu theilen, und süße Thränen der Wonne mit uns zu vergießen!

Er erzählte darauf seinem Vater die Begebenheit mit dem Unbekannten; und der Vater wurde dadurch beruhiget.

Als Robert wieder in Ruhe war, gingen alle seine Geschäfte ungemein glücklich von Statten. Nach zwei Jahren ist er ein reicher Mann, seine Kinder, alle versorgt und glücklich, genießen mit ihm und seiner Frau einer Glückseligkeit, welcher nichts fehlen würde, wenn es den unaufhörlichen Nachforschungen des Sohnes gelänge, jenen verborgenen Wohlthäter zu entdecken, dem sie dieses ihr Glück gänzlich zu verdanken hatten.

Endlich fand er ihn an einem Sonntage, da er des Morgens allein am Hafen lustwandeln ging. — »Ach, mein Schutzengel!!« war Alles, was er aussprechen konnte; und mit diesen Worten warf er sich zu seinen Füßen, wo er ohne Bewußtsein niederfiel.

Der Unbekannte eilte, ihm zu helfen, und brachte ihn auch durch etwas starkriechendes Wasser wieder zu sich selbst. Dann fragte er ihn um die Ursache seines Zustandes.

Der junge Robert.

Ach, mein Herr! können Sie danach fragen? Ha-

ben Sie denn Robert und seine unglückliche Familie vergessen, die Sie glücklich machten, indem Sie ihr ihren Vater wiedergaben!

Der Unbekannte.

Sie irren sich, mein Freund! Ich kenne Sie nicht, und Sie können mich auch nicht kennen, denn ich bin fremd zu Marseille, und erst seit einigen Tagen bin ich hier.

Der junge Robert.

Alles das kann sein; aber Sie erinnern sich doch, daß Sie vor zwei Jahren auch hier waren, daß Sie sich meines Boots bedienten, um im Hafen herumzufahren, und so großen Antheil an meinem Unglücke nahmen, was für Fragen Sie mir thaten, damit Sie in den Stand gesetzt würden, mein Wohlthäter zu werden. — Befreier meines Vaters, können Sie vergessen, daß Sie der Retter einer ganzen Familie sind, der nichts zu wünschen übrig geblieben ist, als Sie zu sehen?

O, versagen Sie sich doch ihren Wünschen nicht! theilen Sie ihre Freude, vermischen Sie die Thränen Ihres menschenliebenden Herzens mit den Thränen unserer Dankbarkeit! Kommen Sie! —

Der Unbekannte.

Gemach, mein lieber Freund! Ich habe es Ihnen schon gesagt, Sie irren sich.

Der junge Robert.

Nein, mein Herr, ich irre mich nicht! Ihre Gesichtszüge sind gar zu tief in mein Herz eingegraben, als daß ich Sie nicht kennen sollte. Kommen Sie, ich beschwöre Sie, kommen Sie, edler Mann! —

Mit diesen Worten faßte der junge Robert ihn beim Arme, um ihn mit sanfter Gewalt fortzuziehen, und das Volk versammelte sich um Beide herum.

Nun nahm der Unbekannte einen ernsthaftern und gesetztern Ton an. Mein Herr, sagte er, dieser Auftritt ist mir beschwerlich, ohne daß Sie etwas dabei gewinnen. Irgend eine sonderbare Aehnlichkeit muß Ihren Irrthum veranlassen; rufen Sie Ihre Vernunft zurück; gehen Sie wieder zu Ihrer Familie, und überlassen Sie sich der Ruhe, der Sie nöthig zu haben scheinen.

Welche Grausamkeit! rief der junge Robert aus. Soll ich vergebens hier zu Ihren Füßen liegen! Sollten Sie den Dank verschmähen, den unsere Herzen Ihnen so lange schuldig sind? O meine Mitbürger! Helft mir! helft mir bitten, daß der Urheber meiner Glückseligkeit komme, sein eigenes Werk zu betrachten.

Hier raffte der Unbekannte alle seine Kräfte, seinen ganzen Muth zusammen, um der Versuchung zu einer so süßen Freude, als ihm angeboten wurde, zu widerstehen. Er reißt sich los, entwischt unter die Menge des Volks den starrsehenden Augen des jungen Robert, und hinterläßt der erstaunten Menge das Beispiel eines Edelmuths, deßgleichen es noch nie gesehen hatte.

Der junge Robert war außer sich. Man sah sich genöthiget, ihn nach Hause zu tragen, wo endlich ein Strom wohlthätiger Thränen ihm Linderung schaffte.

Erst nach dem Tode dieses Unbekannten erfuhr man, ganz von ungefähr, daß es der Präsident von Montesquieu gewesen sei, einer der vortrefflichsten französischen Schriftsteller.

Seine Werke haben ihn unsterblich gemacht; aber diese einzige schöne That macht ihm mehr Ehre, als alle seine Werke, wenn sie auch mit der Weisheit eines Engels geschrieben wären.

E.

Der Menschenfreund.

Heilig, heilig ist das Band,
Das die Menschen bindet,
Ist geknüpft von Dessen Hand,
Der die Welt gegründet;

Ist geknüpft, daß besser mir
Seine Welt gefalle —
Einen Vater haben wir,
Einen Schöpfer Alle.

Einen Vater in der Höh',
Der uns Alle liebet,
Der uns Blumen, Kraut und Klee,
Milch und Weizen giebet;

Der mit gleicher Freundlichkeit
Sieht auf Pflug und Thronen,
Und mit Sonnenlicht erfreut,
Die in Hütten wohnen.

Wohl mir! auch auf mich, sein Kind,
Schauet er hernieder;
Um mich her die Menschen sind
Alle meine Brüder.

Und ich könnt' ihn nicht mit Lust
Meinen Vater nennen,
Fühlt' ich nicht in dieser Brust
Bruderliebe brennen,

Blutete mir nicht das Herz
Bei des Bruders Leiden,
Blieb' ich kalt bei seinem Schmerz,
Kalt bei seinen Freuden.

Glücklich könnt' ich dann nicht sein:
Einsam und verlassen
Würd' ich erst die Menschen scheun,
Dann mich selber hassen.

Brüder, nein! dies Herze soll
Nie vor euch sich schließen;
Immer schlag' es wonnevoll
Unter euren Küssen!

Glücklich oder elend, mir
Seid ihr immer Brüder —
Nur noch theurer, sinket ihr
Unter Leiden nieder.

Gerne will ich, wenn ich kann,
Sie euch helfen tragen;
Und kann ich es nicht, o dann
Will ich mit euch klagen!

Dann sollt ihr an meiner Brust
Euren Gram verweinen,
Bis die Sonn' euch neue Lust
Wird ins Herze scheinen.

O gewiß! dann werdet ihr
Dankbar mich umarmen,
Und euch immer gern mit mir
Leidender erbarmen.

Und, o süßer Trost! auch mich,
Wenn mich Sorgen drücken,
Wenn von mir die Freude wich,
Werdet ihr erquicken!

Der Mai.

Der Nachtigall reizende Lieder
Ertönen und locken schon wieder
Dich, lieblicher Frühling, ins Jahr.
Nun singet die steigende Lerche;
Nun klappern die reisenden Störche;
Nun schwatzet der gaukelnde Staar.

Wie munter sind Schäfer und Herde!
Wie lieblich beblümt sich die Erde!
Wie jugendlich schimmert die Welt!
Die Tauben verdoppeln die Küsse,
Der Entrich besuchet die Flüsse,
Der lustige Sperling sein Feld.

Nun regen sich Knospen und Keime,
Nun prangen mit Blättern die Bäume,
Nun schwindet des Winters Gestalt,
Nun rauschen lebendige Quellen,
Nun tränken die spielenden Wellen
Die Triften, den Anger, den Wald.

Nun stellt sich die Dorfschaft in Reihen,
Nun rufen euch laute Schalmeien,
Ihr stampfenden Tänzer, hervor.

Ihr springet, und jauchzet im Sprunge,
Der Knecht hebt mit muthigem Schwunge
Das leichtere Mädchen empor.

O, freut euch in Unschuld der Wonne
Des Frühlings; bald flammet die Sonne
Euch näher in heißerer Glut.
Nie reize die Stadt euch zum Neide!
In Dörfern wohnt Unschuld und Freude,
Gesundheit und fröhlicher Muth!

Hagedorn.

Aufmunterung zur Freude.

Wer wollte sich mit Grillen plagen,
So lang' uns Lenz und Jugend blühn?
Wer wollt' in seinen Blütentagen
Die Stirn in düstre Falten ziehn?
Die Freude winkt auf allen Wegen,
Die durch dies Pilgerleben gehn,
Sie bringt uns selbst den Kranz entgegen,
Wenn wir am Scheidewege stehn.

Noch rinnt und rauscht die Wiesenquelle,
Noch ist die Laube kühl und grün,
Noch scheint der liebe Mond so helle,
Wie er durch Adams Bäume schien;
Noch macht der Saft der Purpurtraube
Des Menschen krankes Herz gesund,
Noch labt uns in der Abendlaube
Ein Kuß auf treuer Freunde Mund.

Noch tönt der Busch voll Nachtigallen
Dem Jüngling hohe Wonne zu;
Noch strömt, wenn ihre Lieder schallen,
Selbst in zerrissne Seelen Ruh.
O, wunderschön ist Gottes Erde,
Und werth, darauf vergnügt zu sein!
Drum will ich, bis ich Engel werde,
Mich dieser schönen Erde freun.

Hölty.

Ein Lied.

Ich bin vergnügt! im Siegeston
  Verkünd' es mein Gedicht;
Und mancher Mann mit seiner Kron'
  Und Zepter ist es nicht.
Und wär' er's auch; nun, immerhin!
  Mag er's! so ist er, was ich bin.

Des Sultans Pracht, des Moguls Geld,
  Deß Glück — wie hieß er doch,
Der, als er Herr war von der Welt,
  Zum Mond hinauf sah noch?
Ich wünsche nichts von alle Dem;
  Zu lächeln drob fällt mir bequem.

Zufrieden sein, das ist mein Spruch!
  Was hülf' mir Geld und Ehr'?
Das, was ich hab', ist mir genug,
  Wer klug ist, wünscht nicht mehr;
Denn was man wünschet, wenn man's hat,
  So ist man darum doch nicht satt.

Und Geld und Ehr' ist obendrauf
Ein sehr gebrechlich Glas.
Der Dinge wunderbarer Lauf
(Erfahrung lehret das)
Verändert wenig oft in viel,
Und setzt dem reichen Mann sein Ziel.

Recht thun, und edel sein und gut
Ist mehr, als Geld und Ehr';
Da hat man immer guten Muth
Und Freude um sich her;
Und man ist stolz, und mit sich eins,
Scheut kein Geschöpf, und fürchtet keins.

Ich bin vergnügt! im Siegeston
Verkünd' es mein Gedicht.
Und mancher Mann mit seiner Kron'
Und Zepter ist es nicht.
Und wär' er's auch; nun, immerhin!
Mag er's! so ist er, was ich bin.

Claudius.

Irin.

An einem schönen Abend fuhr
Irin mit seinem Sohn im Kahn
Aufs Meer, um Reusen in das Schilf
Zu legen, welches rings umher
Der nahen Insel Strand umgab;
Die Sonne tauchte sich bereits
Ins Meer, und Purpurfarbe floß
Vom Himmel in die Flut herab.

Der Knabe, den Irin gelehrt,
Auf jede Schönheit der Natur
Zu merken, sprach jetzt:
O wie schön
Ist jetzt die Gegend! Sieh den Schwan,
Sieh, wie von seiner Brut umringt,
Er in die rothe Flut sich taucht!
Wie heimlich flüstert dort am Strand
Der schlanken Espen zitternd Laub;
Und, o wie reizend wallt die Saat
In sanften, grünen Wellen fort!
O, was für Anmuth hauchen jetzt
Gestad' und Meer und Himmel aus!
Wie schön ist Alles! und wie froh
Und glücklich macht uns die Natur!

Ja, sagt Irin, sie macht uns froh
Und glücklich, und du wirst durch sie
Glückselig sein dein Leben lang,
Wenn du nie von der Tugend weichst,
Und wenn nicht wilde Leidenschaft
Der Schönheit sanft Gefühl in dir
Zerstöret. — O Geliebtester,
Ich werde nun in kurzen dich
Verlassen und die schöne Welt,
Um in noch schönern Gegenden
Glückseliger, als hier, zu sein:
O, bleib der Tugend immer treu,
Und weine mit den Weinenden!
Gieb gern von deinem Vorrath, gern
Den Armen; hilf, so viel du kannst,
Zum Wohl der Welt! Sei arbeitsam!

Erheb dein Herz empor zu Gott,
Dem Wind und Meer gehorsam sind,
Der Alles uns zum Besten lenkt.
Wähl lieber Mangel, Schand' und Tod,
Eh du in Bosheit willigest.
Ruhm, Ueberfluß und Pracht sind Tand:
Ein ruhig Herz macht unser Glück.

So, mein Geliebter, dacht' ich stets,
Und war stets glücklich. Und wiewol
Ich achtzig Mahle schon den Wald
Um unsre Hütte grünen sah,
So ist mein langes Leben doch,
Gleich einem heitern Frühlingstag,
Vergangen unter Freud' und Lust.

Zwar hab' ich auch manch Ungemach
Erlitten. Als dein Bruder starb,
Da flossen, ach! der Thränen viel,
Und Alles, Alles schien mir schwarz!
Auch faßte oft mich auf dem Meer,
Im leichten Kahn, der Sturm, und warf
Mich mit den Wellen hoch empor;
Dann stürzten donnernd sie herab,
Ich stürzte mit, und meinte dann,
Daß zwischen jeder Welle mir
Ein furchtbar Grab sich öffnete.
Allein bald legte sich der Zorn
Des Windes, und die Luft ward hell;
Und ich erblickt' in stiller Flut
Des Himmels Bild. Der blaue Stör,
Mit rothen Augen, sah empor

Aus seiner Höhl' in tiefer See;
Und alles Volk des weiten Meers
Spielt' auf der Flut im Sonnenschein,
Und Ruh' und Freude kam zurück
In meine Brust.
Jetzt wartet nun
Das Grab auf mich. Ich fürcht' es nicht;
Der Abend meines Lebens wird
So schön als Tag und Morgen sein.

O Sohn, sei fromm und tugendhaft,
So wirst du glücklich sein, wie ich,
So bleibt stets diese Welt dir schön!

Der Knabe schmiegte zitternd sich
An seines Vaters Arm, und sprach:
Nein, Vater, nein! du stirbst noch nicht;
Du lebst noch lange mir zum Glück!
Und viele Thränen flossen ihm
Vom Aug'.
Indessen hatten sie
Die Reusen ausgelegt. Die Nacht
Bedeckte schon mit Dunkelheit
Das weite Meer; sie ruderten
Gemach der Heimath wieder zu.

Irin starb bald. Sein frommer Sohn
Beweint' ihn lang', und niemahls kam
Ihm dieser Abend aus dem Sinn.
Ein heilger Schauer überfiel
Ihn, wenn ihm seines Vaters Bild
Vor's Antlitz trat. Er lebte stets
Nach dessen Lehren. Segen kam

10*

Auf ihn. Sein langes Leben schien
Auch ihm ein Frühlingstag zu sein.

Kleist.

Die guten Beispiele.

Wie glücklich lebt der muntre Schwarm
Der Vögel in den Büschen!
Nie wird sich Schelsucht, oder Harm,
In ihr Vergnügen mischen.

Die Lerche schwingt im Wonnedrang
Sich über Erd' und Grillen,
Mit Dank und hohem Lustgesang
Die Himmel zu erfüllen.

Ihr schielet nie die Elster nach:
Sie gönnt ihr ihre Flügel,
Und hüpfet lustig um den Bach,
Und lustig auf dem Hügel.

Des Pfauen Kleider lassen schön,
Vor unsern Stoffen allen,
Allein die Krähe kann sie sehn,
Von Mißgunst unbefallen.

Wann denkt der muntre Spatz daran,
Daß ihn Verachtung drücket?
Er gaukelt froh, singt, was er kann,
Und schmauset, was ihm glücket.

Ihr lieben Thierchen, lebet wohl!
Habt Dank für gute Lehren!
Kein Neid, kein Mißvergnügen soll
Mein eignes Glück mir stören.

Der Frühling.

Am ersten Maimorgen.

Heute will ich fröhlich, fröhlich sein,
Keine Weis' und keine Sitte hören;
Will mich wälzen und vor Freude schrein,
Und der König soll mir das nicht wehren.

Denn er kommt mit seiner Freudenschar
Heute aus der Morgenröthe Hallen,
Einen Blumenkranz um Brust und Haar,
Und auf seiner Schulter Nachtigallen;

Und sein Antlitz ist ihm roth und weiß,
Und er trieft von Thau und Duft und Segen —
Ha! ich brech' ein junges Knospenreis,
Und so tauml' ich meinem Freund' entgegen!

Claudius.

Kristel,

bei Betrachtung eines Kirchhofes.

Es hat doch seinen Nutzen auch,
Ja, macht wol gar Vergnügen,
Auf einem Kirchhof so zu stehn,
Und all' die Hügel anzusehn,
Worunter Leiber liegen;

Zu stehen und zu sagen sich:
»Was ist der Mensch hienieden?
Was ist der Fürst, der Unterthan,
Der Bettler und der reiche Mann,
Sind Seel' und Leib geschieden?

Was wären wir, was würd' aus uns,
Wenn wir den Geist nicht hätten?
Ach, eine Hand voll Asch' und Staub,
Und ewiglich des Todes Raub
In diesen finstern Betten!«

Und wenn man diese schöne Welt
Dann wiederum bedenket,
Zu sagen: »Güt'ger Himmel mein!
Wie schön muß wol nicht jene sein,
Die Gott den Frommen schenket?

Schon diese, wahrlich, ist es werth,
Daß man sich ihrer freue;
Und nicht das Bißchen Ungemach,
Das auch wol Fromme treffen mag,
Darin so mächtig scheue!

Denn lohnt nicht Der, der sie erschuf,
Dies kurze Erdenleiden,
Dem Fürsten und dem Unterthan,
War er nur hier ein braver Mann,
Mit ew'gen Himmelsfreuden?«

O, wenn ich dieses so bedenk',
Kann ich euch Hügel schauen;
Und macht mir euer dickes Moos,
Und euer enger, kalter Schooß
Auch nicht das mindste Grauen!

Ja, käm, so wahr ich Kristel heiß',
Itzt gleich der Tod herüber:
Mit dreistem Blick nach ihm gewandt,
Faßt' ich ihn bei der Knochenhand,
Und fragt' ihn: willst mich, Lieber?

Overbeck.

Der Phönix und die andern Vögel.

Der Phönix zeigte sich;
Ihr wißt, in hundert Jahren *)
Sieht man ihn einmahl nur; gleich sammelten die Scharen
Der Vögel sich um ihn, und lobten männiglich
Den seltnen Gast. Die Elstern und die Staren
Die schwatzen viel von seiner Schönheit und Gesang,
Der Rabe lobet sein Gefieder,
Von seinem Scharfsinn schallt das Lob der Eule wieder,
Und Pfauen rühmen seiner Stimme Klang.

Die Neugier, ihn zu sehn, reizt auch die Turteltaube,
Sie staunt ihn an — dann girrt sie ihrem Tauber zu:
Geliebter, er ist schön; allein ich glaube,
So glücklich ist er nicht, als ich und du.
Was hilft es ihm, so schön zu sein?
Er ist ja — armer Phönix! — ganz allein,
Und kann sich nicht, wie wir, der Liebe freun.

Lichtwer.

---

*) Wie die Fabel sagt.

Die Freundschaft.

Soll ich, mit finsterm Blick und träge,
Tief in mich selbst verhüllet gehn?
Nicht Blumen pflücken, die am Wege,
Wie Gottes Rauchaltäre, stehn?
Vorübereilend frostig grüßen
Den guten frommen Wandersmann,
Nicht freundschaftlich mich an ihn schließen,
Und, ach! so lang' ich immer kann,
Das Glück, ein Mensch zu sein, genießen?

Es ist so reizend, seinem Pfad
In Wüsten, die kein Fuß betrat,
Mit einem Freunde nachzuspüren!
So reizend, mit geschlungner Hand,
An einer jähen Tiefe Rand,
Auf morschen Stegen sich zu führen;
Dem Durstenden aus hohler Hand
Den ersten Labetrunk zu bringen;
Wenn Stürme gegen Stürme ringen,
Dem Wanderer Verderben dräun,
Mit ihm des Mantels Schutz zu theilen,
Und ihm zu Liebe gern verweilen,
Sein Führer und sein Schutz zu sein.
Noch reizender, des Schöpfers Macht
Aus voller Brust mit ihm zu preisen;
In einer hohen Linde Nacht
Am Tische der Natur zu speisen;
Bei jedem sauern Lebensgang
Sich zu ermuntern mit Geschwätzen,
Und, unter freudigem Gesang,
An kühle Bäche sich zu setzen.

O Freundschaft, erstgebornes Kind
Des liebevollsten aller Wesen,
Süß, wie die Träume vom Genesen,
Dem hoffnungslosen Kranken sind!
O, dieses Lebens Labirinth,
Was wär' es ohne dich? Verbreite
Dein mildes Licht auf meinen Schritt!
Stolz auf dein göttliches Geleite,
Geh' ich, wohin du führest, mit.
Als Knabe hast du mich getragen,
Als Jüngling warnend mich gelenkt,
Erbarmt hast du dich meiner Klagen,
Auf Wunden, die du mir geschlagen,
Mit neuen Freuden mich getränkt.

Dich will ich im Genuß verehren,
Dir will ich danken im Verlust.
Es stillen sich des Abschieds Zähren
An eines neuen Freundes Brust.
Oft, wenn das wunde Herz noch blutet,
Führt den Gefährten unvermuthet
Ein Umweg wieder auf uns zu.
Die frühe sich verloren hatten,
Begegnen sich im Abendschatten,
Und gehen Hand in Hand zur Ruh.

Hagedorn.

An einen Kanarienvogel.

Du bist zu beneiden,
Muntres kleines Thier!
Alle deine Freuden
Schöpfest du aus dir.

In der engen Klause
Ist dir herzlich wohl,
Findest du zum Schmause,
Nur dein Näpfchen voll.

Dann bist du geschieden
Von der ganzen Welt,
Gönnst ihr Krieg und Frieden,
Wie es ihr gefällt!
Hüpfest hin und wieder,
Neidest keinen Thor,
Singest deine Lieder
Nur dir selber vor.

Lob und Tadel störet
Deine Ruhe nie;
Ob's gleich Niemand höret,
Singst du spät und früh.
Und wenn alle Weisen
Weit und breit umher
Vor dir stehn und preisen,
Giebst du doch nichts mehr.

Lieber Vogel, höre:
Vogel auch zu sein,
Solch ein Vorschlag wäre
Mir nun wol zu klein.
Gar zu kurzes Leben
Schenkt der Himmel euch;
Seid uns auch daneben
Nicht im Köpfchen gleich.

Doch in meinem Gleise,
Wie der Mann im Faß, *)
Eurer freien Weise
Nachzuahmen, das
Ist ja auszuführen;
Lieber Vogel, das
Möcht' ich auch vollführen,
Wie der Mann im Faß.

Overbeck.

An ein kleines Landmädchen.

Kleiner Engel, Schooßkind der Natur,
Kränze dich mit Blumen deiner Flur!
Lächl' umher mit deinen Taubenblicken,
Lächl' in aller Menschen Herz Entzücken!
Hüpfe, süßes Mädchen, hüpfe hin
So in deinem unbefangnen Sinn!

Unschuld goß auf dich ihr ganzes Bild,
Schuf dein kleines Herz so weich und mild,
Wiegte dich im stillen Hain der Liebe,
Nährte sorgsam deine zarten Triebe;
Und so nahm dich deine Mutter hin
Aus dem Arm der hohen Pflegerinn.

Mädchen, Mädchen, freu dich deiner Flur;
Freude wohnt bei frommer Unschuld nur.
Aeugle nie, gleich andern Bäuerinnen,

---

*) Diogenes.

Nach den übertünchten Städterinnen;
Manche weinten, wenn sie Hütten sahn,
Thränen, welche Gott kaum stillen kann.

Loblied.

Groß ist der Herr! Verkündigt Alle ihn,
Ihr Lichter seiner Burg,
Ihr Sonnenheere, flammt zu seinem Ruhm!
Ihr Erden, tanzt sein Lob!

Erhebet ihn, ihr Meere, braust sein Lob!
Ihr Flüsse, rauschet es!
Es neige sich der Tannen hohes Haupt
Und jeder Wald vor ihm!

Ihr Löwen, brüllt zu seiner Ehr' im Hain!
Singt ihm, ihr Vögel, singt!
Ihr Felsenberge, die sein Blitzstrahl traf,
Eur Dampf sei Weihrauch ihm!

Der Erden und der Himmel Wiederhall
Sing' ihm ein lautes Lob!
Und du, der Erden Herr, o Mensch, zerfleuß
In Lieb' und Dankbarkeit!

Dich hat er, mehr als Alles, hochbeglückt;
Er gab dir einen Geist,
Der durch den Bau des Ganzen schaut, und kennt
Die Räder der Natur.

Die Sonne steige nie aus rother Flut,
Und sinke nie darein,
Daß du nicht deinen Dank vereinigst mit
Dem Danke der Natur.

Lob' ihn im Regen und in dürrer Zeit,
Im Sonnenschein und Sturm!
Wanns schneit, wann Frost aus Wasser Brücken baut,
Und wann die Erde grünt.

In Ueberschwemmungen, in Krieg und Pest
Trau' ihm, und sing' ihm Lob!
Er sorgt für dich; denn er erschuf zum Glück
Das menschliche Geschlecht.

Und o! wie liebreich sorgt er auch für mich!
Er gab, statt Golds und Ruhms,
Vermögen mir, die Wahrheit einzusehn,
Und Freud' und Gnügsamkeit.

Erhalte mir, o Herr, was du verliehst;
Mehr brauch' ich nicht zum Glück.
Ich will im Staub', ein schwacher Wurm vor dir,
Dich preisen ewiglich!

In finstern Wäldern will ich mich allein
Mit dir beschäftigen,
Frohlocken laut und nach dem Himmel sehn,
Der durch die Zweige blickt.

Und irren ans Gestad des Meers, und dich
In jeder Woge sehn,
Und hören dich im Sturm, bewundern in
Der Auen Teppich dich.

Ich will entzückt auf Felsen klimmen, durch
Zerrißne Wolken sehn,
Und suchen dich den Tag, bis mich die Nacht
In heilge Träume wiegt.

Die Weisheit.

Einstens, als noch Knab' und Mann
Gern die Weisheit lieb gewann,
Gern an ihrer Seite saß,
Welche Zeiten waren das!

Diese Zeiten sind dahin;
Thorheit trübt der Leutlein Sinn,
Vielen ist der Bauch ihr Gott,
Stille Tugend wird zu Spott.

Und von ihrem Thron gebannt,
Zieht die Weisheit durch das Land,
Zieht umher mit bangem Fuß,
Beut nur schüchtern ihren Gruß.

Selig, wer den Gruß versteht,
Nicht die Schüchterne verschmäht;
Sei er Jüngling oder Mann,
Bleibt sie treu ihm zugethan.

Höre, Jüngling, insgemein
Kehrt sie gern beim Jüngling ein!
Lächelt ihm ins Angesicht —
O mein Bruder, fleuch sie nicht!

Und sie geht mit ihm aufs Feld,
Zeigt ihm Gottes schöne Welt,
Zeigt ihm Hain und Wasserfall,
Garten Gottes überall.

Und der Jüngling schaut umher,
Trinket aus dem Wonnemeer,
Und die hohe Führerinn
Lenkt sein Herz zum Schöpfer hin.

Und nun kehrt sie mit ihm heim,
Pflegt in ihm der Tugend Keim,
Trocknet ihm den edlen Schweiß,
Lohnt mit Segen seinen Fleiß.

Und ihr königlich Gebot:
Mitleid für der Brüder Noth!
Prägt sie tief in seine Brust,
Wirkt in ihm zum Wohlthun Lust.

Wenn er sie dann brünstig liebt,
Unbegrenzt sich ihr ergiebt,
Mehren seine Jahre sich,
Doch sein Herz bleibt jugendlich.

Und, des schönen Lohnes werth,
Wird ihm dann das Weib beschert,
Das er wählte; seine Wahl
Krönen Freuden ohne Zahl.

Overbeck.

An einen tugendhaften Jüngling.

Gesundheit röthet das Gesicht;
Doch heiliger, als diese, strahlt
Der Tugend mondenhelles Licht,
Das frischer deine Wangen mahlt.

So, guter Jüngling, lieb' ich dich,
Mit diesem freien Seelenblick,
Aus diesem Auge fließt in mich
Gefühl des Menschenwerths zurück.

Ach! es verrann; das Herz war kalt,
Wenn ich die bleichen Wangen da,
Das todte Aug, die Mißgestalt
An dem entnervten Jüngling sah.

Du, mehr, als Städt'erob'rer, Held!
Ich weide, Jüngling, mich an dir;
Du schaust hinein in Gottes Welt,
Und kannst dich innig freun an ihr.

Du darfst (der Menschheit theures Recht,
Das sie sich selber sinnlos raubt,
Das sie verschlemmet und verzecht)
Du darfst erheben hoch dein Haupt;

Darfst schauen fröhlich hoch hinan
Zu Dem, der dieses Himmelszelt,
Die Sonn' und tausend Sterne dran
So stattlich-schön dahin gestellt.

Du denkst den Schreckgedanken nie:
Schön ist die Welt, schön um mich her,
Ach! aber ich entehre sie,
Und mir — mir ist sie freudenleer!

Dir zwitschert jede Kehle Lust,
Die froh den dunkeln Hain belebt!
Von Danke schwillt die hohe Brust,
Die auf zu deinem Gott sich hebt.

Du sprichst zum hellen Silberbach:
Mir ist die Seele rein, wie du. —
Wohin du gehst, folgt sie sie dir nach,
Der Unschuld himmelvolle Ruh.

So, guter Jüngling, lieb' ich dich
Mit diesem freien Seelenblick!
Aus diesem Auge fleußt in mich
Gefühl des Menschenwerths zurück.

Schall.

Von einem jungen Verbrecher,

der sein eigener Ankläger wurde, ohne es zu wissen.

In einer Stadt, die wir nicht nennen wollen, ereignete sich vor kurzen folgender traurige Vorfall.

Ein Vater, dem es weder an gutem Willen, noch an Vermögen fehlte, seinem einzigen Sohn eine recht gute Erziehung zu geben, hatte bis zum zwölften Jahre des Kindes die Freude, seine Hoffnung an ihm erfüllt zu sehen.

Voll Gesundheit, Unschuld und Fröhlichkeit blühete der muntre Knabe bis zum Jünglingsalter auf, und Alle, die ihn sahn, konnten nicht umhin, ihn zu lieben, und dem Vater schon zum voraus zu der Freude Glück zu wünschen, die er an ihm erleben werde. Aber plötzlich ereignete sich mit diesem hoffnungsvollen jungen Menschen eine recht traurige Veränderung.

Seine purpurrothen Wangen fingen an, zu erblassen; seine sonst so lebhaften Augen traten zurück, wurden

äußerst verderbt waren, daß sie ihm für sein ganzes künftiges Leben (welches vermuthlich nicht sehr lang sein würde) nichts als Schmerzen und Leiden prophezeien konnten.

E.

Ein Beispiel wahrer Herzhaftigkeit.

Neulich wurde in England ein Offizier von einem andern, welcher ein Schottländer war, zum Zweikampfe herausgefodert. Beide waren Männer von bekanntem und bewährten Muthe.

Als sie auf den Platz kamen, fragte der Engländer den Schottländer: Warum wollen wir uns denn eigentlich schlagen?

Um meine und meines Vaterlandes Ehre! antwortete dieser; denn du hast nachtheilig von meinem Volke gesprochen.

Nein, versetzte Jener, indem er einen Strick aus der Tasche zog, hierum! Denn wer von uns dem Andern das Leben nimmt, gewinnt dadurch nichts weiter, als einen Strick. Sie werden wissen, daß die Landesgesetze den Mörder damit bestrafen.

Diese unerwartete Anmerkung machte, daß der Schottländer in sich ging, und dem Andern freundschaftlich die Hand reichte, ohne den Degen zu ziehen.

Beide bewiesen dadurch, daß sie Herz genug hatten, sich über Vorurtheile und Leidenschaften wegzusetzen, um der Stimme der Vernunft zu gehorchen. Und das ist wahre Herzhaftigkeit.

E.

Der Sturm.

Ach! wie rauscht des Sturmes Flügel schrecklich durch die bangen Fluren!
Ach! wie zittern sie, die Wälder! Tod ist hinter seinen Spuren:
Was er auf dem Wege findet, wird des raschen Würgers Raub.
Sieh! er faßt die hohen Eichen, kämpft und stürzt sie in den Staub!

Vor ihm bebt die bange Tiefe; ihm entfliehn des Meeres Wellen,
Thürmen furchtbar sich, und schäumen, bis sie zu Gebirgen schwellen,
Deren Rücken in die Wolken Schiff und Schiffsbewohner hebt,
Und sie schnell zur Tiefe schleudert und im Abgrund sie begräbt.

Bis zum Himmel haucht sein Odem — ach! mit einem düstern Schleier
Wird er bald sein Antlitz schwärzen, rauben bald der Sonne Feuer,
Sieh! in eine Nacht von Wolken hüllt er ihren Lebensstrahl,
Gießt ein Meer von seinen Schwingen, und ertränkt das holde Thal.

Ach! da schwimmen Hütt' und Garten; es ertrinken Hirt' und Herde! —
Würger, hast du kein Erbarmen? Eine Wüste wird die Erde.

äußerst verderbt waren, daß sie ihm für sein ganzes künftiges Leben (welches vermuthlich nicht sehr lang sein würde) nichts als Schmerzen und Leiden prophezeien konnten.

C.

Ein Beispiel wahrer Herzhaftigkeit.

Neulich wurde in England ein Offizier von einem andern, welcher ein Schottländer war, zum Zweikampfe herausgefodert. Beide waren Männer von bekanntem und bewährten Muthe.

Als sie auf den Platz kamen, fragte der Engländer den Schottländer: Warum wollen wir uns denn eigentlich schlagen?

Um meine und meines Vaterlandes Ehre! antwortete dieser; denn du hast nachtheilig von meinem Volke gesprochen.

Nein, versetzte Jener, indem er einen Strick aus der Tasche zog, hierum! Denn wer von uns dem Andern das Leben nimmt, gewinnt dadurch nichts weiter, als einen Strick. Sie werden wissen, daß die Landesgesetze den Mörder damit bestrafen.

Diese unerwartete Anmerkung machte, daß der Schottländer in sich ging, und dem Andern freundschaftlich die Hand reichte, ohne den Degen zu ziehen.

Beide bewiesen dadurch, daß sie Herz genug hatten, sich über Vorurtheile und Leidenschaften wegzusetzen, um der Stimme der Vernunft zu gehorchen. Und das ist wahre Herzhaftigkeit.

C.

Der Sturm.

Ach! wie rauscht des Sturmes Flügel schrecklich durch die bangen Fluren!
Ach! wie zittern sie, die Wälder! Tod ist hinter seinen Spuren:
Was er auf dem Wege findet, wird des raschen Würgers Raub.
Sieh! er faßt die hohen Eichen, kämpft und stürzt sie in den Staub!

Vor ihm bebt die bange Tiefe; ihm entfliehn des Meeres Wellen,
Thürmen furchtbar sich, und schäumen, bis sie zu Gebirgen schwellen,
Deren Rücken in die Wolken Schiff und Schiffsbewohner hebt,
Und sie schnell zur Tiefe schleudert und im Abgrund sie begräbt.

Bis zum Himmel haucht sein Odem — ach! mit einem düstern Schleier
Wird er bald sein Antlitz schwärzen, rauben bald der Sonne Feuer,
Sieh! in eine Nacht von Wolken hüllt er ihren Lebensstrahl,
Gießt ein Meer von seinen Schwingen, und ertränkt das holde Thal.

Ach! da schwimmen Hütt' und Garten; es ertrinken Hirt' und Herde! —
Würger, hast du kein Erbarmen? Eine Wüste wird die Erde.

O, laß ab! laß ab! wir flehen, wir bekennen deine Macht;
Laß die Sonn' uns wieder scheinen; nimm sie von uns, diese Nacht!

Nahe sind wir dem Verderben! — Doch, wer rief dem wilden Sturme
Aus der heimlichen Behausung? War's nicht Gott? Geziemts dem Wurme,
Welcher Mensch heißt, wol, zu richten über seines Schöpfers That? —
O, er lieg' im Staub' und schweige, und verehre seinen Rath!

Aber er, der Ewiggute, wollte, daß wir selber läsen
In den Tiefen seiner Weisheit, und erkenneten sein Wesen;
Darum liegt vor uns der Schöpfung hoher wundervoller Plan,
Strömt ein Quell dem Weisheitsfreunde, wo er täglich schöpfen kann.

Kommt und schauet seine Werke! — Thauen läßt er es und regnen,
Linde Frühlingslüfte wehen, seine Erdenwelt zu segnen:
Und der West, der Thau, der Regen, seiner Sonne mildes Licht
Sind die Boten seines Segens; aber sinds die Stürme nicht?

Ja, auch sie sind seine Boten; Blitze dienen seinem Willen,
Fruchtbar seine Welt zu machen, und mit Gütern zu erfüllen;
Winterfrost wie Frühlingssäuseln, lichter Tag wie dicke Nacht,
Alles brauchet er zum Werkzeug seiner Huld, wie seiner Macht.

Wir, wir flehn oft das Verderben, und er giebt uns
dafür Leben —
Ruhig woll'n wir seinen Händen unser Schicksal über-
geben,
Wollen in Gefahr nicht zagen, stärken soll sich unser
Muth. —
Was von ihm, dem guten Vater, was von ihm kommt,
das ist gut!

Karoline Rudolphi.

Die Spinne und der Hånfling.

In einer durch die Kunst gemachten Wüstenei
Hing eine Spinne, froh und frei,
Als Eremit im engen Fensterrahmen,
Begann ihr Werk, und sah dabei,
Im wilden Lustgehölz von Birken, Ulmen, Buchen,
Verschiedne Vögel Mancherlei
Zu Nestern sich zusammensuchen.
Ein wohlerfahrner Hänfling zog
Auf einen Ast, der seine Zweige bog,
Der Spinne Fenster zu beschatten.
In voller Arbeit hüpft' und flog
Er hin und wieder mit dem Gatten;
Indessen Jene bloß auf ihre Fäden sann,
Und aus sich selbst den Zeug zur Hütte spann.

Die armen Vöglein! hub sie an,
Wie Mann und Weibchen sich um ihren Bau ermatten!
Was holen sie von Ost und West
Nicht Alles her! — und steht das Nest,

Dann neue Sorgen! Stetes Reisen
Durch Garten, Hof und Feld, die junge Brut zu speisen!
Dann fürchten sie des Hauses jähen Sturz,
Wenn Knaben durch die Hecke rauschen,
Und flattern auf, und jammern; kurz,
Ich möchte nicht mit ihnen tauschen!
Da kann ich, ohne Stroh und Leim,
Nach eigner Lust Gezelte stricken,
Erwarte Fliegen drin und Mücken,
Und sitz', in mich gehüllt, daheim.
Ich zittre nicht, daß Einer mich verjage,
Weil überall ein Winkel ist,
Zur Wohnung mir genug, und weil zu jeder Frist
Ich alles Meine bei mir trage.

Der Hänfling war so eben recht
Auf einen nahen Ast gekommen;
Hatt' über sich und sein Geschlecht
Die weise Rede wohl vernommen,
Und flog zum Fensterrahmen hin,
Und sagte: Liebe Nachbarinn,
Ich lobe deinen klugen Sinn,
Der zwischen kahlen, finstern Mauern
Dich hier so glücklich macht in deinem Selbstgespinn,
Als ich im grünen Wald' es bin.
Uns aber mußt du nicht bedauern.
Im grünen Walde giebt es zwar
Nicht wenig Arbeit und Gefahr,
Und Räuber groß und klein, die täglich auf uns lauren.
Wir zittern oft: jedoch wer nie will trauren,
Hat keine Freuden auch. Bedünkt es dir nicht schön,
Aus freier Luft hinab ins reiche Thal zu sehn?
Wir brauchen viel zum Flechten und Bewinden,

Doch ist es Wonne, das zu finden;
Und suchen wir ein Körnchen weit und breit,
Dann lohnt uns Flur und Wald mit ihrer Herrlichkeit.
Nicht selten wurde mir um Nest und Futter bange,
Indessen regt' ich mich, entfloh dem Untergange,
Und froher sang ich dann durch Büsch' und Bäume hin.
Ich dächte, liebe Nachbarinn,
Wir nützten Das, was uns Natur gegeben,
Zum Nisten mir, und dir zum Weben.

Eine merkwürdige Begebenheit
aus dem
Leben des englischen Viceadmirals John Byron.

Euch, ihr jungen Leser, die ihr vielleicht in dem süßen, aber schädlichen Wahne steht, daß alle eure künftigen Tage eben so ruhig, eben so sorgenlos und gemächlich dahinfließen werden, als euch jetzt die harmlose Jugendzeit verstreicht, und die ihr vielleicht noch keine Veranlassung gehabt habt, zu lernen, wie nöthig es ist, einer bequemen, weichlichen Lebensart schon in früher Jugend zu entsagen, um seinen Körper und seinen Geist gegen künftige unausbleibliche Widerwärtigkeiten des Lebens abzuhärten; euch erzähle ich diese Geschichte eines Jünglings, den weder seine vornehme Geburt, noch der Reichthum seiner Aeltern vor Zufällen schützen konnten, bei deren bloßen Erzählung euch ein kalter Schauder überfallen wird.

John Byron, jetzt englischer Admiral, ist der zweite Sohn eines sehr angesehenen und begüterten Lords, der ihm eine, seinem Stande gemäße, Erziehung geben

ließ. Um seinem Vaterlande so früh als möglich zu dienen, widmete er sich sehr jung dem Seedienste. Seine erste Ausflucht war mit einer Reihe von Unglücksfällen und Schwierigkeiten verknüpft, von welchen man, bevor sie überwunden waren, unmöglich hätte glauben können, daß ein menschliches Wesen sie auszuhalten in Stande sei. Da seine Geduld, seine Unterwerfung und Standhaftigkeit, seine Menschlichkeit und Entschlossenheit in diesen Umständen einen wahren Mann bezeichnen, so verdienen sie, für alle junge Leute als ein Spiegel aufgestellt zu werden.

In seinem 17ten Jahre ging er, als Freiwilliger, an Bord des Wagers, eines von den Schiffen des Geschwaders, mit welchem Lord Anson 1740 eine Fahrt um die Erdkugel unternahm. Das Schiff war ein alter Indienfahrer, und mit allerlei Vorrath zum Gebrauch des Geschwaders so sehr überladen, daß es im Segeln nothwendig zurückbleiben mußte.

Schon bei der Meerenge le Maire, unten an der südlichen Spitze von Amerika, verlor es die übrigen Schiffe aus dem Gesichte, und bald nachher durch einen starken Windstoß auch seinen Hintermast. Dessen ungeachtet wollte der Kapitän versuchen, die Insel Sokoro zu erreichen, weil er hoffte, das Geschwader dort wieder vorzufinden.

Alle Offiziere riethen ihm von diesem gefährlichen Vorhaben ab, weil die Gefahr, von dem Winde gegen die westliche Küste von Amerika geworfen zu werden, zu augenscheinlich war. Aber er verwarf ihre Vorstellungen, weil er es für seine Pflicht hielt, den beschlossenen Versuch anzustellen, und weil ihm die Gefahr nicht so groß und augenscheinlich vorkam, als den Uebrigen.

Er wurde gar bald, wiewol zu spät, von seinem Irr-

thume überzeugt, und befahl, man solle suchen, vom Lande abzuarbeiten. Aber alle Mühe war umsonst. Das Schiff stieß auf den Grund, und man blieb eine gute Weile in der fürchterlichsten Lage, ohne zu wissen, was man nun zu thun habe? Es war Nacht, und das Steuerruder war gleich beim ersten Stoße verloren gegangen.

Byron sagt: er habe hiebei Gelegenheit gehabt, die verschiedenen Aeußerungen und Wirkungen des Schreckens bei verschiedenen Gemüthsarten zu beobachten. Einige waren völlig ihres Verstandes beraubt. Einer z. B. ging auf dem Verdeck umher, schwang seinen Hirschfänger, und nannte sich selbst den König des Landes. Andere waren wie versteinert, und standen oder saßen stumm und leblos da. Nur Wenige blieben ihres Verstandes und ihrer Besonnenheit mächtig; und unter diesen zeichnete sich besonders der junge Byron selbst aus.

Man wünschte, das Schiff so nahe ans Land zu bringen, daß man wenigstens das Leben retten könne. Dies gelang ihnen; sie liefen in eine Oeffnung ein, klemmten das Schiff zwischen zwei Felsen, und kappten darauf die beiden noch übrigen Masten.

Mit Anbruch des Tages setzte man die Böte aus, und erreichte damit vollends den Strand. Aber ihr Zustand war dadurch nicht sehr gebessert; denn dieses Land war fast noch schrecklicher, als die See. Oede und unfruchtbar war Alles, was sie sahn, und nirgends, nirgends zeigte sich ihnen ein dem menschlichen Körper angemessenes Nahrungsmittel.

Schon seit zweimahl 24 Stunden hatten sie, indem sie das Ufer erreichten, nicht gegessen, und der ganze Vorrath, den sie jetzt zusammenbringen konnten, bestand in 2 oder 3 Pfund Zwiebackkrumen, einer Rothgans und etwas wildem Selleri; ein kärgliches Frühstück für 140

Menschen, welche seit 48 Stunden nüchtern geblieben waren.

Sie konnten von fern die Kordilleras sehen, aber nicht unterscheiden, ob sie selbst auf einer Insel oder auf dem festen Lande von Amerika wären. Nicht allein das Land, sondern auch sogar die See, welche so vielen Küstenbewohnern Nahrung verschafft, war hier unfruchtbar. Ihr Elend stieg daher in kurzer Zeit so hoch, daß die Aasvögel, die herbeikamen, um die Leiber der Ertrunkenen zu verzehren, ihnen Leckerbissen waren.

Einige Indier, die in Kähnen herbeiruderten, brachten ihnen etwas Weniges von Lebensmitteln; etwas wurde auch nach und nach von dem Schiffe gerettet. Aber die Untreue des größten Theiles der Schiffsmannschaft beraubte sie bald darauf auch dieses kleinen Schatzes, und stürzte sie vollends in das äußerste Elend.

Diese unmenschlichen Leute empörten sich nämlich gegen ihren Kapitän, kündigten ihm allen Gehorsam auf, bemächtigten sich des großen Boots nebst dem ganzen Vorrath der geretteten Lebensmittel, und fuhren damit ab.

Byron, der bei dem Schiffsvolke sehr beliebt war, suchte sie wieder zu ihrer Pflicht zurückzuführen, oder sie wenigstens zu bewegen, ihm einige Lebensmittel zu lassen. Aber da alle seine Bemühungen vergeblich waren, so wollte er lieber mit den Verlassenen das Aeußerste dulden, als mit diesen unbarmherzigen Aufrührern abfahren, um auf seine eigene Rettung bedacht zu sein. Sie segelten also ohne ihn ab, und man hat nie etwas wieder von ihnen erfahren.

Sie wußten jetzt, daß sie auf einer Insel waren. Die Zahl der Zurückgebliebenen belief sich auf zwanzig. Der Insel, auf der sie sich befanden, und welche an der westlichen Küste des Magellanischen Landes liegt,

hat man in der Folge den Namen Wagersinsel beigelegt.

Ihre Noth war jetzt unaussprechlich groß, und doch sollte sie noch um Vieles vergrößert werden. Folgende kleine Erzählung kann uns einigen Begriff davon geben.

Byron hatte einen kleinen indischen Hund gefunden, der in kurzer Zeit seinen neuen Herrn ungemein liebgewann, so wie auch dieser hinwiederum sein großes Wohlgefallen an ihm hatte. Eines Tages kamen einige Schiffsleute in Byron's Zelt, und stellten ihm vor, daß sie entweder diesen Hund verzehren, oder Hungers sterben müßten. Byron suchte alle Gründe hervor, sie zu bewegen, das Thierchen leben zu lassen; aber vergebens! Sie nahmen den Hund mit Gewalt und tödteten ihn. Nun dachte Byron, er habe wenigstens eben so viel Recht daran, als jene; also setzte er sich bei ihnen nieder und speisete mit. Drei Wochen nachher war er froh, von den halbvermoderten Pfoten und dem Felle des Thieres, die er auf der Stelle, wo sie ihn geschlachtet hatten, noch fand, eine Mahlzeit halten zu können. —

Auch aus folgendem Umstande kann man sich die Größe ihrer Noth vorstellen:

Einer von ihnen, Namens Fips, hatte eine Wassertonne erhascht. An dieser befestigte er auf beiden Seiten ein Stück Holz, und brauchte sie darauf statt eines Fahrzeugs, um in die See zu fahren, und sich mit wildem Geflügel zu versorgen. Wie mühsam und gefährlich diese Jagd war, kann man sich vorstellen.

Der Kapitän war Willens, wo möglich, die Insel Chiloe zu erreichen. Aber diese Reise war lang und gefährlich, und statt aller andern Fahrzeuge hatten sie nur eine Barke und einen kleinen Nachen. Aber was wagt nicht Der, der zwischen möglicher Todesgefahr und

gewissem Hungerstode zu wählen hat? Sie schifften sich also ein. Nach einer vergeblichen Arbeit von zweien Monaten, in welcher Zeit sie auf die schrecklichste Weise umhergetrieben wurden, sahen sie sich indeß genöthiget, nach der Wagersinsel zurückzukehren, weil es ihnen unmöglich war, um die Vorgebirge herumzukommen. Sie hatten auf dieser beschwerlichen und gefährlichen Fahrt ihren Nachen und viere von ihren Leuten verloren.

Bald nach ihrer Zurückkunft fand sich eine Partei Indier in zwei Booten bei ihnen ein, die in der Nachbarschaft von Chiloe zu Hause waren. Es befand sich darunter einer ihrer sogenannten Kaziken, oder Anführer. Mit diesem trafen sie den Vergleich, daß sie ihm die Barke und alles vom Schiffe gerettete Eisenwerk geben wollten, wenn er sie durch die Baien und Buchten führe, durch welche er zu ihnen gekommen war. Sie schifften sich darauf abermahls ein; aber es waren ihrer jetzt nur noch dreizehn.

Diese Fahrt hat an Beschwerlichkeit und Gefahr wol schwerlich jemahls ihres Gleichen gehabt. Indem sie sich bemüheten, die Barke gegen einen heftigen Strom hinaufzuarbeiten, waren sie so entkräftet, muthlos und verhungert geworden, daß Einer, der noch von den Stärksten war, ganz erschöpft vom Steuer heruntersank. Der Kapitän wollte ihm keinen Bissen Essen geben, ob er gleich ein ziemliches Stück von einem Meerkalbe hatte; so hart hatte ihn die anhaltende Noth gemacht. Byron hingegen, der noch einige gedörrte Muschelfische in der Tasche hatte, steckte dem Unglücklichen von Zeit zu Zeit einen in den Mund, wodurch aber nur seine Marter, nicht sein Leben verlängert wurde.

Ihre Bemühung, den Strom hinauf zu kommen, war vergebens. Als sie sich in die dicken Moräste des

Landes gewagt hatten, wo sie bei jedem Schritte bis ans Knie, oft bis an die Lenden hineinsanken, um einige Lebensmittel aufzutreiben, bemächtigten sich unterdeß sechs ihrer zurückgebliebenen Gefährten und ein Indier der Barke, und ließen den Kapitän, Byron und drei andere Herren in dem allerhülflosesten Zustande zurück.

Alle bisher ausgestandenen Beschwerlichkeiten schienen ihnen jetzt, in Betracht ihrer nunmehrigen Lage, eine bloße Kleinigkeit zu sein. Aber gerade diese verzweiflungsvolle Aussicht war eine Vorbereitung zu ihrer Errettung, und eben dieser hoffnungslose Zustand sollte ihnen ein Beweis der unerforschlichen Wege der Vorsehung werden.

Indem sie nämlich ohne Trost und Hoffnung dasaßen, und kein anderes Rettungsmittel, als den Tod, vor sich sahen, erschien ein Kahn mit Indiern. Man winkte ihnen, und sie kamen ans Land. Es glückte ihnen, diese Wilden zu bewegen, sie mitzunehmen, und den Strom hinaufzufahren. Mit einem Kahne ließ sich dieses thun; mit der schweren Barke hingegen wäre es unmöglich gewesen. Die Untreue ihrer Gefährten und die Entwendung der Barke waren also die nächste Ursache ihrer Errettung.

Doch sah es um diese Errettung noch sehr mißlich aus, denn auch diejenigen Gegenden, wohin sie nunmehr kamen, fanden sie äußerst öde, morastig und unfruchtbar.

Zu den Beschwerlichkeiten ihrer Reise und zu den Qualen des Hungers, womit sie unablässig zu kämpfen hatten, gesellten sich noch andere Leiden, deren bloße Beschreibung dem Weichlinge Uebelkeiten verursachen muß. Aber dies darf für mich kein Bewegungsgrund sein, sie zu unterdrücken, weil gerade dieser Weichling daraus lernen kann, wie gut es ist, wenn man gegen

allerlei im Leben mögliche Beschwerlichkeiten sich zum voraus abzuhärten sucht.

Da Byron und seine übrigen Reisegefährten schon seit verschiedenen Monaten dieselbe Kleidung, dasselbe Hemde trugen, so fingen sie bald an, ganz entsetzlich vom Ungeziefer zu leiden. Der Kapitän glich vollkommen einem Ameisenhaufen, weil Tausende dieses Ungeziefers auf ihm herumkrochen. Auch machte er gar keinen Versuch mehr, sich davon zu befreien, weil er sah, daß es eine vergebliche Mühe sein würde. Byron hingegen zog, so oft es sich thun ließ, seine Lumpen aus, legte sie auf einen Stein, und klopfte mit einem andern Steine darauf, in Hoffnung, Hunderte auf einen Streich zu tödten.

Wessen Zartgefühl sich gegen diese Erzählung empört, der bedenke doch, daß es der würdige, der feine Admiral Byron war, der dies erfuhr, und mehr davon litt, als selbst vom Hunger. Und sollten wir nicht einmahl in der Beschreibung aushalten können, was ein solcher Mann, (wol übrigens eben so empfindlich gegen Dinge dieser Art als wir) wirklich leiden mußte?

Nach verschiedenen mühseligen Tagen erreichten sie einen Landweg. Jeder von ihnen hatte Etwas zu tragen; Byron insbesondere einen großen Bündel, nebst einem Stücke von stinkendem Seekalbe, das dem Kapitän gehörte. Dieser Weg ging durch einen dicken Wald, einen vollkommenen Morast, wo man mit jedem Schritte fast bis an den Leib hineinsank.

Byron blieb in dieser schrecklichen Gegend zurück, weil er von einem Stamme in einen tiefen Morast gefallen war, worin er beinahe erstickt wäre. Er warf seine Bürde von sich, um seine Gefährten wieder einzuholen. Er erreichte sie; allein da der Kapitän ihm Vorwürfe machte, daß er sein Seekalbfleisch verloren

habe, ging er über eine Meile durch den Wald zurück, um es zu holen.

Bei seiner Zurückkunft wurde er von seinen Gefährten getrennt, nachdem er ihnen das stinkende Fleisch zugestellt hatte, dessen Herbeischaffung ihm so sauer geworden war, und wovon er nun selbst keinen Bissen zu kosten bekam. Von Hunger und Arbeit gänzlich entkräftet, fiel er mit Anbruch der Nacht in einen tiefen Schlaf. Da er noch vor Tage davon erwachte, hörte er in einiger Entfernung etliche Stimmen, und erblickte bald darauf eine Hütte. Er wollte hineingehen, bekam aber verschiedene Stöße ins Gesicht, und wurde abgewiesen.

Nach einiger Zeit ließ man ihn hinein, und da die Wilden, die er darin fand, keinen bleibenden Aufenthalt daselbst hatten, so schiffte er sich mit ihnen ein. Sie landeten in der folgenden Nacht, zogen ihren Kahn ans Land, machten sich den Augenblick davon, und ließen den armen Byron in einer dunkeln und traurigen Wüste in starkem Regen zurück.

Den folgenden Morgen nahmen sie ihn wieder mit, und landeten an einer Stelle, die einen guten Fischfang zu versprechen schien, wo sie auch viele Muscheln fanden; aber so verhungert Byron war, so ließ er sich doch keine Zeit, eine davon zu essen, um nicht einen Augenblick Zeit zum Sammeln zu verlieren; und er hatte seinen Hut beinahe voll, bevor sie zu ihrem Kahne zurückkehrten.

Jetzt fing er an, sich zu laben. Aber indem er, ohne etwas Arges dabei zu denken, die Schalen der Muscheln über Bord warf, wurden die Indier plötzlich so erbittert auf ihn, daß sie ihn erbärmlich schlugen, und mit aller Gewalt ihn in die See werfen wollten. Vermuthlich bezog sich dies auf einen gewissen Aberglauben,

nach welchem sie es vielleicht für gottlos halten, Muschelschalen ins Meer zu werfen.

Ein glücklicher Zufall vereinigte ihn einige Tage darauf wieder mit seinen Gefährten, die nunmehr so abgezehrt waren, daß man kaum noch eine Menschengestalt an ihnen erkennen konnte. Einer derselben war unterdeß von den erschrecklichen Beschwerlichkeiten gestorben, ein Anderer hatte sich von ihnen getrennt, und war einer Partei Indier gefolgt.

Nach drei Tagen erreichten sie darauf endlich die Insel Chiloe, und landeten mit vieler Mühe und großer Lebensgefahr. Es war im Brachmonate, also dort mitten im Winter, als sie landeten, und nun schien ihr Unglück sich seinem Ende zu nahen.

Die Indier nahmen sie sehr freundlich auf, und hatten so viel Mitleid mit ihnen, daß Jeder etwas dazu beitragen wollte, den armen schiffbrüchigen und ausgehungerten Wanderern zu helfen. Diese waren so heißhungrig, daß sie den ganzen Tag nichts anders thaten, als essen. Herr Byron sagt, der ausgestandene Hunger habe einen so starken Eindruck auf sein Gemüth gemacht, daß er sich Monate nachher nicht habe enthalten können, alle Lebensmittel, die ihm zu Händen gekommen seien, geschwind in die Tasche zu stecken.

Ihre ferneren Schicksale zu erzählen, würde zu weitläufig werden. Ich begnüge mich daher, nur zu melden, daß sie von einer Spanischen Besitzung in Amerika nach der andern geführt wurden, bis sich endlich Gelegenheit für sie fand, nach Europa zurückzukehren. Zu Anfange des Jahres 1746 kamen sie wieder zu London an.

Ebendieser Byron stellte nachher eine Reise um die Welt an, von welcher die göttliche Vorsehung ihn glück-

lich zurückführte, um in dem gegenwärtigen Kriege seinen Muth und seine Erfahrungen zum Schutze seines Vaterlandes anzuwenden.

An einem Frühlingsmorgen.

Vater, also leb' ich wieder?
Seh die Schöpfung, preise dich?
Sank zum Staube noch nicht nieder?
Freue meines Lebens mich? —
Laut erhebe dich, mein Dank,
Werde froher Lobgesang!

Werde Lobgesang, und töne
In die Stimmen der Natur,
Zu der Vögel Stimme; töne
Zu dem Säuseln auf der Flur;
Lob' ihn früh, der uns gemacht,
Der uns schützt in finstrer Nacht!

Großer Vater, ja, ich preise,
Voll Verwundrung preis' ich dich!
Mächtig bist du, gütig, weise,
Und liebst mich so väterlich!
Denn von dir, mein Gott, bedeckt,
Hat kein Unfall mich geweckt.

Schöpfer, Vater! o, wie nennen
Deine Menschen würdig dich!
Besser will ich dich erkennen,
Reiner, wärmer lieben dich;
All mein Thun sei Lobgesang
Und mein ganzes Leben Dank!

Und so lange noch ich lebe
Dieses Prüfungsleben hier,
Daß sich meine Seel' erhebe
Aus dem Staube, Gott, zu dir,
So bewahr mir dies Gefühl
Deiner Güte bis zum Ziel.

Laß mich nie den Morgen sehen,
Deine Sonne sehen nie,
Ohne dankend da zu stehen,
Dankend, Vater, dir für sie;
Dann, mein Schöpfer, werd' auch ich
Würdiger einst preisen dich.

Herbstlied.

Nicht lobenswürdig ist der Mann,
Noch mir des Neides werth,
Der nun mit prunkendem Gespann
Um seine Gärten fährt;

An jedem Baum vorüber zieht,
Als wär' es sein Palast;
So stolz und kalt, nicht aufwärts sieht
Zum fruchtbeladnen Ast;

Durch Spiegelfenster, o Natur,
Dich ohne Lust erblickt;
Zu deinem Mutterfeste nur
Die Tagelöhner schickt.

Dagegen halt' ich neidenswerth,
Und lobe mir den Mann,
Der sich von seinen Früchten nährt,
Und deß sich freuen kann;

Der unter seinen Bäumen wohnt,
Oft sie zu schauen ging,
Bevor ein lauer Frühlings-Mond
Die erste Blüt' empfing;

Bei Regen und bei Sonnenstrahl
Und in bereifter Nacht,
Mit Liebessorge jedesmahl,
An seine Bäume dacht';

Und so die Früchte wachsen sah,
Von süßer Hoffnung voll,
Und nun, der reichen Ernte nah,
Sie alle brechen soll.

Ihn preis' ich, der die Bäume groß
Gewünschet und gepflegt;
Die Birn mit Lachen in den Schooß
Des treuen Weibes legt.

Ihn preis' ich, wenn um seinen Baum
Ein Häufchen Kinder singt,
Mit Backen, frisch und roth, daß kaum
Der Apfel röther blinkt.

Da lehnt an seine Gartenthür
Die Witwe sich, und blickt
Aufs arme Waislein neben ihr,
Dem Keiner Früchte pflückt.

Weil er die Witwe trösten kann
Mit dem, was Gott beschert;
Deßwegen lob' ich mir den Mann,
Und halt' ihn neidenswerth.

Am Fenster, bei Mondschein.

Nacht und Still' ist um mich her,
Kaum ein Lüftchen regt sich mehr;
Nur der liebe Mond bescheint
Noch so traulich seinen Freund.

Tausend Thränen sind versiegt,
Tausend Sorgen eingewiegt,
Und so manchem Leidenden
Zeigt ein Traum Elisien.

Jede marternde Begier,
Jeder Wunsch ist still in mir,
Der wol um das Puppenspiel
Dieser Welt mir sonst entfiel.

Immer, Glück, mir gilt es gleich,
Mache Andre groß und reich;
Denn von Allem, was du hast,
Raubt mir nichts der Seele Rast.

Kann ich reines Herzens nur
Dich bewundern, o Natur;
Kann ich nur an Freundes Hand
Wandeln bis ans Grabes Rand;

O, was wünsch' ich dann wol mehr?
Rings blühn Freuden um mich her,
Und mit frohem, leichten Sinn
Blick' ich durch das Leben hin.

Geschichte eines Spielers.

Ein gewisser Oberster fand ein großes Vergnügen daran, jungen Offizieren guten Rath zu geben, wie sie es machen müßten, um in ihrem Stande vergnügt und glücklich zu werden. Vornehmlich warnte er sie vor dem Spiele, und erzählte ihnen dann gemeiniglich folgende Geschichte von sich selbst, um ihnen zu zeigen, daß ein wenig Entschlossenheit diese thörichte Leidenschaft besiegen könne.

Während der Kriege unter der Königinn Anna Regierung stand ich als Fähnrich bei der Englischen Armee, die damahls in Spanien lag. Aber die Spielsucht hatte sich meiner so sehr bemächtiget, daß mir jedes Geschäft, welches mich abhielt, dieser Leidenschaft nachzuhängen, unerträglich war.

Kaum konnte ich mich entschließen, einige Stunden vom Spiele abzumüßigen, um sie der Ruhe zu widmen, und wenn ich schlief, so sah ich im Traume Kartenhausen, und hörte das Rasseln der Würfel.

Meine Mahlzeiten versäumte ich; oder wenn ich sie abwartete, so sahe ich es als einen solchen Zeitverlust an, daß ich die Speisen mit der größten Eilfertigkeit verschluckte, um nur wieder zum Spieltische zu kommen.

Außer den Karten und Würfeln hatte nichts auf der Welt mehr einigen Reiz für mich. Der schönste Frühlingstag, der angenehmste Sommerabend, die herr-

lichste Gegend, kurz Alles, was die Natur Schönes und Bewunderuswürdiges hat, wurde von mir entweder gar nicht, oder mit Kaltsinn wahrgenommen.

Selbst gegen Freundschaft und Liebe ward meine Seele unempfindlich. Wer nicht mit mir spielte, dessen Gesellschaft war mir beschwerlich, und wäre er auch mein Vater gewesen. Und daß ich, bei einem so verwilderten Gemüthe, niemahls mit Freudigkeit an Gott denken konnte, brauche ich wol nicht erst zu sagen.

Eine Zeit lang spielte ich mit so großem Glücke, daß ich oft (man sehe, wie eine solche Leidenschaft den Kopf verrückt!) einen ansehnlichen Gewinn auf die Erde schüttete, und mich auf demselben herumwälzte, damit die Leute im eigentlichsten Verstande von mir sagen möchten: er wälzt sich im Golde!

So war mein Leben eine geraume Zeit beschaffen; aber (glaubt mir's, ihr jungen Freunde!) es war der elendeste Theil desselben, den ich noch jetzt, in diesem meinen Alter, mit meinem Blute zurückkaufen möchte, weil das Andenken daran mich noch auf dem Sterbebette beunruhigen wird.

Nach Verlauf einiger Zeit wurde ich auf Werbung ausgeschickt; ein Geschäft, welches ich lediglich meinem Unteroffizier überließ, um unterdeß meine Lieblingsneigung zu befriedigen. Der Unteroffizier brachte 150 Neugeworbene auf; ich aber war unterdeß so unglücklich im Spiele, daß ich nicht nur alles eigene Geld, sondern auch den für die Geworbenen bestimmten Sold verlor.

Meine Verlegenheit war nun unbeschreiblich groß. Ich wandte mich an einen Hauptmann eben dieses Regiments, der sich immer sehr freundschaftlich gegen mich bewiesen hatte, und bat ihn, mir 10 Guineen zu leihen.

Wie? antwortete dieser, ich sollte mein Geld einem

Spieler von Handwerk leihen? Nein, mein Herr, Sie werden mich entschuldigen. Eins muß ich jetzt freilich verlieren, Ihre Freundschaft, oder mein Geld; ich möchte aber doch lieber mein Geld behalten.

Mit dieser spöttischen abschlägigen Antwort begab ich mich in meine Wohnung, und warf mich äußerst niedergeschlagen aufs Bette, um während der Tageshitze meine Sorgen zu verschlafen. — Ich schlief ein; aber ein Fliegenstich weckte mich bald wieder auf.

Und nun stellte sich mir mein trauriger Zustand in den schwärzesten Farben dar. Ohne Geld, ohne Aussichten, etwas zu erhalten, ohne Freund — wie sollte ich die Geworbenen zum Regimente schaffen? Und wenn ich sie nicht dahin schaffte, und wenn es bekannt wurde, daß ich die Regimentsgelder verspielt hatte, was konnte ich anders erwarten, als mit Schimpf und Schande fortgejagt zu werden?

Natürlicher Weise führte diese Noth mich dahin, daß ich über das, was mich zum Spielen gebracht hatte, ernstlich nachdachte, und dies war, wie ich gleich merkte — Müßiggang. Die Ursache meiner Krankheit hatte ich jetzt gefunden, die Heilung aber fehlte noch immer.

Etwas mußte geschehen; ich mußte eine Lebensart anfangen, bei der mir keine Zeit zum Spielen übrig bliebe. Bei diesem Gedanken fiel mir ein, daß die Adjutantenstelle beim Regimente verkauft werden sollte, und ich entschloß mich, sie zu kaufen, als eine Stelle, bei der ich vermuthlich eine hinreichende Beschäftigung finden würde.

Ich hatte nämlich Wechselbriefe in Händen, von welchen ich zu meiner Beförderung bei der Armee, aber auch zu keinem andern Gebrauche, so viel ich wollte, aufnehmen konnte. Indeß ehe ich diese Gelder heben konnte, mußte ich mit meinen Geworbenen beim Regi-

mente sein; und woher nun das nöthige Geld zu diesem noch ziemlich langen Marsche?

Indem ich in der äußersten Verlegenheit darüber war, trat mein sogenannter Freund, der Kapitän, der mich kurz vorher so höhnisch abgefertigt hatte, in mein Zimmer, um mir einen Besuch abzustatten. Ich empfing ihn mit der größten Kälte und mit sichtbaren Merkmahlen der Verachtung; er hingegen schien ganz und gar nicht darauf zu achten.

Er fragte mich, wie ich mich aus meiner Verlegenheit loszumachen gedächte? und ich erzählte ihm kurz und ziemlich mürrisch, was ich mir zu thun vorgenommen habe, wenn ich nur erst wisse, wie ich mit meinen Leuten zum Regimente kommen solle.

Sogleich stand der Kapitän auf, umarmte mich mit einer Innigkeit, die mich in Erstaunen setzte, und sagte: Freund! ich schlug Ihnen diesen Morgen Ihre Bitte auf eine kränkende Weise ab, um Sie dadurch zum Nachdenken über die unseligen Folgen der Spielsucht zu bewegen. Ich freue mich herzlich, diese Absicht bei Ihnen erreicht zu haben. Beharren Sie bei Ihrem löblichen Vornehmen! Denn glauben Sie mir: Müßiggang und Spiel sind der jungen Leute Verderben. Mein Ansehen, mein guter Rath, mein Vermögen, Alles steht zu ihrem Dienste.

Da, fügte er hinzu, indem er mir seinen Geldbeutel reichte, nehmen Sie diese Kleinigkeit, und bedienen Sie sich derselben zu ihrer eigenen Bequemlichkeit und zur Fortschaffung Ihrer Geworbenen.

Mit Erstaunen sah ich nunmehr, wie falsch ich das Betragen dieses Mannes gegen mich erklärt hatte, und sprang auf, ihn zu umarmen. Dann eilte ich mit meiner Mannschaft zum Regimente, bemühete mich um die Adjutantenstelle, und erhielt sie.

Von dieser Zeit an lag ich lediglich meinen Berufsgeschäften ob, und da ich Karten und Würfel ganz und gar nicht mehr anrührte, so verloren sie auch in kurzer Zeit allen Reiz für mich.

Seht, jungen Freunde, pflegte der Oberst am Ende dieser Erzählung hinzuzufügen, so wahr ist es, daß man dieser, wie jeder andern Leidenschaft, wenn man nur recht ernstlich will, mit Gottes Hülfe widerstehen kann, und daß Vermeidung des Müßigganges das sicherste Verwahrungsmittel gegen diese und jede andere Thorheit ist.

An den Schlaf.

O du sanfter, erquickender Engel,
Steige von deinem Hügel herab,
Und bedecke mit leisem Gefieder
Die Augen meiner geliebten,
Ewig geliebten Freunde.
Aber weiche, weiche von diesen sinnenden Augen,
Und laß erst im Busen mich forschen:

War ich des heutigen Tages auch werth? —
Und wenn mich kein Verbrechen verklagt
(Meine Versehn, o, die werden verziehn!)
Dann meinen innigsten Dank hinauf,
Still zum Himmel mich seufzen.

Süßer, erquickender, holder bist du,
Wohnt hier erst die Ruhe,
Lispelt mein eigener Engel erst
Beifall und Trost mir.

Diogenes und der junge Kriton.

Zu Korinth lebte vor Zeiten ein Mann, der hieß Diogenes. Ein höchst merkwürdiger Sonderling! — Er lebte ganz außerordentlich mäßig, kehrte sich an keine Gebräuche, handelte dadurch manchmahl wider den Wohlstand, that aber übrigens sehr viel Gutes, und Keinem etwas zu Leide.

Einstmahls begegnete ihm Kriton, ein junger Mensch, den er liebte, weil es ein guter, unverderbter Jüngling war. Wo willst du hin, Kriton? fragte Diogenes; du bist ja so geschmückt!

Zum Klinias, antwortete der Jüngling; Klinias giebt diesen Abend seinen Freunden ein Gastmahl. Er hat auch mich dazu eingeladen. Es wird da herrlich hergehen.

Diogenes.

Das glaube ich wol; denn Klinias ist reich und üppig. Aber du mußt nicht hingehen.

Kriton.

Warum nicht, lieber Diogenes?

Diogenes.

Weil du sonst eben so lasterhaft wirst, als Klinias selbst ist.

Kriton.

Wie so, Diogenes? Warum sollte ich nicht einmahl recht vergnügt sein?

Diogenes.

Das sollst du nach meinem Wunsche immer sein; nur nicht auf diese Weise. Denn das sind keine wahre Vergnügungen, woran wir nachher mit Reue denken müssen. Klinias und seine Gesellschaft sind für dich gefährlich.

Kriton.

Fürchte nichts, Diogenes; ich will, wie ich dir sagte, nur vergnügt sein. Verführen werde ich mich nicht lassen.

Diogenes.

Aber das steht nicht mehr in deiner Gewalt, wenn du nicht die Gelegenheit dazu vermeidest. Das Laster ist anfangs süß, und du bist zu jung, als daß du so mächtigen Versuchungen widerstehen könntest. Thue mir den Gefallen, und gehe wieder zu deinen Aeltern zurück.

Kriton.

Ich kann nicht, Diogenes; ich habe einmahl mein Wort gegeben.

Diogenes.

Daran hast du freilich nicht wohl gethan; aber du würdest noch weit übler thun, wenn du in diesem Falle dein Wort hieltest. So wahr ich dich liebe, du sollst mir nicht zu diesem Gastmahle gehen!

Der Jüngling wollte noch Dieses und Jenes einwenden; aber Diogenes, der durch seine Mäßigkeit auch zugleich ein starker Mann war, nahm ihn ohne Umstände beim Arme, und führte ihn zu seinen Aeltern zurück.

Du sollst das Recht haben, mich nicht mehr zu lieben, sagte er zu ihm unterwegs, wenn ich dich nicht schon morgen überführe, daß ich recht gethan habe. Lies heute Abend noch ein gutes Buch; morgen früh werde ich wieder bei dir sein.

Den andern Morgen ging Diogenes, der Abrede gemäß, zu seinem jungen Freunde, und fand ihn bereits angekleidet. Nach dem gewöhnlichen Gruße der Griechen, die sich Freude zu wünschen pflegten, sagte er zu ihm:

Es ist billig, daß ich es auf mich nehme, dich bei dem Klinias und seinen Gästen zu entschuldigen. Komm, wir wollen ihnen unsern Besuch abstatten.

Kriton.

Sehr gern, Diogenes. Ich würde dich darum gebeten haben, wenn du es mir nicht selbst angeboten hättest; darum habe ich mich so früh angekleidet. Ich hoffe doch, du wirst ihnen sagen, daß ich habe zu ihnen gehen wollen, und daß du mich abgehalten hast?

Diogenes.

Freilich werde ich ihnen das sagen, und ich denke, ich werde ihnen noch mehr sagen. Aber erst laß uns im freien Felde des herrlichen Morgens genießen.

Kriton.

Wollen wir nicht lieber gleich zu ihnen gehen? Wir möchten sie sonst nicht zu Hause finden.

Diogenes.

Fürchte das nicht, mein Lieber; ich kenne diese Gesellen. Die Sonne muß schon sehr hoch stehen, wenn sie ihre wollüstigen Betten verlassen sollen; und heute, denke ich, werden sie für die vergangene Nacht mitschlafen. Glaube mir, wir kommen für sie noch immer früh genug, wenn wir um Mittag zu ihnen gehen.

Diogenes führte hierauf den Jüngling weit ins Feld, durch schattige Wälder und duftreiche Wiesen, in eine herrliche Gegend, wo die Natur in aller ihrer Frühlingspracht glänzte. Noch hatte der Jüngling seinen Verdruß darüber, daß Diogenes ihn gestern von einem Vergnügen abgehalten hatte, nicht ganz überwinden können. Zwar liebte und ehrte er den Diogenes, von dessen Weisheit er schon viel gelernt hatte, aber er liebte auch das Vergnügen, besonders die gesellschaftlichen Vergnügungen bei Wein und Tanz, wozu ihm Diogenes, wie er meinte, eine schöne Gelegenheit genommen hatte. Er hatte daher den Weg über wenig gesprochen.

Jetzt bemerkte Diogenes, daß sein Gesicht heitrer

wurde. Fühlst du nicht, mein Lieber, sagte er zu ihm, wie dieser herrliche Anblick dein Gemüth erheitert? Wie die Wohlgerüche, die um uns her verbreitet sind, deine Brust erweitern, und alle deine Gliedmaßen so leicht machen?

Was für ein mächtiger Zauber liegt doch in der Natur, daß sie so bloß durch ihren Anblick alle unsere kleinen Leidenschaften besänftigen kann! Ich selbst spüre jetzt diesen wohlthätigen Einfluß. Ich hatte noch von gestern her einen Verdruß über einen Freund, auf den ich böse wurde, weil er mir etwas zuwider that; aber dieser Spaziergang und diese schöne Gegend haben mich wieder ganz heiter gemacht.

Kriton.

O, ich verstehe dich, Diogenes! Nicht wahr, du meinst, es sei jetzt mit mir so, als du von dir sagst? Du hast nicht ganz Unrecht; aber ich war doch nicht eigentlich böse auf dich; du meinst es ja so gut mit mir. Ich war nur unruhig.

Diogenes.

Und warum denn unruhig, mein Lieber?

Kriton.

Weil ich noch nicht einsehe, warum du gestern so hart gegen mich sein mußtest.

Diogenes.

O, das wirst du bald deutlich einsehen, und ich denke, du hast dazu schon einen guten Anfang gemacht. Nicht wahr, mein Lieber, du empfindest doch jetzt alles das, worauf ich dich vorher aufmerksam machte: die Erquickung deines Körpers, die Erheiterung und Erhebung deiner Seele, die Besänftigung deiner Leidenschaften, kurz, den ganzen wohlthätigen Einfluß der hier um uns ausgebreiteten schönen Natur? Du siehst auch ein, daß

alles dieses nicht bloß vorübergehende Vergnügungen, sondern große, dauerhafte Vortheile für uns sind, weil sie so geradezu dahin führen, uns an Leib und Seele gesund zu erhalten, welches, wie du weißt, die Summe aller menschlichen Glückseligkeit, so wie das Bestreben danach die Summe aller menschlichen Weisheit ist.

Kriton.

Allerdings, Diogenes, es ist, wie du sagst. Aber wodurch habe ich dir Gelegenheit gegeben, zu argwöhnen, daß ich von dem Allen nicht recht überzeugt sei?

Diogenes.

Das nicht, mein Lieber; sondern mich dünkt nur, daß, wer davon so recht überzeugt ist, auch einsehen müsse, daß das sehr thörichte Menschen sind, die sich selbst dieser großen Vortheile berauben.

Kriton.

Auch das, Diogenes, auch das gestehe ich.

Diogenes.

Nun, so gestehe denn auch, daß Klinias und seine lustige Gesellschaft, die jetzt noch in ihren Betten liegen, dergleichen thörichte Menschen sind.

Kriton.

Ei, wer weiß denn, Diogenes, ob sie nicht jetzt so gut, als wir, diesen schönen Morgen genießen?

Diogenes.

O, das weiß ich! Noch ehe ich zu dir kam, wußte ich durch Nachfrage, daß sie erst mit Anbruch des Tages nach Hause gekommen sind. Auch ist das so ihre Weise. Gleichwol fodert die Natur ihr Recht. Sie hat unsern Körper so eingerichtet, daß er von Zeit zu Zeit Ruhe bedarf; sie hat unsere Augen so eingerichtet, daß sie zum Sehen Licht gebrauchen; sie hat in jenem flammenden Weltkörper, der sich regelmäßig unsern Au-

gen entzieht und wieder darstellt, am Tage nur dieses Licht aufgesteckt, und dagegen die Zeit der Nacht noch auf mancherlei andere Art für unsere Thätigkeit unbequem gemacht. Dieses sind Weisungen der Natur, und von ihr kann man sich keinen Schritt verlaufen, ohne sich zugleich eben so weit von seiner wahren Glückseligkeit zu entfernen. Es ist bloß natürlich, daß, wer die Nächte verschwendet, die Tage verschlafe, oder wenigstens verträume! Es ist bloß natürlich, daß, wer die zur Ruhe bestimmte Zeit mißbraucht, an den Vergnügungen des Tages keinen Theil habe!

Kriton.

Aber, Diogenes, Wein und Tanz und Tonspiel sind doch auch Vergnügungen, und ich denke, auch sie hat der Schöpfer gegeben, der alles dieses so herrlich geschaffen hat.

Diogenes.

Das hat er, Kriton! Aber siehe hier den großen Unterschied dieser Vergnügungen! Jene einfachen, für unser ganzes Wesen so wohlthätigen Freuden der Natur, wie durchaus unschädlich sind sie; wie unbedenklich ist ihr Genuß! — Berausche dich in ihnen, wenn du kannst; gewöhne deine Seele zu jenen hohen Betrachtungen, welche sie mit sich führen, und du hast gerade nicht mehr gethan, als die Natur von dir verlangte. Du wirst gerade ein um so viel besserer Mensch sein, je mehr du deine Seele allen diesen seligen Eindrücken geöffnet hast. — Aber thue nur einen Schritt über die so schwer zu erkennende Grenze im Genusse jener gröbern oder erkünstelten Vergnügungen hinaus, oder laß dich gar von ihnen hinreißen: und du bist mehr oder weniger ein verworfner, unglücklicher Mensch! — Von dem Weine wirst du mir dies leicht zugeben, weil du die redenden Beweise davon täglich vor Augen siehest; und

von der Musik ist hier nicht die Rede, weil sie bei den sinnlichen Vergnügungen, wider welche ich eifre, nur eine Gefährtinn, und zwar eine gemißbrauchte Gefährtinn ist.

Du siehst wol, daß ich unter gefährlichen Vergnügungen hier nur den Wein und den Tanz verstehen kann. Aber eben den Tanz — nicht wahr, Kriton? — eben den Tanz möchtest du dir nicht gern nehmen lassen, möchtest du nicht gern in diese Klasse gesetzt wissen? Und doch kann ich, so wie dies Vergnügen jetzt gebraucht wird, von meiner Behauptung nichts zurücknehmen.

Der Tanz — so wie er nun einmahl jetzt gemodelt, und in unsern sogenannten feinen Gesellschaften eingeführt ist — dieser Tanz, sage ich, zerstört den Körper eben so unausbleiblich, als der unmäßige Genuß des Weins; und sehr oft zerstört er ihn noch weit plötzlicher. Alle seine Bewegungen sind gewaltsam, die Dauer dieses gesellschaftlichen Vergnügens ist so unrichtig bestimmt, und die Zeit zum Genusse desselben so durchaus unschicklich gewählt, daß ich fast nicht weiß, ob der Mißbrauch des Weins, oder dieser unvernünftige Gebrauch des Tanzes, unserer Gesundheit gefährlicher ist. Denke dir, was es erst sein müsse, wenn, wie gewöhnlich, beide mit einander verbunden werden.

Kriton.

Aber, Diogenes, sollte es denn nicht möglich sein, dieser gesellschaftlichen Freuden so zu genießen, daß sie uns nicht schädlich werden könnten? Sollte es nicht möglich sein, auch hierin eine Mittelstraße zu halten?

Diogenes.

O ja, mein Lieber; wer wird daran zweifeln? Aber wie willst du diese Mittelstraße erkennen, wie halten, und nicht alle Augenblicke davon abweichen, wenn du

die Anstalten so triffst, daß weder dein Verstand, noch dein Wille frei bleiben? — wenn die vereinigte Gewalt lockender Versuchungen deine Sinne bestürmt, und spottender Aberwitz einer leichtsinnigen Gesellschaft deine Grundsätze verhöhnt?

Das sicherste Mittel, diese Mittelstraße nicht zu verfehlen, wäre freilich wol, wenn man allein tränke und allein tanzte; aber da allein zu trinken nun einmahl so traurig, und allein zu tanzen gar lächerlich ist, da Beides auch wirklich seinen besten Werth verliert, wenn es nicht zum geselllschaftlichen Vergnügen, das ist, zu einem Mittel, Geselligkeit zu befördern, und in dieser Geselligkeit auch wirkliche Seelenfreude zu schmecken, gemacht wird: so besteht unsere Pflicht hiebei nur darin, daß wir diese Vergnügungsarten nicht anders, als in weiser Gesellschaft genießen.

Und hier, junger Freund, sind wir gerade auf dem Punkte, auf den es eigentlich zwischen uns Beiden ankommt, denn unter allen unweisen Thoren, welche jene gesellschaftlichen Freuden zu ihrem und Anderer Verderben mißbrauchen, stehen Klinias und seine Gesellschaft oben an. Bei ihnen artet jeder Genuß des Weins in Völlerei aus, jeder Tanz in wollüstige Ueppigkeit, jede ihrer Zusammenkünfte in die vollständigste Schwelgerei. Daher sind denn bei ihnen auch die Folgen dieser ausschweifenden Vergnügungen auffallender und sichtbarer, als sie gewöhnlich zu sein pflegen.

Denn was meinst du wol, in welchem Zustande sie sich heute befinden? Jeder von ihnen ist heute, und so noch einige folgende Tage, mehr oder weniger krank, je nachdem er von Natur stärker oder schwächer ist. Keiner ist unter ihnen, den ich nicht ohne große Schwierigkeit niederwerfe, wenn er gleich sonst viel stärker wäre;

Keiner, der nicht zur Zerstörung seiner Gesundheit gestern entweder den Grund gelegt, oder, da dieser bei den meisten von ihnen schon gelegt ist, der nicht weiter darauf fortgebauet hat; Keiner endlich, der heute zu irgend einer edeln Beschäftigung Lust oder Kraft in sich verspürt.

Siehe, Kriton, dies ist die Gesellschaft, von der ich gestern dich abgehalten habe; dies sind die Vergnügungen, welchen ich dich gestern entreißen mußte. Und doch habe ich dir ihre Gefährlichkeit nur erst von Einer Seite gezeigt.

Kriton.

Ich erstaune, Diogenes, über Alles, was du mir sagest. Aber ich kann nicht glauben, daß Klinias und seine Freunde, die mir so feine Leute zu sein scheinen, so durchaus unvernünftig sollten handeln können.

Diogenes.

Freilich, mein lieber Kriton, ist es schwer zu begreifen, wie vernünftige Menschen, und besonders Leute, welchen es nicht ganz an Erziehung gefehlt hat, wirkliche Freuden des Lebens so schändlich mißbrauchen können; und wohl dir, wenn es dir recht sehr unbegreiflich scheint! Aber wer die Welt kennt, weiß gleichwol, daß es so ist, und wer, wie ich, unsere Korinther beobachtet hat, weiß, daß er durch ein solches Urtheil einem Klinias und seines Gleichen nicht zu viel thut. Doch was brauchst du mir hier aufs Wort zu glauben! Was du bezweifelst, ist Thatsache, die der Augenschein dir beweisen kann. Komm, mein Lieber, wir wollen jetzt wieder nach der Stadt zurückgehen; unsere Leute werden alsdann wol aufgestanden sein.

Kriton.

O ja, Diogenes! Laß uns eilen; ich kann kaum

erwarten, zu sehen, ob Klinias und seine Freunde wirklich so thöricht gehandelt haben sollten.

Diogenes.

Nun, nun, das wirst du bald sehen. Aber übereilen dürfen wir uns deßhalb nicht. Glaube mir, sie liegen zu Hause eben so fest, als deines Vaters Hund an der Kette; — denn ob unsere Kräfte durch äußere Gewalt, oder durch innere Stockung gehemmt sind, siehe, das ist Eins! —

Der Jüngling überwand nunmehr seine kleine Ungeduld, bald wieder in der Stadt zu sein, und so gingen sie auf einem andern Wege langsam zurück. Unterwegs bezeugte Diogenes dem Jünglinge seine Zufriedenheit über die Geduld und Aufmerksamkeit, mit welcher er ihm zugehört hatte; und dieser hing nun wieder an ihm mit der ganzen warmen Empfindung eines dankbaren Sohnes, der durch Nachdenken immer mehr überzeugt wird, wie nützlich und nothwendig ihm sein weiserer Vater sei.

Eine Zeit lang ging er in stiller Ueberlegung. Endlich brach er das Stillschweigen.

Sage mir doch, Diogenes, fing er an, welches sind eigentlich die Betrachtungen, von welchen du vorhin sagtest, daß das Anschauen und der Genuß der Natur sie mit sich führen, und uns dadurch zu bessern und glücklichern Menschen machen?

Diogenes.

Ebendieselben, guter Kriton, welche du gewiß schon oft bei dir angestellt hast, und wovon du nur den Zusammenhang mit jenen großen Folgen, welche ich von ihnen gerühmt habe, nicht deutlich einsieheſt; nämlich die Betrachtungen über die Größe, Güte und Weisheit des Schöpfers.

Diese Betrachtungen sind, wie ich gesagt habe, in

einem hohen Grade für uns fruchtbar und wohlthätig. Sie sind fruchtbar für unsern Verstand, indem sie ihn mit den würdigsten Gegenständen beschäftigen, ihn dadurch erweitern, aufklären, berechtigen, und so die Erkenntniß des Wahren und Guten in uns befördern, welches die beste Frucht unsers Nachdenkens ist, weil sie unmittelbar zur Erkenntniß unserer Pflichten führt.

Sie sind aber auch fruchtbar für unser Herz, indem sie eben durch diese Erkenntniß des Wahren und Guten unsern Willen reinigen, und dadurch jene Zufriedenheit in uns befördern, ohne welche wir nie glücklich sein können.

Siehe, Kriton, auf diese Art werden jene Betrachtungen, welche der Anblick und der Genuß der schönen Natur in uns veranlassen, für uns fruchtbar und wohlthätig, und auf diese Art geschieht es, daß der öftere Anblick und Genuß der Natur uns zu bessern Menschen macht.

Denn wisse — und behalte es als eine große Wahrheit, die du nie aus den Augen verlieren mußt — so, wie unsere eigentliche wahre Bestimmung hienieden ist, den Schöpfer aus seinen Werken zu erkennen, und alsdann, durch diese Erkenntniß, in Gesellschaft unserer Nebenmenschen gut und glücklich zu werden, so ist auch die Erfüllung dieser unserer Bestimmung der eigentliche wahre Maßstab unsers Werths.

Wähne auch nicht, mein Lieber, als ob dieses Alles nur so aus einer von mir erlernten oder erbettelten Weisheit daherströme, oder als ob ich dem Einflusse der schönen Natur auf uns mehr zuschreibe, als er wirklich leistet. Alles, was ich dir jetzt gesagt habe, sind Wahrheiten, die sich bei dem Anblicke der Natur jeder unverderbten Seele aufdringen, sich in jeder mit der Zeit mehr oder weniger entwickeln, je nachdem sie sich mehr oder

weniger oft und anhaltend damit beschäftiget. Du selbst, junger Freund, wirst dieses gewiß schon oft an dir erfahren haben.

Kriton.

O ja, Diogenes! Ich bin niemahls im freien Felde allein gewesen, ohne einige von diesen Betrachtungen anzustellen, und ich habe immer gefunden, daß ich alsdann vergnügter und glücklicher geworden bin. Aber da der Anblick und der Genuß der schönen Natur allen Menschen offen steht, wie kommt es doch, daß nicht Alle Geschmack daran finden, und also auch nicht besser und glücklicher dadurch werden?

Diogenes.

Freilich sollte die Wirkung dieser weisen Anstalt des Schöpfers eben so allgemein sein, als sie an sich groß und gewiß ist. Aber daß sie es nicht ist, o! das, lieber Kriton, ist nicht ein Fehler der Einrichtung selbst, sondern die Folge einer ganz besondern Verkehrtheit mancher Menschen, die mit allen unsern Thränen nicht genug beweint werden kann. Wisse nämlich, und laß es dich durch dein ganzes Leben zur beständigen Aufmerksamkeit auf dich selbst führen, daß besonders seit der unglücklichen Verfeinerung der Sitten, die nun so oft die Stelle der Tugenden vertritt, viele Menschen den wahren Werth der Dinge gänzlich verkennen, und daher auch an jenen einfachen, für uns so wohlthätigen Freuden der Natur entweder gar keinen Geschmack finden, oder sie doch bei weiten nicht so innig empfinden, als zum Hervorbringen jener heilsamen Wirkung nöthig ist. Die Aufmerksamkeit solcher verwöhnten Menschen ist zu sehr zerstreut, zu sehr auf andere, nichtswürdige Dinge gerichtet, und ihr ganzes Empfindungsvermögen ist viel zu sehr geschwächt, als daß sie beim Anblick der schönen

Natur Das denken und Das empfinden könnten, was der unverderbte, am Verstande und Herzen noch gesunde Mensch dabei zu denken und zu empfinden sich nicht enthalten kann. Wie wäre es sonst möglich, daß ein Mensch jene großen Schauspiele der Natur — den Aufgang und Untergang der Sonne, die unendlich mannichfaltige Pracht des Erdbodens in den schönen Jahreszeiten, den sternvollen Himmel und den freundlichen Mond, oft und anhaltend, ohne wirkliche Vervollkommnung seiner selbst, anschauen könnte?

Kriton.

O, wie danke ich dir, Diogenes, daß du mich auf alle Gefahren aufmerksam machst, die mir bevorstehn! —

Unter diesen Gesprächen waren sie unvermerkt wieder der Stadt nahe gekommen. Kurz vor dem Thore begegnete ihnen ein hoher offner Wagen, auf welchem eine zahlreiche Gesellschaft, unter Jauchzen und Singen, zu einem ländlichen Feste fuhr.

Der Wagen fuhr hart an der Seite des Jünglings vorbei, und in dem Augenblicke stürzte ein Kind herab, das dem Schooße seiner unvorsichtigen Mutter entfiel.

Halt! schrie der Jüngling, mit einer Stimme, die weit über sein Alter war, und die ihm nur eine starke innere Empfindung geben konnte; halt! schrie er, und mit dem Worte sprang er zwischen die Räder, fing das fallende Kind in seinen Armen, und ehe Diogenes noch etwas dazu thun konnte, lag er damit zur Erde, — denn im Wegspringen hatte das Rad sein Kleid gestreift, und ihn zur Erde gerissen.

Erschrocken und bekümmert lief Diogenes auf ihn zu, und erkundigte sich ängstlich, ob er auch Schaden gelitten habe? Aber als nun der Jüngling munter und unbeschädigt wieder aufsprang, und wie im Triumphe das

gerettete Kind der herzueilenden Mutter entgegenhielt, da stand er, wie wonnetrunken, die Augen starr auf den Jüngling geheftet, und hohe, tugendhafte Freude mahlte sich auf seinem ganzen Gesichte.

Vater! allmächtiger Vater der Menschen! rief er mit einer Inbrunst, die jede Nerve seines Körpers anspannte, erhalte mir diesen Jüngling: er wird eins deiner herrlichsten Geschöpfe werden!

Mit Thränen der Dankbarkeit empfing die freudige Mutter ihr Kind aus den Händen des Jünglings, und Diogenes liebkosete und dankte ihm, als ob er ihm selbst die größte Wohlthat erzeigt hätte.

Wie ist dir denn, Diogenes, sagte der Jüngling, daß du mir so herzlich liebkosest? Habe ich denn etwa so was Außerordentliches gethan?

Diogenes.

Nein, nein, mein Bester, du hast bloß wohl gethan. Ich sollte dir sogar bei dieser Veranlassung jene Vorsichtigkeit empfehlen, die bei solchen Ausbrüchen unsers liebevollen Herzens unsere Menschenliebe leiten muß. Aber ich bin dazu jetzt nicht in der Fassung: es wird sich schon ein andermahl Gelegenheit dazu finden.

Kriton.

Du bist gütig, Diogenes. Ich sehe jetzt selbst, daß ich dabei etwas gewagt habe; aber in dem Augenblicke dachte ich nicht daran. Und was wäre es denn auch, wenn ich mich ein wenig beschädigt hätte? Das Leben des Kindes war doch in augenscheinlicher Gefahr.

Diogenes.

Wohl, wohl, mein Lieber! Wir wollen diese Materie ein andermahl vornehmen. —

Nun waren sie wieder in der Stadt; und es war

um die Zeit, wo Tausende im Schweiße ihres Angesichts ihr Mittagsessen bereits verzehrt hatten.

Erinnerst du dich, mein Guter, sagte Diogenes zu seinem geliebten Jünglinge, was wir noch zu thun haben? Oder willst du mich meines Versprechens, dich bei dem Klinias und seinen Freunden zu entschuldigen, lieber entlassen?

Kriton.

Nicht gern, Diogenes; denn alsdann würde ich mich selbst entschuldigen müssen, und ich gestehe dir, daß mich das in Verlegenheit setzen würde.

Diogenes.

Nun, nun, sei unbesorgt; meine Frage war nicht so ernstlich gemeint. Denn wenn du mir auch mein Versprechen zurückgäbest, so würde ich doch selbst nicht den Beweis zurücknehmen, den ich dir schuldig bin. Wir wollen also einige von diesen Herren aufsuchen. Klinias selbst ist uns hier wol der Nächste, und als Wirth hat auch eigentlich nur er auf deine Entschuldigung ein Recht.

Sie gingen also zum Klinias; aber gleich beim Eintritte that ihnen sein Thürhüter zu wissen, daß er den gemessenen Befehl habe, alle Besuche auf den Vormittag abzuweisen, weil sein Herr unpäßlich sei; und so mußten sie unverrichteter Sache wieder weggehen.

Gleiche Antwort bekamen sie bei drei Andern von der Gesellschaft; nur daß Diogenes, der in diesen Häusern mehr bekannt war, von den schwatzhaften Bedienten herauslockte, daß ihre Herren erst mit Anbruch des Tages nach Hause gekommen wären, und sich in ihren Betten sehr übel befänden. Zwei von ihnen hatten kurz vorher ihren Arzt rufen lassen, der, zur Abwendung der dringendsten Gefahr, dem Einen ein Brechmittel, und dem Andern ein Aderlassen verordnet hatte.

Merkst du wol, wo das hinaus will? sagte Diogenes zu seinem Begleiter. Wir sollen Keinen von ihnen zu sehen bekommen; aber das geht nicht. Einer von ihnen muß uns wenigstens Stand halten, und das soll Xenophant sein, der dort in dem ansehnlichen Hause wohnt.

Ich werde mich indeß schon einer kleinen List bedienen müssen, um vor ihn zu kommen; denn ich weiß etwas von seinen Heimlichkeiten. —

Xenophant hatte in seinem Hause nicht so gute Anstalten gemacht, als die Vorigen; denn Diogenes und sein junger Freund waren schon vor seinem Wohnzimmer, ehe sich noch ein Bedienter sehen ließ.

Endlich erschien einer, der sie sogleich anmeldete, aber auch bald mit der ungeschickten Antwort zurückkam, daß sein Herr nicht zu Hause sei.

Freund, du sagst Unwahrheit, antwortete Diogenes, indem er ihm starr ins Gesicht sah. Sage deinem Herrn, es sei Diogenes, der ihn zu sprechen verlange, und der ihm von Seiten des Wechslers Polikrates die gute Nachricht zu bringen habe, daß er bereit sei, ihm die verlangte Summe zu leihen.

Betroffen über diese unerwartete Antwort ging der Bediente zurück, und bald darauf wurden sie von ihm unter den ehrerbietigsten Verbeugungen zu seinem Herrn eingeführt.

Vergieb mir, Diogenes, rief ihnen Xenophant aus seinem Bette entgegen, daß ich mich erst habe verläugnen lassen. Wir sind gestern beim Klinias ein wenig lustig gewesen, und ich befinde mich heute darauf so übel, daß ich den ganzen Tag Niemand sprechen wollte. Aber wenn ich gleich gewußt hätte, daß du es wärst —

Laß das gut sein, Xenophant, fiel ihm Diogenes ins

Wort; denn es ist eben so wenig wahr, daß ich im Namen des Polikrates zu dir komme. Wir können also mit einander aufheben, und unsere Absicht mag entscheiden, ob wir gelogen oder bloß Unwahrheiten gesagt haben.

Xenophant.

Du bist doch ein sonderbarer Mann, Diogenes, daß du gleich Alles so ernstlich nimmst.

Diogenes.

Nicht doch, Xenophant, ich nehme es sehr gelinde; denn ich verlange nicht einmahl deine Entschuldigung. Aber laß uns nur zur Sache kommen. Meine Absicht ist eigentlich, diesen guten Jüngling bei dir und deinen Freunden zu entschuldigen, daß er nicht zu eurem Gastmahle gekommen ist; denn ich bin es, der ihn mit Gewalt davon abgehalten hat, als er schon dahin unterwegs war. Klinias hat uns nicht vor sich gelassen, du wirst also schon so gut sein, diese Entschuldigung an ihn und seine übrigen Freunde abzugeben.

Xenophant.

Aber, Diogenes, wie kannst du dir denn herausnehmen, Jemand mit Gewalt davon abzuhalten, des Klinias Gast zu sein? und wie denkst du denn, daß er diese Entschuldigung aufnehmen wird?

Diogenes.

Wie er sie aufnehmen wird? — O, der wichtigen Besorgniß! Ich denke, wie er es für gut findet. Aber damit er sie so aufnehme, wie ich will, daß er sie aufnehmen soll, so sage ihm zugleich, daß ich ihn und dich, und die übrigen Mitglieder eurer saubern Gesellschaft, als Verführer der Jugend ansehe, welchen der Staat bald das Handwerk legen muß, wenn er nicht will, daß Tugend und gute Sitten mit der Zeit ganz aussterben sollen.

Xenophant.

Du vergissest dich, Diogenes; weißt du auch, daß du in meiner Behausung bist?

Diogenes.

Ei, wie sollte ich das nicht wissen! Alles, was ich vor mir und um mich sehe, erinnert mich ja daran.

Xenophant.

Diogenes, du scheinst es darauf anzulegen, mich böse zu machen. Aber ich finde es bloß lächerlich, daß du dich um Sachen bekümmerst, die dich nicht angehen. Denn was geht es dich an, auf welche Weise wir unsers Lebens genießen wollen?

Diogenes.

Nun, nun, das ist noch das Beste, was du thun kannst; denn es ist bloß kindisch, böse zu werden, wenn man Unrecht hat. Aber was mich eure Lebensart angeht, fragst du? Euretwegen freilich nicht viel, denn mit euch ist es nun wol zu weit gekommen, als daß ihr durch mich gebessert werden könntet. Frage also lieber, was mich dieser Jüngling angeht, dem ich freilich weder als Vater, noch als Vetter, noch als Vormund angehöre; frage es dreist, sage ich, und hier hast du meine Antwort:

Alle rechtschaffene Leute sind meine Verwandte, und alle unverderbte Jünglinge sind meine Kinder. Daß ihr also so wider euch selbst handelt, daß ihr eure Seele, wie euren Körper, schändet, daß ihr eure Gesundheit zerstört, daß ihr alle eure Kräfte, so wie alle Güter des Lebens mißbraucht — das mögt ihr, wenn ihr euch nicht wollt rathen lassen, so lange ihr könnt, und dann mögt ihr es bei Dem verantworten, der euch diese Kräfte und diese Güter gegeben hat. Aber daß ihr euer Verderben auch auf Andere verbreitet, daß ihr auch Andere,

aus welchen noch gute Menschen werden könnten, zu dieser Lebensart verführt, das habt ihr gegen den Staat, gegen mich und gegen alle Rechtschaffene zu verantworten; und Diogenes wird der Erste sein, der diesen euren Unfug vor Gericht bringt, wenn ihr ihn fortsetzt. Vergiß nicht, auch dieses dem Klinias und deinen übrigen Freunden zu hinterbringen.

Komm, mein Lieber, fuhr er fort, indem er sich zu seinem Gefährten wandte, unser Werk ist hier vollbracht; länger dürfen wir uns an einem solchen Orte nicht aufhalten. Du, Xenophant, lebe wohl, wenn du kannst, und vergiß nicht meine Bestellung an deine Freunde.

Xenophant wußte nicht, wie er sich bei dieser Rede geberden sollte, und Diogenes verließ ihn in aller der Verwirrung, welche das böse Gewissen in solchen Fällen allemahl und ganz unausbleiblich hervorbringt.

Du siehest, mein Bester, sagte er zu seinem jungen Freunde, als sie wieder auf der Straße waren, es ist, wie ich dir sagte. Was ich dir durch den Augenschein zu beweisen versprach, hätte ich dir so ziemlich bewiesen. Was ich dir aber nicht beweisen kann, und was du mir gleichwol nicht weniger glauben mußt, ist dieses: daß, wenn anders Mehre deines Gleichen bei diesem Gastmahle gewesen sind, Mancher von ihnen zugleich seine Unschuld verloren, jeder Andere aber sich in dem Netze der Wollust von neuen so fest verstrickt hat, daß er sich vielleicht niemahls wieder daraus loswickeln kann. Und dieses, mein Bester, ist eben die gefährliche Seite dieser Vergnügungen, der ich heute früh nur obenhin erwähnte; dieses ist es, wodurch die Zusammenkünfte dieser Herren, die sie feine Abendmahlzeiten zu nennen pflegen, für die Tugend eben so gefährlich werden, als sie für die Gesundheit zerstörend sind. Ver-

gieb mir also, daß ich dich auf eine fast unhöfliche Weise davon abgehalten habe.

Nicht so, Diogenes, antwortete der Jüngling, indem er seine Hand zärtlich drückte; nicht so, wenn du nicht willst, daß ich im Gefühl deiner Güte für mich, mich meiner selbst schämen soll. Vergieb du mir, bester, gütiger Mann, daß ich auch nur einen Augenblick deßhalb auf dich ungehalten sein konnte; denn ich sehe nun wol, daß ich auf einem sehr gefährlichen Wege war, da ich bloß auf dem Wege zum Vergnügen zu sein glaubte.

Diese Einsicht, mein Sohn, sagte Diogenes, nähre und erhalte, so wirst du vielen Versuchungen zu widerstehen in Stande sein. Mit diesen Worten, und mit einem belohnenden väterlichen Kusse, ließ er ihn von sich.

Schall.

Merkwürdige Entschlossenheit eines jungen Schifferburschen.

Ein Schiff, mit Wolle beladen, fuhr von Hamburg ab, um, ich weiß nicht, wohin? zu segeln. Der innere Raum desselben war so voll gepackt, daß man ein paar große Wollsäcke oben auf dem Verdecke lassen, und daselbst mit Stricken befestigen mußte.

Man fuhr mit gutem Winde die Elbe hinunter, aber kaum hatte man die Mündung derselben zurückgelegt und das offenbare Meer erreicht, als sich ein gewaltiger Sturmwind erhob, der das Schiff hin und her schleuderte. Es kriegte dabei einen Leck, der so groß war, daß das einstürzende Wasser durch Pumpen nicht wieder hinausgeschafft werden konnte. Das Schiff fing also an zu sinken!

Es befand sich gerade oben auf dem Verdecke ein junger Schifferbursche, der in dem Augenblicke, da das Schiff zu Grunde ging, so viel Besonnenheit hatte, daß er auf einen der großen Wollsäcke sprang, und die Stricke, womit derselbe angebunden war, in der größten Geschwindigkeit abschnitt. Das Schiff ging darauf unter, und der junge Mensch ritt auf dem Wollsacke durch die schäumenden Wogen.

Da der Wind von der Landseite herkam, so war für den Unglücklichen fast gar keine Hoffnung übrig, weil er in jedem Augenblicke nur noch weiter in das unermeßliche Weltmeer fortgetrieben wurde. Dennoch ließ er den Muth nicht sinken, dennoch hielt er es für Pflicht, sein Leben so lange zu fristen, als es ihm nur möglich sein würde.

Schon hatte er zwei Tage und zwei Nächte auf diesem gefährlichen Fahrzeuge zugebracht, als er auf eine so schreckliche Weise vom Hunger gequält wurde, daß er endlich ein Loch in den Wollsack kratzte, und darauf von Zeit zu Zeit einen Büschel Wolle in den Mund steckte, um das darin befindliche Schmer herauszusaugen. So ekelhaft und unbefriedigend dieses Nahrungsmittel nun auch war, so gereichte es ihm doch zu einiger Erquickung.

Schon war die dritte Nacht vergangen, und der schreckliche Tod des Hungers schien für den Unglücklichen nun mit starken Schritten heranzurücken, als sich plötzlich, zu seiner unbeschreiblichen Freude, am fernen Horizont ein Schiff zeigte, welches auf ihn zuzusegeln schien.

Jetzt war seine Rettung nicht mehr zweifelhaft. Das Schiff segelte wirklich heran. Die darauf befindlichen Leute erblickten ihn, und setzten ein Boot aus,

um ihn abzuholen. Ausgehungert und erschöpft wurde er an Bord gebracht.

Der Kapitän des Schiffes brauchte die nöthige Vorsicht, ihm anfangs nur ein wenig Schiffszwieback und ein wenig Wein reichen zu lassen. Dann mußte er sich schlafen legen. Beim Erwachen ward ihm wieder eine kleine Gabe Speise gereicht, worauf er abermahls sich zu Bette legen mußte. Durch diese abwechselnde Erquickung mit Speise und Schlaf wurde der junge Mensch in kurzer Zeit völlig wieder hergestellt.

Gesund und munter trat er zu Hamburg ans Land, und am folgenden Tage — schiffte er sich schon wieder zu einer neuen Seereise ein. C.

Der Bauer.

Ich esse Brot und trinke Wasser;
Was schüttet nicht der reiche Prasser
In seinen fetten Bauch?
Da werdet ihr, ihr Maden, fressen;
Da werdet ihr mich ganz vergessen; —
Doch fresset mich nur auch.

Den König trägt ein goldner Wagen;
Mich müssen meine Füße tragen
Und ein getreuer Stab.
Was jägt er dort, der stolze Reiter?
Er jägt, allein er kommt nicht weiter;
Wir kommen Beid' — ans Grab.

Gleim.









